

Die Reise im Finstern.

(englisch: *The Boy Tar*)

vom

Capitain Mayne Reid.

In's Deutsche übertragen

von

A. Kretzschmar.

Wurzen, 1860,

Verlags-Comptoir.

Dem englischen Originale folgend, wird auf die Untertheilung in drei Bände verzichtet; die Numerierung der Kapitel erfolgt fortlaufend.

ERSTES KAPITEL. MEINE KLEINEN ZUHÖRER.

Mein Name ist Philipp Forster und ich bin jetzt ein alter Mann.

Ich wohne in einem ruhigen kleinen Dorfe, das am Meeresstrande liegt im Hintergrunder einer sehr großen Bucht – einer der größten auf unserer Insel.

Ich habe das Dorf ein ruhige genannt, und ein solches ist es auch wirklich, obschon es sich rühmt, ein Seehafen zu sein. Es ist ein kleiner Hafendamm von gemeißeltem Granit vorhanden, neben welchem man gewöhnlich ein paar Schaluppen, ungefähr dieselbe Anzahl Schooner und dann und wann eine eine Brigg liegen sieht.

Große Schiffe können nicht so weit hereinkommen.

Wohl aber kann man stets eine bedeutende Anzahl Boote sehen, die entweder auf dem Trocknen liegen, oder in der Nähe der Bucht herumrudern, und daraus kann man schließen, daß das Dorf seinen Unterhalt mehr durch den Fischfang als durch den Handel erwirbt.

Dies ist auch in der That der Fall.

Es ist mein Heimathsdorf – der Ort, an welchem ich geboren ward und wo ich auch zu sterben gedenke.

Trotzdem aber wissen die übrigen Dorfbewohner sehr wenig von mir. Sie kennen mich bloß als »Capitain Forster« und noch specifischer als den »Capitain«, weil dieses Prädicat das ist, auf welches außer mir im Dorfe Niemand ein Recht hat

Streng gekommen habe auch kein Recht darauf. Ich bin niemals ein militairischer Capitain gewesen, auch habe ich nicht diesen Rang in der Flotte bekleidet. Ich bin blos Master eines Kauffahrteischiffes, oder, mit andern Worten, ein Schiffer gewesen.

Die Dorfbewohner sind aber freundliche, höfliche Leute und nennen mich deßhalb Capitain. Sie wissen, daß ich in einem hübschen Häuschen, ungefähr eine Viertelstunde Weges vom Dorfe strandaufwärts, wohne. Sie wissen, daß ich allein lebe, denn meine alte Haushälterin kann kaum als eine Gesellschaft betrachtet werden. Sie sehen mich jeden Tag mit meinem Fernrohre unter dem Arme durch das Dorf gehen; sie bemerken, daß ich auf den Hafendamm hinausgehe und meinen Blick durch das Rohr über das offene Meer hinausschweifen lasse, und daß ich dann vielleicht wieder nach Hause zurückkehre oder ein paar Stunden lang am Strande auf und ab wandele.

Außer diesen Thatsachen aber wissen die Dorfbewohner von mir, meinen Gewohnheiten oder meiner Geschichte sehr wenig. Sie glauben unter einander, ich sei ein weitgereis'ter Mann. Sie wissen, daß ich viele Bücher habe und daß ich viel lese, und deßhalb haben sie sich in den Kopf gesetzt, daß ich wunderbar gelehrt sein müsse.

Ich bin auch wirklich ein weitgereis'ter Mann und lese auch wirklich viel, in Bezug auf meine Gelehrsamkeit aber irren sie sich. In meiner Jugend waren mir die Vortheile einer guten Schulerziehung versagt, und die wenigen literarischen Kenntnisse, die ich besitze, habe ich mir

durch hastigen und oft unterbrochenen Selbstunterricht während der kurzen Zwischenzeiten eines thätigen Lebens erworben.

Ich habe gesagt, daß die Dorfbewohner sehr wenig von mir wissen, und der Leser wird sich ohne Zweifel darüber wundern, da doch an diesem Orte mein Leben begann und, wie ich schon vorhin erklärte, hier auch zu sterben gedenke.

Diese Unbekanntschaft mit mir läßt sich jedoch leicht erklären.

Ich war erst zwölf Jahre alt, als ich meine Heimath verließ und vierzig Jahre lang setzte ich keinen Fuß wieder in meinen Heimathsort und erblickte keinen seiner Bewohner.

Der Mann, dessen man sich noch erinnerte, nachdem er vierzig Jahre abwesend gewesen, mußte ein sehr berühmter sein, und da ich, als ich fortging, kaum erst ein Knabe zu nennen war, so fand ich mich bei meiner Rückkehr vollständig vergessen.

Selbst meiner Eltern erinnerte man sich kaum. Beide waren gestorben, ehe ich meine Heimath verließ und als ich noch ein kleiner Bube war. Ueberdies war mein Vater seines Gewerbes ein Seemann und folglich selten oder nie zu Hause, so daß ich von ihm wenig mehr weiß als wie sehr ich mich grämte, als die Nachricht eintraf, daß sein Schiff untergegangen war und er mit den meisten seiner Kameraden das Leben verloren hatte.

Leider überlebte meine Mutter ihn nicht lange, und da ihr Tod folglich auch vor schon so langer Zeit stattgefunden hatte, so war es ganz natürlich, daß beide von einer Einwohnerschaft vergessen waren, mit welcher sie nur geringen Verkehr gehabt hatten.

Auf diese Weise erklärt sich also, wie es kommt, daß ich in meinem Heimathsorte ein solcher Fremdling bin.

Deßwegen darf man aber nicht glauben, daß ich einsam oder ohne Gesellschaft sei. Obschon ich aufgehört habe, meinem Berufe als Seemann zu folgen, und in meine Heimath zurückgekehrt bin, um meine noch übrigen Tage in Frieden und Ruhe zu verleben, so bin ich doch keineswegs von ungeselliger Gemüthsart.

Im Gegentheil, ich bin, wie ich stets gewesen, ein großer Freund des geselligen Verkehrs, und, obschon jetzt ein alter Mann, finde ich doch großes Vergnügen an der Gesellschaft junger Leute, besonders kleiner Knaben.

Auch kann ich mich rühmen, daß ich bei allen diesen im ganzen Dorfe in großer Gunst stehe. Ich bringe ganze Stunden damit zu, daß ich ihnen hilfreiche Hand leiste, wenn sie ihre Drachen steigen oder ihre kleinen Boote schwimmen lassen, denn ich weiß noch recht wohl, wie großes Vergnügen diese Spielereien mir gewährten, als ich selbst noch ein Knabe war.

Die harmlosen Kinder ahnen, während ich an ihren Spielen theilnehme, nicht, daß der freundliche alte Mann der sie und sich selbst so amüsiren kann, den größten Theil seines Lebens unter abenteuerlichen Auftritten und

in tödtlichen Gefahren zugebracht hat, und dennoch sind diese der Hauptinhalt meiner Lebensgeschichte.

Es giebt jedoch Leute im Dorfe, welche einige Kapitel aus der Geschichte meines Lebens besser kennen, weil sie dieselben aus meinem eigenen Munde gehört haben, denn ich bin niemals abgeneigt, Leuten, welche würdig sind, zu hören, irgend ein interessantes Abenteuer zu erzählen, welches ich durchzumachen gehabt, und selbst in unserm ruhigen Dorfe habe ich ein Publikum gefunden, welches den Erzähler verdient.

Schulknaben sind meine Zuhörer gewesen, denn es giebt eine berühmte Schule in der Nähe des Dorfes – ein Institut für junge Herren wird es genannt – und dieses stellt mir das zahlreichste und aufmerksamste Auditorium.

Diese Knaben und ich begegneten uns bei unsern Ausflügen am Meeresstrande, und da sie mein verwittertes Salzwassergesicht bemerkten, so glaubten sie, ich könne ihnen abenteuerliche Geschichten und seltsame Ereignisse erzählen, die mir weit über der See begegnet seien.

Wir trafen uns sehr oft, fast täglich, und es dauerte nicht lange, so entstand eine freundliche Bekanntschaft zwischen uns, bis ich auf ihr Bitten ihnen dann und wann ein Abenteuer aus meinem Leben zu erzählen begann.

Oft konnte man mich im niedrigen Grase der Bucht sitzen sehen, umgeben von einer Anzahl dieser wohlgekleideten Knaben, deren getheilte Lippen und begierige Augen das Interesse verriethen, welches sie an meinen

Erzählungen nahmen. Ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß auch ich Vergnügen daran fand – wie alle alte Soldaten und Seeleute, welche es sich, wie das Sprichwort sagt, zum Vergnügen machen, ihre Schlachten noch einmal durchzufechten.

Diese bruchstückweisen Erzählungen dauerten eine Zeitlang fort, bis eines Tages, als ich meinen jungen Freunden auf gewöhnliche Weise, nur etwas früher als gewöhnlich begegnete, ich sofort sah, daß sie etwas ganz Besonderes im Schilde führten.

Sie waren in stärkerer Anzahl vorhanden als dies sonst der Fall zu sein pflegte, und ich bemerkte, daß einer davon – der größte von allen – ein zusammengefaltetes Papier in der Hand hielt, worauf, wie ich sah, Etwas geschrieben stand.

Als ich näher kam, ward mir das Papier überreicht, ohne daß man ein Wort dazu gesprochen hätte, und ich sah an der Ueberschrift, daß es an mich selbst gerichtet war.

Ich öffnete das Blatt und gewahrte bald, wo der Inhalt hinauslief. Es war eine von sämtlichen anwesenden Knaben unterzeichnete »Petition«.

Sie lautete folgendermaßen:

Geehrter Herr Capitain!

Wir haben heute einen ganzen Ferientag bewilligt erhalten, und wir wüßten nicht; wie wir denselben auf angenehmere und nützlichere Weise zubringen könnten als wenn wir Ihnen zuhörten. Deßhalb haben wir uns die Freiheit genommen, Sie zu bitten, uns durch Erzählung irgend eines merkwürdigen Ereignisses zu erfreuen welches Ihnen begegnet ist. Einem möglichst abenteuerlichen Vorfälle würden wir den Vorzug geben, denn wir wissen, daß Ihnen während Ihres bewegten Lebens dergleichen viele begegnet sind. Wählen Sie jedoch den, dessen Erzählung Ihnen das meiste Vergnügen macht, und wir versprechen, Ihnen aufmerksam zuzuhören, denn wir wissen sammt und sonders, daß es uns sehr leicht fallen wird, dieses Versprechen zu halten. Und nun, bester Herr Capitain, erzeigen Sie uns die Gunst, um die wir bitten, und die Bittsteller werden Ihnen dafür stets dankbar sein.

Eine so höfliche Bitte konnte man unmöglich abschlagen und ohne Zögern erklärte ich mich daher bereit, meinen jungen Freunden ein Kapitel zum Besten zu geben.

Das Kapitel, welches ich wählte, war eins, von dem ich glaubte, es würde für die Knaben das interessanteste sein, denn es enthielt die Geschichte meiner eigenen Knabenjahre und meiner ersten Seereise, welche ich, in Folge der sonderbaren Umstände, unter welchen sie erfolgte, die »Reise im Finstern« genannt habe.

Ich setzte mich auf einen Kieselhaufen, so daß ich das spiegelnde Meer vor Augen hatte, ließ meine Zuhörer um mich herum Platz nehmen und fing dann an.

ZWEITES KAPITEL. DURCH SCHWÄNE GERETTET.

Von meinen frühesten Lebenstagen an war ich ein Freund des Wassers. Es war dies mein Instinkt. Wenn ich als Ente oder als Wasserhund geboren worden wäre, so hätte ich keine größere Vorliebe für das Wasser haben können. Mein Vater war Seemann gewesen, eben so wie mein Großvater und auch mein Urgroßvater, und ich hatte vielleicht diesen Instinkt von ihnen geerbt.

Doch mochte dem sein wie ihm wollte, meine Vorliebe für das Wasser war so stark, als wenn es mein natürliches Element gewesen wäre, und man hat mir erzählt, obschon ich selbst mich dessen nicht mehr entsinne, daß ich, als ich noch ein ganz kleines Kind war, nur mit Mühe von Wassertümpeln und Teichen zurückgehalten werden konnte.

In der That ereignete sich das erste Abenteuer meines Lebens in einem Teiche, und dieses entsinne ich mich ganz wohl.

Obschon es weder so seltsam noch so schrecklich war wie viele andere Abenteuer, die mir später aufstießen, so war es dennoch ein ziemlich sonderbares, ich werde es Euch mittheilen, weil es die frühzeitige Neigung veranschaulicht, die ich zum Leben auf dem Wasser hatte.

Ich war damals noch ein ziemlich kleiner Knabe, und da der merkwürdige Vorfall sich gleichsam an der Schwelle meines Lebens ereignete, so schien er das Vorspiel zu dem Schicksale meiner künftigen Laufbahn zu sein, und anzudeuten, daß ich, wie in der That auch der Fall war, ich viele Wechselfälle und Abenteuer erfahren sollte.

Ich habe gesagt, daß ich damals noch ein sehr kleiner Knabe war, eben nur groß genug, um außerhalb des Hauses herumzulaufen, und gerade so alt wie Knaben zu sein pflegen, wenn sie anfangen, Papierboote schwimmen zu lassen.

Ich verstand ein solches aus dem Blatte eines alten Buches oder einem Zeitungsblatte zu fertigen, und oft hatte ich dergleichen Fahrzeuge Reisen über den Ententeich machen lassen, welcher mein Ocean war.

Ich kann sagen, daß ich einen Schritt über die bloßen Papierboote hinaus gegangen war. Für mein sechsmonatliches Taschengeld, welches ich zu diesem Zwecke zusammengespart, war es mir nämlich gelungen eine vollständig getakelte Schaluppe von einem alten Fischer zu kaufen, welcher sie während seiner Mußestunden »gebaut« hatte.

Sie war nur sechs Zoll lang, weniger als drei Zoll breit und ihr Tonnengehalt würde, wenn er registriert worden wäre, was aber niemals geschah, ohngefähr ein halbes Pfund betragen haben. Ein kleines Fahrzeug wird man nennen, damals aber war es in meinen Augen eben so großartig wie ein Dreidecker.

Ich meinte, es sei für den Ententeich zu groß, und beschloß daher, eine Wasserfläche aufzusuchen, wo meine Schaluppe mehr Raum hätte, ihre Eigenschaften als guter Segler zu bethätigen.

Diese Wasserfläche fand ich bald in der Gestalt eines sehr großen Teiches oder Sees, wie ich ihn vielmehr nennen möchte, wo das Wasser klar wie ein Krystall, und wo gewöhnlich ein leichter frischer Wind darüber hin spielte, gerade stark genug, um die Segel blähen und meine kleine Schaluppe entlang zu treiben wie einen fliegenden Vogel, so daß sie oft über den Teich hinüber schwamm, ehe ich selbst auf die andere Seite hinüberkommen konnte, um sie wieder mit meinen Händen aufzufangen.

Manchen Wettlauf hatte ich auf diese Weise mit meiner kleinen Schaluppe, bei welcher zuweilen ich, zuweilen sie den Sieg errang, je nachdem der Wind ihrem Laufe günstig oder ungünstig war.

Dieser schöne kleine See, an dessen Ufer ich mich zu amüsiren pflegte, und wo ich viele der glücklichsten

Stunden meiner Kindheit zubrachte, war kein öffentliches Eigenthum. Er lag vielmehr in einem herrschaftlichen Parke, der sich von dem Ende des Dorfes an hinabzog, und der Teich gehörte natürlich dem Besitzer dieses Parkes ebenfalls.

Dieser Besitzer war indessen ein sehr freundlicher, liebevoller Herr, welcher den Dorfbewohnern gestattete, durch sein Grundstück zu gehen, so oft es ihnen beliebte, und Nichts dagegen hatte, daß die Knaben ihre Boote auf seinem See schwimmen ließen, oder sogar auf einem seiner Felder Ball schlugen, vorausgesetzt, daß sie sich hübsch in Acht nahmen und an den Sträuchern und Pflanzen, welche die Gänge einsäumten, keinen Schaden anrichteten.

Es war sehr freundlich und gut von ihm, diese Freiheit zu gestatten, und wir, die Knaben des Dorfes sahen dies ein und benahmen uns, glaube ich, im Ganzen genommen sehr anständig, denn hörte niemals, daß ein erheblicher Schaden verursacht worden wäre.

Der Park und der Teich sind noch da, der freundliche Herr aber, von welchem ich spreche, hat schon längst diese Welt verlassen, denn er war schon damals ein alter Mann und dies ist nun sechszig Jahre her.

Auf dem kleinen See gab damals eine Anzahl Schwäne, es waren ihrer sechs, wenn ich mich recht entsinne, und außerdem noch andere Wasservögel von seltener Art.

Die Knaben fanden großes Vergnügen daran, diese schönen Thiere zu füttern, und es geschah sehr oft, daß

Einer oder der Andere von uns ein paar Stücken Brot mitbrachte und sie den Wasservögeln zuwarf.

Ich für meine Person war ein großer Freund dieser kleinen Verschwendung und lief, so oft Gelegenheit hatte, mit vollgestopften Taschen nach dem See.

Die Hühner, und besonders die Schwäne, waren durch diese freundliche Behandlung so zahm geworden, daß sie uns aus der Hand fraßen, ohne die mindeste Furcht vor uns zu verrathen.

Es gab eine besondere Art und Weise, ihnen ihr Futter zu reichen und wir pflegten großes Vergnügen daran zu finden.

Auf der einen Seite des See's erhob sich das Ufer ohngefähr drei Fuß hoch über den Wasserspiegel. Hier war der Teich sehr tief, und weder die Schwäne noch irgend ein anderer Wasservogel konnte hier an's Land gelangen, ohne von den Flügeln Gebrauch zu machen. Das Ufer war steil und weder eine Treppe noch eine Böschung angebracht, mittelst deren man aus dem Wasser hätte heraussteigen können, ja, es hing sogar ein Wenig über.

An dieser Stelle pflegten wir die Schwäne zu treffen, die stets bereit waren zu kommen, wenn sie uns sahen. Wir steckten dann das Stück Brot in das gespaltene Ende einer Ruthe, hielten dieselbe hoch über das Wasser und ergötzten uns, wie die Schwäne ihre langen Hälse ausstreckten und dann und wann sogar aus dem Wasser in die Höhe sprangen, um das Brot zu erschnappen, gerade wie Hunde zu thun pflegen.

Alles dies war, wie der Leser sich denken kann, für Knaben ein famoser Zeitvertreib.

Ich komme nun auf das versprochene Abenteuer.

Eines Tages hatte ich mich nach dem Teiche begeben, und wie gewöhnlich meine Schaluppe mitgenommen. Es war noch ziemlich früh, und als ich an Ort und Stelle kam, fand ich, daß noch keiner meiner Kameraden da war. Ich ließ jedoch meine Schaluppe in's Wasser und ging dann um das Ufer herum, um ihr auf der entgegengesetzten Seite begegnen.

Es rührte sich fast sein Lüftchen, und die Schaluppe segelte sehr langsam. Ich hatte deßhalb keine Eile, sondern schlenderte gemächlich entlang.

Als ich von daheim fortging, hatte ich nicht die Schwäne vergessen, denn diese waren meine großen Lieblinge, und zwar in solchem Grade, daß sie mich bei mehr als einer Gelegenheit veranlaßten, kleine Diebstähle für sie zu begehen, denn die Brotschnitten, mit welchen ich mir meine Taschen vollgestopft, hatte mir auf nicht ganz zu rechtfertigende Weise aus der Speisekammer meiner Mutter angeeignet.

Doch sei dem wie ihm wolle, ich hatte meinen Freunden ihr gewöhnliches Frühstück mitgebracht und machte, als ich das hohe Ufer erreichte, Halt, um ihnen zu geben.

Alle sechs Schwäne, denn sie kannten mich recht wohl, kamen mit stolz gebogenen Hälsen und ein wenig gehobenen Flügeln rasch über den See herüber, auf mich zu, und befanden sich binnen wenigen Secunden dicht am

Ufer, wo sie sich mit emporgestreckten Schnäbeln hin- und herbewegten und meine Bewegungen gierig mit den Augen verfolgten.

Sie wußten, daß sie hierherberufen, um mich freigebig gegen sie zu beweisen.

Nachdem ich mir eine lange Ruthe verschafft und dieselbe am Ende gespalten, steckte ich ein Stück Brot in die Gabel und fing nun an, mich an den Manövers der Vögel zu ergötzen.

Ein Stück nach dem andern ward aus der Gabel herausgeschnappt und meine Tasche war beinahe leer, als auf ein Mal der Rasen auf dem ich stand, unter mir wich und ich in das Wasser hineinplumpte.

Ich plumpte hinein wie ein großer Stein, und da ich keinen Strich schwimmen konnte, so würde auch wie ein Stein zu Boden gesunken sein, wenn nicht gerade zufällig in die Mitte der Schwäne gefallen wäre, die ohne Zweifel eben so überrascht waren als ich selbst.

Nun geschah es, nicht durch irgend eine besondere Geistesgegenwart von meiner Seite, sondern des Instinkts der Selbsterhaltung, der jedem lebenden Geschöpfe gemein ist, daß ich eine Anstrengung machte, mich zu retten.

Ich that dies, indem ich meine Hände ausstreckte und mich bemühte, Etwas zu erfassen, gerade so wie ein Ertrinkender selbst nach einem Strohhalme hascht.

Ich erhaschte aber etwas Besseres als einen Strohalm, denn ich ergriff zufällig den Fuß eines der größten und

stärksten der Schwäne, und hielt mich daran so fest, als ob mein Leben davon abhinge, daß ich nicht losließe.

Bei dem Hineinstürzen hatten sich meine Augen und Ohren mit Wasser gefüllt, und ich wußte kaum, was ich that. Ich hörte ein fürchterliches Geplätscher, während die Schwäne erschrocken auseinander fuhren; aber in der nächsten Secunde hatte ich wieder Bewußtsein genug, um zu bemerken, daß ich den Fuß des Schwanes erfaßt hatte und rasch durch das Wasser fortgezogen ward.

Ich besaß hinreichend Besinnung, um festzuhalten, und ward in weniger Zeit als ich gebraucht habe, es zu erzählen, über die Hälfte des Teiches hinüberbugsirt, was im Grunde genommen nur eine kurze Entfernung war.

Der Schwan machte keinen Versuch zu schwimmen, sondern flatterte die Oberfläche entlang, indem er sich seiner Flügel und vielleicht des noch freigebliebenen Fußes bediente, um sich vorwärts zu treiben.

Der Schrecken hatte ohne Zweifel seine Kraft und Energie verdoppelt, denn sonst hätte er niemals eine solche Last fortzerren können, so groß und stark er auch war.

Wie lange die Sache gedauert haben würde, läßt sich nicht wohl sagen. Auf keinen Fall aber würde sie *sehr* lange gedauert haben. Der Schwan hätte sich noch eine ziemliche Weile über dem Wasser halten können, aber *ich* wäre nicht im Stande gewesen, mich noch lange zu halten. Ich ward jeden Augenblick untergetaucht und jedes Mal drang mir Wasser in Mund und Nase. Ich verlor

das Bewußtsein immer mehr und würde bald genöthigt gewesen sein, loszulassen.

Gerade in diesem kritischen Augenblicke fühlte ich zu meiner großen Freude Etwas mich unten berühren. Ein rauher Gegenstand war gegen meine Kniee angestoßen. Es waren die Steine und der Kies auf dem Boden des See's, und ich bemerkte, daß ich jetzt in nicht sehr tiefem Wasser mehr war, war. Der Schwan war, indem er sich bemühte zu entrinnen, aus dem Theile des See's, wo derselbe tief und gefährlich war, hinweggeschwommen und befand sich jetzt dicht am Rande, wo das Wasser seicht ward.

Ich zögerte keinen Augenblick. Ich war nur zu froh, der Schleppfahrt ein Ende zu machen, und ließ daher den Fuß des Schwanes los. Der auf diese Weise erleichterte Schwan machte sofort von seinen Flügeln Gebrauch und stieg, wie ein wilder Vogel kreischend, hoch in die Luft empor.

Was mich selbst betraf, so fand ich sofort festen Grund, und nachdem ich ein Wenig getaumelt und tüchtig genies't und geschluckt hatte, faßte ich festen Fuß, watete dann hinaus und stand abermals wohlbehalten auf dem Trockenen.

Dieser Unfall hatte mir einen solchen Schreck eingejagt, daß mir nicht einfiel, mich nach meiner Schaluppe umzusehen. Indem ich ihr überließ, ihre Fahrt zu beenden wie sie könnte, rannte ich so schnell als meine Füße mich tragen wollten davon, und stand nicht eher still als

bis ich meine Wohnung erreicht hatte und mit triefenden Kleidern vor dem Feuer stand.

DRITTES KAPITEL. DER STRUDEL.

Meine Leser werden glauben, die Lehre, die ich auf diese Weise empfangen, sei für mich eine Warnung gewesen, mich von dem Wasser fern zu halten.

Dies war aber nicht der Fall. In dieser Beziehung nützte mein Sturz in's Wasser mir Nichts, obschon er sich in andern Beziehungen wohlthätig erwies. Er lehrte mich die Gefahr, welche damit verbunden ist, wenn man in Wasser kommt, welches tiefer ist als man selbst groß ist.

Diese Gefahr hatte bis jetzt nur wenig beachtet, und so jung ich auch noch war, so sah ich doch nun ein, wie vortheilhaft es sein müsse, schwimmen zu können.

Die Gefahr, der ich mit so genauer Noth entronnen, stachelte mich an, einen Entschluß zu fassen und dieser bestand darin, die Kunst des Schwimmens zu lernen.

In diesem Entschlusse ward ich durch meine Mutter ermuthigt, eben so wie durch einen Brief von meinem Vater, der damals auf Reisen war und in diesem Briefe befahl, daß ich guten Schwimmunterricht erhalten sollte.

Das war gerade das, was ich wünschte, und indem ich mir vornahm, ein Schwimmer ersten Ranges zu werden, griff ich die Sache mit allem Eifer an.

Ein und zuweilen auch zwei Mal des Tages, während der warmen Witterung, das heißt wenn die Schule aus war, ging ich in's Wasser, wo man mich herumplätschern sehen konnte wie einen kleinen Wallfisch.

Einige größere Knaben, welche schon schwimmen gelernt hatten, gaben mir einige Anweisung und bald lernte ich das wonnige Gefühl kennen, im Stande zu sein, auf dem Rücken zu schwimmen, ohne daß ich dabei Jemandes Beistand bedurfte. Ich entsinne mich noch recht wohl, wie stolz ich mich fühlte, als ich zum ersten Male dieses Kunststück ausführte.

Und hier, junger Leser, laß mich Dir den dringenden Rath ertheilen, mein Beispiel nachzuahmen und Schwimmen zu lernen. Du weißt nicht, wie bald Du in den Fall kommen kannst, dieser nützlichen Kunst zu bedürfen; wie bald Du gezwungen sein kannst, sie auszuüben. Ja, Du weißt nicht, ob sie nicht früher oder später das Mittel werden kann, Dir das Leben zu retten.

In gegenwärtigen Zeit sind die Möglichkeiten des Ertrinkens weit zahlreicher als in früheren Zeiten. Beinahe Jedermann reis't jetzt über Seen, Oceane und auf großen Flüssen, und die Zahl der Menschen, welche alljährlich auf Geschäfts- oder Vergnügungsreisen, oder Auswanderungsfahrten ihr Leben auf dem Wasser riskiren, ist kaum glaublich. Von diesen verlieren regelmäßig ein Theil, und in stürmischen Jahren gewiß ein sehr großer Theil, das Leben durch Ertrinken.

Ich will damit nicht sagen, daß ein Schwimmer, selbst der beste, wenn er in großer Entfernung von dem Ufer Schiffbruch leidet, z. B. mitten im atlantischen Meere, oder auch nur in der Mitte des englischen Kanals, Aussicht hätte, an's Land schwimmen zu können. Dies wäre natürlich nicht ausführbar. Wohl aber giebt es oft andere

Möglichkeiten zur Lebensrettung außer der, daß man das Land erreicht. Man kann ein Boot, einen Balken, einen leeren Hühnerkorb, oder eine Tonne erreichen, und es sind viele Beispiele dagewesen, daß ein Leben durch solche unbedeutend scheinende Mittel gerettet worden ist.

Es kann auch ein anderes Schiff in Sicht sein und nach dem Schauplatze des Unglücks eilen. Der starke Schwimmer wird sich dann bis zur Ankunft der Rettung auf dem Wasser halten können, während Alle, die nicht schwimmen können, schon längst untergesunken sein werden.

Der Leser muß jedoch wissen, daß weder in der Mitte des atlantischen Meeres, noch irgend eines großen Oceans die meisten Schiffe scheitern oder Menschenleben verloren gehen. Zuweilen ist dies allerdings der Fall, wenn nämlich ein Sturm mit außerordentlicher Wuth tobt und ein Schiff fast in Atome bläs't. Dies geschieht jedoch nur höchst selten, und dergleichen Fälle bilden eine sehr große Minderzahl im Verhältniß zu den Schiffbrüchen, welche im Angesicht der Küste und häufig auf der Bucht selbst stattfinden.

In diesen letztern Fällen geht die größte Zahl von Menschenleben verloren und zwar unter Umständen, wo durch Kenntniß der Kunst des Schwimmens Viele gerettet werden könnten. Es vergeht kein Jahr, ohne daß Hunderte von Individuen innerhalb einer Kabellänge vom Strande ertrinken; Schiffe voll Auswanderer, Soldaten und Matrosen sind mit Allem an Bord untergegangen, so daß nur einige gute Schwimmer als Ueberlebende auf dem Wrack zurückgeblieben sind.

Aehnliche Unfälle ereignen sich auf Flüssen, die kaum fünfhundert Fuß breit sind, und jedem meiner Leser werden Unglücksfälle bekannt sein, die sich innerhalb eines noch weit geringeren Flächenraumes ereignet haben.

Es läßt sich in der That schwer begreifen, wie solche Thatsachen offen vor Aller Augen daliegen, dennoch immer noch so Viele sich dadurch nicht warnen lassen und immer noch versäumen, schwimmen zu lernen.

Eben so muß man sich auch wundern, daß die Jugend nicht *zwingen*, sich diese gar nicht schwierige Fertigkeit anzueignen. Freilich sind gar viele Regierungen von alten Zeiten her mehr bedacht gewesen, ihre Unterthanen zu besteuern als zu unterrichten und zu belehren.

Dennoch scheint es mir für Regierungen etwas sehr Leichtes zu sein, Alle, welche mit Schiffen reisen, zu zwingen, sich mit einem *Rettungsapparate* versehen. Durch diese wohlfeile und einfache Vorrichtung würden, wie ich erbötig bin nachzuweisen, alljährlich viele tausend Menschenleben gerettet werden und Niemand würde über die Kosten für Anschaffung eines so nützlichen Gegenstandes und die Unbequemlichkeit des Tragens desselben murren.

Mögen indessen die Regierungen in diesem Punkte ihrer Pflicht genügen oder nicht, so laß, lieber junger Leser, Dir auf jeden Fall von mir den Rath geben, Dich zu einem guten Schwimmer auszubilden. Greife die Sache sofort an, das heißt, wenn das Wetter warm genug ist und versäume keinen Tag, so lange es so bleibt. Werde ein Schwimmer, ehe Du ein Mann wirst, denn wenn Du das

Mannesalter erreicht hast, wirst Du wahrscheinlich weder Zeit, noch Gelegenheit, noch Neigung zur Erlernung dieser Kunst haben, und überdies kannst Du vielmals in Gefahr kommen, zu ertrinken, ehe noch Dein Bart gewachsen ist.

Was mich selbst betrifft, so bin ich vielen Malen dem Tode des Ertrinkens nur mit genauer Noth entronnen. Dasselbe Element, welches ich so innig liebte, schien am meisten zu wünschen, mich zu seinem Opfer zu machen, und ich würde es für undankbar gehalten haben, wenn ich nicht gewußt hätte, daß die wilden Wogen unvernünftige, unverantwortliche Geschöpfe sind, und daß ich in zu verwegener Weise meine Hand auf ihre Mähne gelegt hätte.

Es waren nur wenige Wochen nach meinem Sturze in den Teich vergangen und ich hatte schon mehrere Schwimmlektionen genommen, als ich eines Tages sehr nahe daran war, in dieser Leibesübung meinen letzten Versuch zu machen.

Es war nicht in dem See, wo dieser Unfall stattfand, denn da dieser See zur Zierde des Parkes angelegt und Privateigenthum war, so war nicht gestattet, ihn als Badeplatz zu benutzen. Die Bewohner eines an der Meeresküste liegenden Ortes bedürfen jedoch auch keines See's, um sich im Wasser zu belustigen. Das große salzige Meer spendet ihnen ein freies Bad, und unser Dorf hatte, eben so wie viele andere, seine gemeinschaftliche Badebucht. Natürlich fanden meine Schwimmübungen im Salzwasser statt.

Die Bucht, welche von den Dorfbewohnern gewöhnlich benutzt ward, stand als Badeplatz gerade nicht im besten Rufe. Sie war allerdings ziemlich hübsch, mit gelbem Sande, weißen Muscheln und Kieseln, aber es gab in derselben einen sogenannten Strudel, der an einer besondern Stelle stärker war als anderwärts, und zu gewissen Zeiten war es gefährlich, innerhalb des Bereichs dieses Strudels zu kommen, wenn der sich auf diese Weise der Gefahr Aussetzende nicht ein guter und starker Schwimmer war.

Es ging unter den Bewohnern die Sage, es sei ein Mal Jemand durch diesen Strudel oder diese Unterströmung ertrunken. Dies war aber schon lange her und man hatte beinahe aufgehört, davon zu sprechen. Auch erzählte man einige neuere Beispiele von Badenden, die durch diese Unterströmung in's Meer hinausgeführt, endlich aber durch nachgesendete Boote gerettet worden waren.

Ich entsinne mich, daß zu jener Zeit eine auf diese Unfälle sich beziehende Thatsache großen Eindruck auf mich machte, und diese bestand darin, daß die älteren Bewohner des Dorfes und die angesehensten Leute des Ortes niemals gern davon sprachen, sondern entweder die Achseln zuckten und schwiegen, oder die Wahrheit dieser Sache geradezu in Abrede stellten.

Einige von ihnen gingen sogar so weit, daß sie das Vorhandensein eines Strudels leugneten, während Andere sich damit begnügten daß sie behaupteten, er sei vollkommen gefahrlos. Dennoch aber bemerkte ich stets, daß die Eltern ihren Söhnen nicht erlauben wollten, sich in

der Nähe der Stelle zu baden, wo die gefährliche Strömung der herrschenden Meinung nach existirte.

Ich erfuhr niemals den Grund, aus welchem die Dorfbewohner so abgeneigt waren, den Strudel und die Wahrheit der damit in Verbindung stehenden Geschichte anzuerkennen, das heißt, ich erfuhr erst lange, lange nachher, als ich nach meinem vierzigjährigen Abenteuern wieder nach Hause kam.

Bei meiner Rückkehr fand ich dasselbe Schweigen und Achselzucken, obschon von einer ganz andern Generation als der, welche ich verlassen. Ich fand dies obendrein trotzdem, daß in meiner Abwesenheit sich mehrere Unfälle ereignet hatten, welche bewiesen, daß die Unterströmung wirklich vorhanden, und daß sie wirklich gefährlich war.

Jetzt jedoch war ich älter und besser im Stande, die Beweggründe der Menschen zu beurtheilen, und es dauerte daher nicht lange, so ergründete das Geheimniß.

Es verhielt sich damit folgendermaßen:

Unser Dorf ist bekanntlich ein sogenannter Badeort, und verdiente von den Gästen, welche während des Sommers einige Zeit hier zubrachten, ein hübsches Stück Geld. Allerdings ist es ein Badeort nach kleinem Maßstabe; wenn aber viel von der Unterströmung gesprochen oder den Sagen von Leuten, die darin ertrunken, zu viel Glauben beigemessen würde, so würde er ein Badeort nach noch kleinerem Maßstabe werden, oder auch vielleicht ganz aufhören, einer zu sein.

Je weniger deshalb Jemand von dem Strudel sprach, desto mehr Aussicht hatte er, seine Popularität unter den klugen Leuten zu bewahren.

Ich habe auf diese Weise eine ziemlich lange Einleitung zu dem gemacht, was man vielleicht doch nur als ein ganz gewöhnliches Abenteuer betrachten wird, denn die ganze Sache läuft im gegenwärtigen Falle darauf hinaus, daß ich durch die »Unterströmung« ertränkt, ja wirklich *ertränkt* ward.

Man wird sagen, daß ich unmöglich wirklich *ertrunken und todt* gewesen sein könne, obschon dies ein zweifelhafter Punkt ist; denn so weit mein Bewußtsein in Frage kommt, weiß ich gewiß, daß ich Nichts davon erfahren hätte, wenn ich nicht wieder zum Leben gebracht worden wäre.

Nein, ich würde keinen Schmerz empfunden haben, selbst wenn man mich, während ich mich in diesem Zustande befand, in hundert Stücken geschnitten hätte; auch wäre ich nicht wieder zum Leben gekommen, wenn nicht Jemand Anders in dieser Beziehung thätig gewesen wäre.

Dieser Jemand Anders war ein schöner junger Bootsmann aus unserm Dorfe, Namens Harty Blew, und ihm verdanke ich mein zweites Leben.

Der Vorfall war, wie ich bereits bemerkt, von ganz gewöhnlicher Art, aber ich erzähle ihn, um zu zeigen, wie ich mit Harry Blew bekannt ward, dessen Bekanntschaft und Beispiel auf mein späteres Leben einen wichtigen Einfluß äußerte.

Ich war wie gewöhnlich in dei Bucht gegangen, um zu baden, und zwar an einer für mich neuen Stelle, wo ich bis jetzt noch nicht viele Leute sich hatte baden sehen. Zufällig war diese Stelle wegen jenes Strudels eine der allerschlimmsten und ich war noch nicht lange in's Wasser hinein, so packte mich die Strömung und riß mich hinaus in das offene Meer, viel weiter als daß ich hätte zurückschwimmen können. Eben so sehr aus Schrecken, der meine Kräfte lähmte, als aus andern Gründen, denn ich sah meine Gefahr recht wohl ein, konnte ich nicht weiter schwimmen, sondern sank wie ein Stück Blei zu Boden.

Ich wußte er nicht, daß ich wieder emporgekommen war! Ich wußte von dem, was sodann geschah, durchaus Nichts. Ich besann mich blos, daß ich ein Boot in meiner Nähe und einen Mann darin sah, und dann war Alles finster, und ich hörte ein lautes Rollen, wie Donner, in meinen Ohren, und mein Bewußtsein war dahin wie man ein Licht ausbläs't.

Es kehrte jedoch wieder. Dank dem jungen Harry Blew! und als ich wußte, daß ich noch lebte, schlug ich die Augen wieder auf und sah einen Mann neben mir knieen, welcher mich mit seinen Händen am ganzen Leibe rieb, mir den Bauch unter die Rippen hineinschob, mir in den Mund blies und mich mit einer Feder an der Nase kitzelte und noch eine ganze Menge dergleichen wunderliche Manövers mit mir vornahm.

Es war Harry Blew, der mich wieder zum Leben brachte, und so bald ihm dies wenigstens theilweise gelungen

war, hob er mich in seinen Armen empor und trug mich nach Hause zu meiner Mutter, die, als sie mich erblickte, fast den Verstand verlor.

Hierauf ward mir etwas Wein eingeflößt, heiße Ziegelsteine und Flaschen wurden mir unter die Füße gelegt, und meine Nase mit Hirschhorngeist gesalbt, und mein Körper in warme Decken gewickelt und noch viele andere Mittel angewendet, ehe meine Freunde die Gefahr für beseitigt hielten und hofften, daß ich nun am Leben bleiben würde.

Endlich aber ward Alles wieder gut, und ehe zwanzig Stunden vergingen, war ich wieder auf den Füßen und so munter und wohl wie je.

Nun war ich vor dem Wasser gewarnt, wenn es Etwas hätte nützen können. Aber es nützte Nichts, wie die Folge lehren würde.

VIERTES KAPITEL. DAS »DINGY«.

Nein, die Warnung war vergebens. Selbst die Gefahr, der ich nur mit so genauer Noth entronnen, heilte mich nicht von meiner Vorliebe für das Wasser, sondern hatte eher eine entgegengesetzte Wirkung.

Die Bekanntschaft, die auf eigenthümliche Weise zwischen dem jungen Bootsmann und mir entstanden war, reifte bald zu einem starken Gefühle von Freundschaft. Sein Name war, wie ich schon gesagt habe, Harry Blew, und er besaß ein Herz, welches eben so gut als brav war.

Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß ich eine ungeheure Liebe zu ihm faßte, und er schien dieses Gefühl

zu erwidern, denn er handelte von dieser Zeit an gegen mich als ob ich *ihm* das Leben gerettet hätte anstatt er *mir*.

Er gab sich große Mühe, mich zu einem vollkommenen Schwimmer auszubilden, und lehrte mich auch den Gebrauch des Ruderns, so daß ich in kurzer Zeit im Stande war, schulgerecht und weit besser zu rudern als irgend ein Knabe von meinem Alter oder meiner Größe.

Ich erwarb mir sogar so große Fertigkeit, daß ich zwei Ruder handhaben und des Beistandes meines Lehrers entbehren konnte.

Dies betrachtete als ein großes Kunststück und war nicht wenig stolz, wenn ich, wie sehr häufig der Fall war, beauftragt ward, das Boot des jungen Mannes von der kleinen Bucht, in welcher es lag, zu einem anderen Punkte zu bringen, wo er vielleicht wartete, um einen Passagier aufzunehmen.

Dann und wann, wenn ich an einer vor Anker liegenden Schaluppe oder nahe an der Bucht, wo einige Leute beisammenstanden, vorbeikam, hörte ich allerhand spöttische Bemerkungen, wie z. B.: »Na, Du bist wohl auch noch zu klein, um zwei Ruder zu handhaben!« oder: »Ha, seht doch diesen Dreikäsehoch in dem Boote!« Und auf diese witzig sein sollenden Bemerkungen folgte auch noch ein höhnisches Gelächter.

Dies kränkte mich aber nicht im Mindesten. Im Gegentheile fühlte ich mich stolz, diesen Leuten zu zeigen,

daß ich, so klein ich auch war, mein Fahrzeug in der rechten Richtung und vielleicht eben so rasch zu rudern vermochte als Viele von ihnen, die zweimal so groß waren als ich.

Nach einiger Zeit hörte ich von diesen Stichelreden Nichts mehr, höchstens vielleicht, daß ein Fremder sich über mich lustig machte. Die Bewohner unseres Dorfes erfuhren bald, wie gut ich ein Boot lenken konnte, und so klein ich auch war, so hatten sie doch Respect vor mir, – auf alle Fälle verspotteten sie mich nicht mehr.

Oft nannten sie mich den »kleinen Bootsmann« oder den »kleinen Matrosen«.

Es war meines Vaters Absicht, daß ich eben so wie er mich dem Seemannsberufe widmen sollte, und er hatte sich vorgenommen, mich auf seiner nächsten Reise mitzunehmen.

Deßhalb ward ich in diesen Ideen ermuthigt und überdieß kleidete meine Mutter mich stets in Seemannstracht von der beliebtesten Art, – blaue Tuchjacke und weite Hosen mit schwarzseidenem Halstuch und überschlagenem Hemdkragen.

Auf alles Dies war ich sehr stolz, und mein Costüm war eben so wie etwas Anderes die Ursache, daß man mich fortwährend den »kleinen Matrosen« nannte.

Dieses Prädikat gefiel mir besser als irgend eins, denn Harry Bles war es, der es mir zuerst gab, und von dem Tage an, wo er mich vom Ertrinken rettete, betrachtete ich ihn als meinen wahren Freund und Beschützer.

Er war zu jener Zeit ein junger Mann, der sich in ziemlich guten Umständen befand, und das Boot, welches er führte, war sein Eigenthum, ja er hatte sogar *zwei* Boote.

Das eine war viel größer als das andere, – die Jolle, wie er es nannte – und diese war das, dessen er sich am häufigsten bediente, besonders wenn er drei oder vier Personen zu transportiren hatte.

Das kleinere Boot war ein sogenanntes kleines »Ding«, welches er kürzlich gekauft und welches er um der Bequemlichkeit willen in Gebrauch nahm, wenn er blos einen einzigen Passagier hatte, denn die Arbeit des Ruderns war damit eine weit geringere.

Während der Badesaison jedoch ward hauptsächlich das große Boot gebraucht, denn es fanden denn fast alle Tage Vergnügungsfahrten statt und dann lag das kleine Boot müßig an seinem Ankerplatze.

Mir war es dann erlaubt, zu meinem eigenem Vergnügen Gebrauch davon zu machen, und ich konnte es nehmen, wenn ich wollte, entweder allein oder mit einem Kameraden, wenn ich einen mitnehmen wollte.

Deßhalb ward es bei mir Gewohnheit, nach den Schulstunden oder überhaupt sooft ich Zeit übrig hatte, schleunigst nach dem Dingy zu laufen und damit in dem ganzen Hafen herum zu rudern.

Nur selten war ich ohne Begleiter, denn mehr als einer meiner Schulkameraden fand an diesem Vergnügen großen Gefallen und Viele von ihnen beneideten mich sogar um das Vorrecht, gewissermaßen absoluter Herr eines Bootes sein.

Natürlich brauchte ich, sobald ich Gesellschaft wünschte, nicht allein zu gehen und ging daher auch nicht oft allein. Einer oder der andere meiner Schulkameraden war mein Begleiter auf jedem Ausfluge, der gemacht ward, und das geschah fast täglich, wenigstens jeden Tag, an welchem das Wetter ruhig genug war, um es zu gestatten.

Natürlich, wenn das Wetter nicht ruhig war, konnten wir mit einer solchen Nußschaale von einem Boote uns nicht hinauswagen, und Harry Blew hatte mich in dieser Beziehung selbst gebührend gewarnt.

Unsere Ausflüge erstreckten sich bloß auf eine kurze Entfernung von dem Dorfe, gewöhnlich die Bucht hinauf, obschon auch zuweilen hinunter; doch trug ich immer Sorge, mich in der Nähe des Strandes zu halten, und wagte mich niemals weit hinaus, damit nicht das keine Boot von einem Windstoße erfaßt würde und ich in Gefahr gerieth.

So wie die Zeit verging, ward ich jedoch weniger schüchtern und begann mich auf der weiten Wasserfläche immer heimischer zu fühlen. Ich dehnte nun meine Ausflüge zuweilen bis auf eine englische Meile von dem Strande aus und fand dies ganz in der Ordnung.

Mein Freund, der Bootführer, wiederholte, als er mich eines Tages auf einer dieser weiten Reisen erblickte, seine frühere Warnung; dieselbe würde aber, glaube ich, eine heilsamere Wirkung geäußert haben, wenn ich ihn nicht gleich darauf zu einem seiner Begleiter hätte sagen hören:

»Ein famoser Junge ist er doch, meinst Du nicht auch, Bob? Er ist von der rechten Sorte und wird einmal ein tüchtiger Seemann werden, wenn er groß genug wird.«

Diese Bemerkung brachte mich auf den Gedanken, daß das, was ich gethan, meinem Freunde und Gönner doch wohl nicht sehr mißfällig gewesen sei, und seine Mahnung, mich dicht am Strande zu halten, brachte daher nur sehr wenig Wirkung auf mich hervor.

Es dauerte nicht lange, so ward ich ihr gänzlich ungehorsam, und dieser Ungehorsam hätte, wie man sogleich hören wird, mir beinahe das Leben gekostet.

Vorher muß ich jedoch, eines Umstandes erwähnen, der sich zu jener Zeit ereignete und dem Strome meiner Existenz eine ganz andere Richtung gab, war ein großes Unglück, was mich betraf, – der Verlust meiner beiden Eltern.

Ich habe schon gesagt, daß mein Vater seines Berufes ein Seemann war. Er war der Capitain oder Master eines Schiffes, welches, wie ich glaube, regelmäßige Fahrten nach den amerikanischen Kolonien machte, und er war von der Zeit an, wo ich alt genug war, um mich dessen entsinnen können, so wenig zu Hause, daß ich mir von ihm nur wenig mehr als seines Aussehens erinnerte.

Er war ein schöner, stattlicher, echter Seemann mit einem von Wind und Wetter so gebräunten Gesichte, daß es beinahe kupferfarben zu nennen, aber dennoch ein schönes und heiteres Gesicht war.

Meine Mutter mußte derselben Meinung sein, denn von der Zeit an, wo die Nachricht kam, daß sein Schiff

gescheitert war und er dabei den Tod gefunden hatte, war es auch mit ihr so gut wie aus. Sie schien sich abzuhärten, als ob sie nicht länger zu leben, sondern in der anderen Welt mit ihm vereinigt zu werden wünschte. Wenn dies ihr Wunsch war, so ward derselbe sehr bald erfüllt, denn schon binnen wenigen Wochen, nachdem wir die furchtbare Nachricht erhalten, ward meine arme Mutter in ihr stilles Grab gebettet.

Dies waren Umstände, welche dem Strome meines Daseins eine andere Richtung gaben. Selbst meine Lebensweise war nicht mehr dieselbe. Ich war nun eine Waise ohne Mittel und ohne Obdach; denn da meine Eltern kein Vermögen gehabt hatten und bloß von dem sauren Verdienste meines Vaters lebten, so war keine Vorkehrung gegen ein so uns erwartetes Ereigniß, wie der Tod meines Vaters, getroffen worden, und schon meine Mutter hatte sich durch diesen Tod in die hilfloseste Lage versetzt gesehen.

Vielleicht war es eine Gnade der allbarmherzigen Vorsehung, daß sie aus einer Welt abgerufen ward, die ihr keine Freude mehr bieten konnte, und obschon ich mein gute freundliche Mutter lange beweinte, so konnte ich doch in späteren Jahren nicht umhin, zu glauben, daß ihr frühzeitiger Tod zu ihrem eigenen Besten gewesen sei.

Lange, lange Jahre dauerte es, ehe ich Etwas hätte thun können, um sie während des kalten Winters der Armut zu unterstützen, welche nothwendig ihr Theil gewesen wäre.

Für mich führten diese Ereignisse Folgen von der wichtigsten Art herbei. Allerdings fand ich wieder ein Obdach, aber es war sehr verschieden von dem, an welches ich bis jetzt gewöhnt gewesen.

Ich ward nämlich, zu einem Onkel gebracht, der, ob schon meiner Mutter leiblicher Bruder, keines von ihren zärtlichen oder liebeichen Gefühlen besaß. Im Gegentheil war er ein Mann von mürrischer Gemüthsart und gemeinen Sitten, und ich fand bald, daß er sich um mich nicht mehr kümmerte als um einen seiner Knechte, denn ich ward gerade so wie diese behandelt.

Meine Schulzeit war zu Ende, denn von dem Tage an, wo ich in das Haus meines Onkels trat, ward ich nicht mehr in die Schule geschickt.

Nicht als ob mir deßhalb gestattet worden wäre, müßig zu gehen. Mein Onkel war Landwirth und fand bald Verwendung für mich. Ich mußte hinter Schweinen oder Kühen herlaufen, oder den Pflug handhaben, oder eine Heerde Schafe hüten, oder Kälber füttern, oder hundert andere kleine Dinge verrichten, und ward auf diese Weise jeden Tag in der Woche von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang beschäftigt.

Nur des Sonntags war mir vergönnt, auszuruhen; nicht als ob mein Onkel religiös gewesen wäre, sondern weil es an diesem Orte einmal Sitte war, daß am Sonntage nicht gearbeitet wurde.

Diese Sitte ward von allen Dorfbewohnern streng gefolgt und mein Onkel sah sich gezwungen, sich in die allgemeine Regel zu fügen, sonst, glaube ich, hätte er den

Sonntag eben so zu einem Arbeitstage gemacht wie jeden anderen.

Da mein Onkel sich um Religion nicht kümmerte, so ward ich nicht in die Kirche geschickt, sondern konnte müssig auf den Feldern umherschweifen oder überhaupt gehen, wohin mir beliebte. Man kann sich denken, daß ich keinen Gefallen daran fand, unter Hecken und Gräben zu verweilen. Das blaue Meer, welches jenseits derselben lag, hatte für mich weit mehr Reize als Vögelner suchen oder sonst ein ländlicher Zeitvertreib, und in dem Augenblicke, wo ich vom Hause fortkonnte, machte ich mich auf den Weg nach meinem Lieblingselemente, entweder um meinen Freund Harry Blew auf einer seiner Bootfahrten zu begleiten, oder mich in den Besitz des »Dingy« zu setzen und eine Fahrt auf eigene Faust zu unternehmen.

Auf diese Weise verbrachte ich also meine Sonntage.

So lange meine Mutter lebte, war ich gelehrt worden, diese müssige Art, den Sonntag zu verleben, als sündhaft zu betrachten; das Beispiel aber, welches ich in dem Leben meines Onkels vor Augen hatte, bewog mich bald, andere Ansichten von dieser Sache zu fassen, und ich betrachtete endlich den Tag des Herrn von jedem andern der Woche bloß in der Beziehung als verschieden, weil er bei Weitem der angenehmste war.

Ein Sonntag erwies sich mir jedoch als nichts weniger denn angenehm, ja er wäre beinahe nicht bloß der schlimmste, sondern auch der *letzte* Tag meines Lebens

geworden, welches durch mein Lieblingselement – das Wasser – abermals in drohende Gefahr gerieth.

FÜNFTES KAPITEL. DAS RIFF.

Es war Sonntagmorgen, und zwar ein so schöner, wie ich mich selten eines erinnern kann. Es war im Monat Mai, und man konnte kaum erwarten, daß der Tag anders als schön sein würde.

Die Sonne schien hell und die Vögel erfüllten die Luft mit ihrem heitern Gesange. Die Amsel und die Drossel mischten ihre kräftigen Stimmen mit den Trillern der steigenden Lerche, und über die Felder hinweg hörte man fast fortwährend den Ruf des Kuckuks – bald hier, bald da, so wie dieser flinke Vogel von einem Baume zum andern flatterte.

Die Luft war von einem starken angenehmen Dufte durchhaucht, der dem Geruche von Mandeln glich, denn der Weißdorn erschloß gerade jetzt seine aromatischen Blüthen und der leichte Wind war eben stark genug, um ihren Duft durch die ganze Atmosphäre zu tragen.

Das Land mit seinen grünen Hecken, seinen breiten Feldern mit der jungen Saat, seinen mit Frühlingsblumen besäeten Wiesen; das Land mit seinen Vogelnestern und seinem Vogelgesange wäre sicherlich für die meisten Knaben meines Alters höchst anziehend gewesen, aber ein weit größerer Reiz lebte für mich in dem, was jenseits lag – in der ruhigen, hellen, himmelblauen Fläche, die über die Felder herüberglänzte und in den Strahlen der Sonne schimmerte wie ein durchsichtiger Spiegel.

Diese große Wasserebene war das Feld, auf welchem ich mich zu ergötzen wünschte, denn es erschien meinen Augen weit lieblicher als die wogende Saat oder die Wiese in ihrem Blumenschmucke, und sein sanftes Murmeln war für mein Ohr eine herrlichere Musik als der Gesang der Amsel oder Lerche – ja selbst sein eigenthümlicher Geruch für meine Sinne angenehmer als der Duft von Rosen und Maaßlieben.

Sobald ich daher mein Zimmer verließ und hinauschaute auf dieses lächelnde, funkelnde Meer, sehnte ich mich mit einem Drange, den ich nicht mit Worten zu schildern vermag, mich ihm an die Brust zu werfen. Um diesen Wunsch zu befriedigen, verließ ich so schnell als möglich das Haus. Ich wartete nicht einmal auf ein regelmäßiges Frühstück, sondern begnügte mich mit einem Stück Brote und einer Schale Milch, die ich mir von der Speisekammer holte, und nachdem ich das frugale Mahl eiligst verschlungen, machte ich mich auf den Weg nach der Bucht.

Ich stahl mich, so zu sagen, hinweg, denn ich fürchtete, daß sich irgend ein Hinderniß der Befriedigung meiner Wünsche in den Weg stellen könnte. Vielleicht konnte mein Onkel irgend einen Grund finden, mich zurückzurufen und mir zu befehlen, in der Nähe des Hauses zu bleiben; denn obschon er Nichts dagegen hatte, daß ich müssig auf den Feldern umherlief, so wußte ich doch, daß er es nicht gern sah, wenn ich auf's Wasser ging, und er hatte es mir schon ein oder zwei Mal verboten.

Diese Befürchtung bewog mich, mit ein wenig Vorsicht zu Werke zu gehen. Anstatt daher das Haus auf dem Wege zu verlassen, der direct von demselben nach der sich längs des Strandes hinziehenden Hauptstraße führte, schlug ich einen andern Pfad ein, der mich auf einem Umwege ebenfalls nach der Bucht führte.

Ich stieß auf keine Unterbrechung, sondern es gelang mir, den Wasserrand zu erreichen, ohne daß mich Jemand bemerkt hätte, der ein Interesse daran gehabt, zu wissen, wohin ich ginge.

Als ich an der kleinen Bucht anlangte, wo der junge Bootsmann seine Fahrzeuge liegen hatte, bemerkte ich, daß das größere fort war, während das kleinere noch dalag.

Dies war gerade, was ich wünschte, denn ich hatte mir vorgenommen, an diesem Tage in dem kleinen Boote einen recht weiten Ausflug zu machen.

Das Erste, was ich that, war daher, in das Boot hineinzusteigen und das Wasser auszuschöpfen, welches sich darin gesammelt hatte. Diese Wassermasse war nicht unbedeutend und ich schloß daraus, daß das Boot mehrere Tage unbenutzt gelegen haben müsse, denn es zog sonst nicht sehr leicht Wasser.

Zum Glück fand ich eine alte Blechpfanne, die zu dem Zwecke des Ausschöpfens im Boote lag, und nachdem ich sie zehn Minuten oder eine Viertelstunde lang gehandhabt, war das kleine Boot zu meinem Zwecke trocken genug.

Die Ruder hefanden sich in einem Schuppen hinter dem Wohnhause des Bootsmannes, welches in nur kurzer Entfernung vom Wasserrande stand, und ich holte sie, wie ich oft schon gethan, ohne Jemanden erst um Erlaubniß zu fragen zu brauchen.

Nun stieg ich wieder in das Boot, und nachdem ich meine Ruder richtig eingelegt, setzte ich mich und stieß vom Strande ab.

Mein kleines Fahrzeug gehorchte willig meinen Ruderschlägen und schoß wie ein Fisch in das tiefe Wasser hinaus, und mit einem Herzen, so leicht, wie es nur je in meiner Brust geschlagen, ruderte ich über die hellfunkelnde, blaue See.

Sie war aber nicht blos hell und blau, sondern auch ruhig wie ein Teich. Kaum kräuselte sich die Fläche, und nach unten war das Wasser so hell, daß ich in einer Tiefe von mehreren Faden die Fische spielen sehen konnte.

Das Bett des Meeres an unserer Bucht besteht aus reinem, silberweißem Sande, und selbst die kleinsten Gegenstände, sogar Krabben, kaum so groß wie ein Fingerglied, sah man deutlich auf dem Boden umherspielen, während sie einander muthwillig verfolgten oder noch kleineren Geschöpfen nachjagten, um sie zum Frühstück zu verzehren.

Ich sah ganze Schaaren kleiner Heringe, ungeheure Steinbutten, schöne grüne Mackerelen, und große Aale, so lang wie Klapperschlangen – alle ihrem Vergnügen oder ihrer Beute nachgehend.

Es war einer jener Morgen, wo das Meer vollkommen ruhig ist, und wie sie an unserer Küste sehr selten sind. Es war gerade so ein Morgen wie ich mir wünschte, denn, wie ich schon gesagt habe, ich beabsichtigte an diesem Tage einen großen Ausflug zu machen und dieses Wetter setzte mich in den Stand, meinen Plan in Ausführung zu bringen.

Der Leser wird fragen, wohin ich zu gehen beabsichtigte? Er möge mich nur weiter anhören und er wird es erfahren.

Ungefähr nur drei englisch Meilen von dem Strande, und von diesem aus eben noch sichtbar, lag eine kleine Insel.

Der Ausdruck *Insel* ist eigentlich nicht richtig. Es war bloß eine seichte felsige Stelle – ein kleiner Platz von ungefähr einer Quadratruthe Flächeninhalt, der sich nur einige wenige Zoll über die Wasserfläche erhob.

Dies war überdies auch nur dann der Fall, wenn Ebbe war, denn zu jeder andern Zeit war die kleine Insel vom Wasser vollständig bedeckt, und man sah dann bloß einen einige Fuß hoch aus dem Wasser ragenden schanken Stab, an dessen Spitze sich eine Art Knopf oder Knauf befand.

Natürlich war dieser Stab hier aufgepflanzt worden, um zu Zeiten der hohen Fluth, die seichte Stelle zu markiren, damit die Schaluppen und andere kleine Fahrzeuge, welche die Bucht besuchten, nicht aus Versehen aufrennen und dadurch Schiffbruch leiden möchten.

Also nur bei niedrigem Wasserstande war diese kleine Insel von dem Ufer aus zu bemerken. Gewöhnlich schien sie von kohlschwarzer Farbe zu sein, aber es gab auch andere Zeiten, wo sie so weiß war, als wäre sie einen Fuß hoch mit Schnee bedeckt, und dann sah man sie viel deutlicher und sie hatte etwas förmliches Anziehendes.

Ich wußte recht wohl, was die Ursache dieser eigenthümlichen Verwandlung ihrer Farbe war. Ich wußte, daß der weiße Mantel, der sie bedeckte, in Nichts mehr und Nichts weniger bestand, als einem ungeheuern Schwarme schöner Seevögel, die sich auf dem Felsen niedergelassen hatten, um entweder vom langen Fliegen auszuruhen oder die kleinen Fische und Muschelthiere aufzupicken, die vielleicht von der Fluth hier zurückgeblieben waren.

Dieser kleine Platz war für mich schon längst ein Gegenstand des größten Interesses – theils wegen seiner fern isolirten Lage, mehr aber, glaube ich, eben wegen jener Vögel, denn in keinem andern Theile der Bucht hatte ich so viele beisammen gesehen.

Es schien hier ein Lieblingsplatz von ihnen zu sein, denn allemal, wenn die Ebbe eintrat, sah ich sie sich von allen Richtungen her versammeln, um den Stab herum-schweben und sich dann auf die schwarzen Felsen rings-umher niederlassen, bis diese letztern durch die weißen Vögel den Blicken gänzlich entzogen wurden.

Diese Vögel waren Möven, aber es schienen ihrer mehrere Arten zu sein – große und kleine – und zu verschiedenen Zeiten hatte ich auch Vögel anderer Gattungen bemerkt, wie z. B. die großen Meerschwalben und Tauchenten, die in derselben Nähe umherflatterten.

Natürlich war die Aussicht, die ich auf diese Geschöpfe haben konnte, eine sehr entfernte, und es war schwer, zu sagen, zu welcher Art sie gehörten. Die größten davon schienen nicht viel größer zu sein als Sperlinge, und wären sie nicht hin und her geflogen, oder ihrer so Viele beisammen gewesen würden sie vom Strande aus gar nicht bemerkt worden sein.

Ich glaube, es war die Anwesenheit dieser Vögel, die mir diesen abgelegenen Ort so interessant machte.

Schon von meiner frühesten Jugend an war ich ein großer Freund aller Gegenstände der Naturgeschichte – ganz besonders aber der geflügelten Geschöpfe – und ich glaube, es giebt wenig Knaben, welche diese Vorliebe nicht theilten.

Es kann für den Menschen Wissenschaften und Studien von größerer Wichtigkeit geben, aber ganz gewiß giebt es für die jugendliche Phantasie kein anziehenderes und den Geschmack veredelnderes Studium als das der Natur.

Ob es nun geschah, um mir die Vögel ganz genau ansehen zu können, oder ob ich hoffte, auf der kleinen Insel auch noch andere Dinge zu sehen, kurz, ich wünschte oft, einmal hingelangen zu können. Niemals wendete ich meine Augen nach dieser Richtung – und dies geschah,

so oft ich in Nähe der Bucht kam – ohne den lebhaftesten Wunsch zu empfinden, einmal dort zu sein und sie von einem Ende bis zum andern genau untersuchen zu können.

Ich wußte genau, welche Gestalt sie hatte, wenn die Ebbe am tiefsten war, und hätte zu jeder Zeit ihre Umrisse zeichnen können, ohne sie zu sehen. An beiden Enden war sie niedriger und bildete nach der Mitte zu eine kleine Erhöhung, so daß sie fast aussah wie ein ungeheurer schwarzer Wallfisch, während der von dem höchsten Punkte emporragende Stab einer in dem Rücken des Thieres steckenden Harpune glich.

Auch diesen Stab oder diese Stange wünschte ich einmal in meine Hände zu bekommen, um zu sehen, woraus sie gemacht wäre, wie hoch sie wirklich in der Nähe sei, denn vom Strande aus schien sie kaum zwei Ellen hoch zu sein – und ferner wünschte ich zu wissen, was für ein Ding der oben angebrachte Knauf und wie da untere Ende der Stange in dem Boden befestigt sei.

Fest mußte sie eingepflanzt sein, denn ich hatte oft die Wellen während heftiger Stürme daran emporschlagen und den Schaum so hoch darüber hinspringen sehen, daß weder Felsen, noch Stange, noch Knauf überhaupt sichtbar waren.

Ach, oftmals hatte ich, mich gesehnt, diesen anziehenden Ort zu besuchen, aber noch niemals hatte sich die Gelegenheit dazu dargeboten. Er war für jeden Ausflug, den ich bis jetzt zu machen gewagt, viel zu entfernt, und eine Fahrt dahin in dem kleinen Dingy viel zu gefährlich;

auch hatte sich noch Niemand erboten, mich zu begleiten.

Harry Blew hatte mir allerdings einmal versprochen, mich hinzubringen, aber auch gleichzeitig über den Wunsch gelacht, den ich nach dem Besuche eines solchen Ortes zu erkennen gab.

Was hatte *er* weiter für ein Interesse daran? Oft war er daran vorbei- und um die Insel herumgerudert, ohne Zweifel auch darauf gelandet; vielleicht hatte er sein Boot an die Stange angebunden, während er die Seevögel schoß oder in dem Wasser fischte; aber niemals war ich so glücklich gewesen, auf einem dieser angenehmen Ausflüge zu begleiten.

Ich hatte indeß immer gehofft, daß dies noch geschehen würde, jetzt aber war diese Hoffnung zu Ende. Ich konnte nur noch Sonntags von daheim fort, aber gerade an diesem Tage war mein Freund allemal mit seinem Gewerbe beschäftigt, denn Sonntags wurden allemal von den Badegästen weit mehr Ruderpartieen unternommen als an Wochentagen.

Lange Zeit hatte ich daher vergeblich gewartet, nun aber beschloß ich, nicht länger zu warten. Erst an diesem Morgen hatte ich einen kühnen Entschluß gefaßt, und dieser bestand darin, das Dingy zu nehmen und das Riff auf eigne Faust zu besuchen.

Dies war also der große Ausflug, den mir vorgenommen, als ich das kleine Boot losmachte und mit demselben hinaus in das helblaue Meer schoß.

SECHSTES KAPITEL. DIE MÖVEN.

Ich habe meinen Entschluß einen kühnen genannt. In dem Unternehmen selbst lag freilich durchaus nichts Bemerkenswerthes, und ich meine bloß, daß für einen so jungen und kleinen Menschen, wie ich damals war, ein kühnes genannt werden mußte.

Drei Meilen weit rudern, war keine kleine Aufgabe, und noch dazu gerade hinaus in das große, tiefe Wasser, fast so weit, daß man vom Strande aus nicht mehr gesehen werden konnte!

Noch niemals war ich so weit gewesen, ja nicht einmal halb so weit – niemals weiter als eine Meile von der Bucht und noch dazu bei ziemlich niedrigem Wasserstande – nämlich allein.

Mit Blew dagegen war ich rings um die Bai überall gewesen, aber dann hatte ich mit der Lenkung des Bootes Nichts zu thun, und da ich mich auf die Geschicklichkeit des jungen Bootführers verließ, keine Ursache zu Befürchtungen.

Allein aber war die Sache eine ganz andere. Alles hing von mir selbst ab, und wenn mir ein Unfall zustieß, so hatte ich Niemanden, bei dem ich Rath und Beistand suchen konnte.

Auch war ich kaum eine Meile von dem Strande hinweg, so begann ich zu bedenken, daß mein Unternehmen nicht bloß ein kühnes, sondern auch ein leichtsinniges und voreiliges sei, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre ich umgekehrt.

Es fiel mir jedoch ein, daß mir vielleicht Jemand vom Strande aus nachschaue – irgend ein Knabe, der auf meine Geschicklichkeit als Ruderer eifersüchtig war – und es gab deren in unserm Dorfe mehrere – und dieser Knabe oder diese Knaben würden gesehen haben, daß ich die Richtung nach der Insel genommen; sie hätten mit Leichtigkeit auch die Gründe errathen, die mich zum Umkehren bewogen hätten, und würden dann nicht verfehlt haben, mich der Feigheit zu beschuldigen.

Theils von diesem Gedanken bestimmt und theils, weil ich immer noch die Insel zu besuchen wünschte, faßte ich frischen Muth und ruderte weiter.

Als ich mich der Felsenbank auf ungefähr eine Meile genähert hatte, ließ ich meine Ruder einige Augenblicke ruhen und schaute hinter mich, denn in dieser Richtung lag das Ziel, welches ich zu erreichen wünschte.

Ich sah auf einen Blick, daß die kleine Insel vollständig aus dem Wasser hervorragte – als ob der Wasserstand jetzt am niedrigsten wäre – die schwarzen Steine aber waren wegen Vögel, die darauf standen oder saßen, nicht sichtbar. Es sah aus, als wenn eine Heerde Schwäne oder weiße Gänse auf dem Felsen ruheten, ich wußte aber, daß es blos große Möven waren, denn viele von derselben Gattung kreis'ten in der Luft umher, während einige sich niederließen und andere aufstiegen, um einen frischen Flug zu machen.

Selbst in der Entfernung von einer halben Meile konnte ich ihr Gekreisch ganz deutlich hören und hatte noch viel weiter bereits gehört – so ruhig war die Atmosphäre.

Es lag mir jetzt um so mehr daran, vorwärts zu kommen, weil ich die Vögel bemerkte; denn ich wünschte sehr, mich ihnen möglichst zu nähern und sie recht genau in Augenschein zu nehmen. Ich nahm mir vor, noch einmal Halt zu machen, ehe ich zu nahe hinkäme, um die Bewegungen dieser schönen Geschöpfe zu beobachten; denn viele waren auf dem Felsen hin und her in Bewegung und ich konnte nicht errathen, was sie vorhatten.

In der Hoffnung, daß sie mich nahe genug kommen lassen würden, um sie genau zu beobachten, ruderte ich leise und geräuschlos und tauchte die Spitzen meiner Ruder so behutsam ein wie eine Katze die Pfoten setzt.

Als ich mich bis auf etwa zweihundert Ellen genähert hatte, hob ich wieder die Ruder über das Wasser und drehte den Kopf herum, um nach den Vögeln zu sehen. Ich bemerkte, daß ich sie nicht erschreckt hatte. Obschon Möven ziemlich scheue Vögel sind, so kennen sie doch die Tragweite einer gewöhnlichen Vogelflinte ziemlich genau und nehmen sich selten die Mühe, sich von dem Platze, auf welchem sie sitzen, eher zu rühren als bis man sich ihnen auf Schußweite genähert hat.

Ich hatte keine Flinte und deßhalb hatten die Vögel Nichts zu fürchten – ja, sie hätten nicht viel zu fürchten gehabt, wenn ich auch eine bei mir gehabt hätte, denn ich hätte keinen Gebrauch davon zu machen verstanden.

Höchst wahrscheinlich aber würden sie, wenn sie eine Flinte gesehen hätten, mich nicht so weit haben herankommen lassen, denn die weißen Möven haben in dieser

Beziehung sehr viel Aehnlichkeit mit den schwarzen Krähen und wissen eine Flinte von einer Hacke schon aus ziemlich weiter Entfernung zu unterscheiden und kennen das Blitzen eines »Schießeisens« sehr wohl.

Ich beobachtete die Vögel eine lange Weile mit großem Interesse und würde mich für die Mühe, bis mir gegeben, bis hierher zu kommen, reichlich belohnt erachtet haben, selbst wenn ich jetzt um- und wieder zurückgekehrt wäre.

Die Vögel, welche auf den Steinen beisammen saßen waren lauter Möven, aber es waren zwei Gattungen, sehr verschieden an Größe, und auch an Farbe einander nicht ähnlich.

Die eine Gattung hatte schwarze Köpfe und graugesprenkelte Flügel, während die andere und größere Art von beinahe ganz reiner weißer Farbe war.

Nichts ging über das saubere Aussehen beider. Sie sahen aus, als ob niemals ein Schmutzflecken ihr schneeweißes Gefieder berührt hätte, und ihre schönen rothen Beine schimmerten wie die schönsten Korallen.

Ich erspähete, daß die, welche auf den Steinen auf verschiedene Weise beschäftigt waren. Einige liefen augenscheinlich umher, um Futter zu suchen, und dieses bestand aus der kleinen von der weichenden Fluth zurückgelassenen Fischbrut so wie aus kleinen Krebsen, Muscheln und andern merkwürdigen Seethieren.

Sehr viele der Vögel saßen blos da und putzten ihr weißes Gefieder, auf welches sie nicht wenig stolz zu sein schienen.

Obschon sie aber alle zufrieden und glücklich aussahen, so waren sie doch eben so, wie andere lebende Geschöpfe, nicht frei von Sorgen und andern schlimmen Leidenschaften. Dies ward durch die Thatsache bewiesen, daß mehr als ein furchtbarer Zwist sich unter ihnen erhob, während ich zusah – aus welchem Grunde, konnte ich jedoch nicht errathen, wenn nicht vielleicht der war, daß die Männchen aus Eifersucht mit einander herumbalgten.

Ein herrlicher Anblick war es, die fliegenden Möven mit dem Fischfange beschäftigt zu sehen – wie sie aus einer Höhe von mehr als hundert Ellen herabschossen, mit fast geräuschlosem Sturze unter den blauen Wogen verschwanden, und nach wenigen Augenblicken, ihre funkelnde Beute im Schnabel haltend, wieder emportauchten.

Von allen Bewegungen der Vögel, mögen sie nun laufen, oder fliegen, ist, glaube ich, keine so interessant anzusehen, als das Thun und Treiben der *fischenden* Möve, während sie ihre Beute verfolgt. Selbst der Geier ist in seinem Fluge nicht graziöser. Das plötzliche Schwenken – die augenblickliche Pause, um den Standpunkt der Beute genauer zu fixiren – das pfeilähnliche Herabschießen – das Eintauchen – der emporspritzende Schaum und dann die durch das gänzliche Verschwinden des geflügelten Donnerkeiles entstandene Lücke, bis der weiße Gegenstand wieder oberhalb der blauen Fläche zum Vorschein kommt – alles Dies gewährt einen unvergleichlichen Anblick, und der menschliche Scharfsinn wäre selbst mit

Hilfe von Luft, Wasser und Feuer nicht im Stande, ein so wirkungsvolles Schauspiel hervorzubringen.

Ziemlich lange saß ich in meinem kleinen Boote und beobachtete die Bewegung der Möven. Dann drehete ich mich, zufrieden damit, daß ich den Ausflug nicht vergebens gemacht, wieder herum, um meinen ursprünglichen Plan in Ausführung zu bringen, nämlich auf dem Riff zu landen.

Die schönen Vögel blieben auf ihren Plätzen, bis ich beinahe an den Rand der Felseninsel gelangt war. Sie schienen zu wissen, daß ich nichts Böses gegen sie im Schilde führte, und zeigten kein Mißtrauen gegen mich. Auf alle Fälle fürchteten sie keine Flirte; denn als sie endlich Aufstiegen, flogen sie mir so unmittelbar über den Kopf hinweg, daß ich sie beinahe mit einem meiner Ruder hätte niederschlagen können.

Einer davon, der mir größer vorkam als irgend ein anderer von dem ganzen Schwarme, hatte während der ganzen Zeit auf einem sehr hohen, hervorragenden Platze gesessen, nämlich auf der Spitze der Signalstange. Vielleicht ließ ihn blos die Position, in der er sich befand, größer erscheinen, aber ich bemerkte, daß er, noch ehe einer der andern fortzog, mit einem Gekreisch in die Höhe schoß, als ob dies für die Uebrigen ein Befehl wäre, seinem Beispiele zu folgen.

Höchstwahrscheinlich war er entweder die Schildwache oder der Anführer des Schwarms, und dieser kleine Beweis von Taktik war kein anderer, als ich von einem

Schwarm Krähen hatte ausüben sehen, wenn sie auf einem Plünderungsfluge in einem Bohnen- oder Kartoffelfelde begriffen waren. Die Entfernung der Vögel schien eine verdunkelnde Wirkung auf meine Stimmung hervorzubringen. Sogar das Meer schien schwärzer auszusehen, nachdem sie fort waren, aber das war ganz natürlich, denn anstatt ihres weißen Gefieders, welches sich meinen Blicken dargeboten, schauete ich jetzt auf das öde Riff, welches mit einem Steingeröll bedeckt war, das so schwarz aussah wie mit Theer überstrichen.

Dies war jedoch nur ein Theil dessen, was die Veränderung in meinen Gefühlen hervorgebracht hatte.

Es war auch noch eine andere Ursache vorhanden.

Ein leichter Wind hatte sich erhoben während plötzlich eine Wolke die Sonne verhüllte, und die bis jetzt glatte, spiegelnde Wasserfläche hatte mit einem Male durch das Kräuseln der kleinen Wellen eine grauschwarze Farbe angenommen.

Das Riff bot einen unheimlichen, abschreckenden Anblick dar; um es jedoch – da ich einmal zu diesem Zwecke so weit hergekommen war – genau zu erforschen, ruderte ich weiter, bis der Kiel des Dingy an die Felsen stieß.

Eine kleine Bucht bot sich meinen Augen dar, und nachdem ich mein Boot hineingelenkt, stieg ich aus und richtete meine Schritte sofort nach der Stange – dem Gegenstande, den ich schon seit so vielen Jahren aus der Ferne betrachtet und mit welchem ich so oft schon nähere Bekanntschaft zu machen gewünscht.

SIEBENTES KAPITEL. DAS SUCHEN NACH EINEM SEEIGEL.

Es dauerte nicht lange, so berührte ich mit meinen Händen das interessante Stück Holz und fühlte mich in diesem Augenblicke so stolz, als ob der Nordpol selbst und ich der Entdecker desselben gewesen wäre.

Ich ward durch die Dimensionen dieser Stange nicht wenig überrascht und sah nun, wie sehr die Entfernung mich bis jetzt getäuscht hatte.

Vom Strande aus gesehen, sah sie nicht stärker aus als der Stiel einer Spitzhacke oder einer Heugabel, und der Knauf oben darauf ungefähr so groß wie eine tüchtige Rübe.

Jetzt aber fand ich zu meinem Erstaunen, daß die Stange so stark wie mein Schenkel, ja eher noch stärker, und der Knauf weit umfangreicher als mein ganzer Körper war. Der Knauf bestand nämlich in Nichts mehr und Nichts weniger als in einem Fasse oder einer Tonne, die ihre neun Gallonen hielt. Dieses Faß stand aufrecht auf der Stange, auf die es durch ein im Boden angebrachtes Loch fest aufgestellt war, so daß es der Wind nicht herunterwerfen konnte. Es war weiß angestrichen, obschon ich dies schon vorher wußte, denn oft hatte ich es in der Sonne schimmern sehen, während die Stange von schwarzer Farbe war. Vielleicht war diese früher auch weiß gewesen, aber Wind und Wasser hatten die Farbe abgespült, denn bei stürmischem Wetter peitschten die Wogen oft bis an den Knauf hinauf.

In der Höhe der Stange hatte ich mich eben so geirrt wie in ihrer Stärke. Vom Lande aus erschien sie nicht größer als ein gewöhnlicher Mann; als ich aber jetzt in unmittelbarer Nähe daran hinaufblickte, ragte sie über mich empor wie der Mast einer Schaluppe. Sie konnte nicht weniger als zwölf Fuß hoch sein – ja zwölf Fuß war das Mindeste, was sich annehmen ließ.

Eben so überrascht ward ich durch den Umfang des Terrains, das ich oberhalb des Wasserstandes sah. Ich hatte lange geglaubt, meine kleine Insel habe ungefähr eine Quadratruthe Flächeninhalt; jetzt aber sah ich, daß sie über hundertmal so groß war und ziemlich einen Acker Flächeninhalt hatte.

Der größte Theil der Oberfläche war mit losen Felsenstücken oder Geröll von der Größe kleiner Kiesel bis zu Stücken so groß wie der Körper eines Mannes, bedeckt, und es gab auch noch größere Felsen; diese aber waren, wie ich bemerkte, nicht locker sondern halb in den Boden begraben und so fest, wie Felsen nur sein konnten.

Sien waren blos die hervorragenden Gipfel großer Massen, welche die Stärke des Riffs bildeten.

Alle aber – große sowohl als kleine – waren mit einer schwarzen schleimigen Masse und hier und damit großen Flächen Seegras von verschiedenen Arten überzogen, unter welchen ich einige Gattungen erkannte, die gewöhnlich an unsere Bucht getrieben wurden. Mit diesen hatte ich schon sehr genaue Bekanntschaft gemacht und manches saure Tagewerk damit verbracht, daß ich

sie auf die Felder meines Onkels ausbreiten half, wo sie als Kartoffeldünger verwendet wurden.

Nachdem ich mich an dem Beschauen der hohen Signalstange gesättigt und mit den Augen die Dimensionen der oben darauf steckenden Tonne gemessen, wendete ich mich davon ab und begann auf dem Riff umherzuwandern.

Ich that dies, um zu sehen, ob ich irgend eine merkwürdige Muschel oder einen andern Gegenstand fände, welcher verdiente, daß ich ihn mitnähme – Etwas, was ich zum Andenken an diese große und bis jetzt so angenehme Excursion aufheben könnte.

Dieses Herumwandern war aber nicht so leicht und weit schwieriger als ich geglaubt hatte. Ich habe schon gesagt, daß die Steine mit einer Art schleimigen Substanz überzogen waren, und dies machte sie sehr schlüpfrig. Sie hätten, selbst wenn sie mit Seife eingerieben gewesen wären, für den Tritt nicht glatter sein können, und ehe ich noch sehr weit gekommen war, that einen häßlichen Fall und hatte mich mehrmals empfindlich gequetscht.

Ich war unschlüssig, ob ich in dieser Richtung, der entgegengesetzten Seite von der, wo ich das Boot gelassen – weiter gehen sollte, aber von dem Haupttheile des Riffs ragte eine Art Halbinsel in das Wasser hinaus und am Ende derselben sah ich Etwas, was ich für eine Menge seltener Muscheln hielt, und ich wünschte sehr, mich in den Besitz einiger derselben zu setzen.

In dieser Absicht setzte ich daher meinen Weg weiter fort. Ich hatte schon mehrere Gattungen Muscheln auf

dem Sande zwischen den Steinen bemerkt – einige mit Muschelthieren darin – andere offen und gebleicht. Keine von diesen Gattungen war mir neu, denn ich hatte sie alle schon vorher gesehen – sogar auf dem Kartoffelfelde, wo sie unter dem Seegras häufig mit vorkamen. Austern sah ich nicht und bedauerte dies sehr, denn ich war hungrig geworden und hätte wohl ein paar Dutzend essen können, aber hier war kein Platz für Austern. Eine Menge kleiner Krabben und Hummern war da, aber diese zu essen hatte ich keine Lust, wenn ich sie nicht kochen konnte, und dies war natürlich unter den obwaltenden Umständen nicht möglich.

Auf meinem Wege nach der Vorderseite der Insel sah ich mich nach Seeigeln um, stieß aber auf keinen. Oft hatte gewünscht, ein gutes Exemplar dieser merkwürdigen Muschel zu finden, aber ohne Erfolg. Dann und wann wurden einige auf dem Strande in der Nähe unseres Dorfes angeschwemmt, aber diese blieben in der Regel nicht lange liegen. Da sie ein hübscher Zierrath für den Kaminsims und an unserer Küste ziemlich selten waren, so war es ganz natürlich, daß sie höher geschätzt wurden als andere Muschelthiere.

Das Riff war abgelegt, ward von den Bootsleuten nur selten besucht, und ich hoffte daher, hier einige zu finden, weshalb ich mir vornahm, genau darnach zu suchen.

In dieser Absicht schlenderte ich langsam entlang und untersuchte jede Felsenspalte und jedes Wasserloch, das sich innerhalb des Gesichtstreifes meines Weges befand.

Ich hoffte sehr, daß ich irgend eine Rarität auf der Insel finden würde. Die funkelnden Gegenstände, welche mich zuerst bewogen, meine Schritte nach dieser Richtung zu lenken, schienen, als ich näher kam, noch heller zu funkeln, dennoch aber beeilte ich mich nicht sonderlich.

Ich hatte keine Furcht, daß die Muscheln in's Wasser laufen würden. Es waren dies Häuser, deren Bewohner sie schon längst verlassen hatten. Deßhalb ging ich ganz gemächlich weiter und suchte fortwährend.

Ich fand jedoch Nichts, was mir gefallen hätte, bis ich endlich die Halbinsel erreichte, wo mir in der That ein schöner Gegenstand in die Augen fiel. Er war von dunkelrother Farbe, rund wie eine Orange, aber weit größer. Doch ich brauche nicht zu beschreiben, was ich sah, denn Jeder, der an einem Meeresstrande gelebt hat, wird die Muschel des Seeigels gesehen und bewundert haben.

Es dauerte nicht lange, so hielt ich sie in meiner Hand und bewunderte die schönen Umrisse und die merkwürdigen Stacheln, womit die äußere Fläche bedeckt war. Es war eine der schönsten, die ich je gesehen, und ich wünschte mir Glück zu dem allerliebsten Andenken, das ich von diesem Ausfluge mit nach Hause bringen würde.

Einige Minuten betrachtete ich die Seeigelmuschel von allen Seiten und lugte in das Innere – in die glatte weiße Kammer, welche der Bewohner derselben schon längst geräumt. Ja, es vergingen einige Minuten, ehe ich dieses Beschauens überdrüssig ward; endlich aber besann

ich mich auf die anderen Muscheln, die ich ebenfalls bemerkte, und schritt weiter, um diese ebenfalls zu sammeln.

Auch sie waren Raritäten und zwar schöne Raritäten. Es waren drei oder vier Arten, mir alle neu, und deshalb füllte ich mir die Taschen damit und nahm noch so viel in die Hände als ich tragen konnte, und drehte mich dann herum, in der Absicht, wieder nach meinem Boote zurückzukehren.

Barmherziger Himmel, was sah ich? Ein Anblick bot sich mir dar, bei dem ich Muscheln, Seeigel und Alles fallen ließ, als ob es eben so viel Stücken glühenden Eisens gewesen wären. Ich ließ sie zu meinen Füßen und war nahe daran, er hinwegzustürzen, so entsetzt war ich über das, was ich sah. Und was war es? *Mein Boot! mein Boot! Wo war mein Boot?*

ACHTES KAPITEL. DER VERLUST DES DINGY.

Es war also das Boot, welches mir diese plötzliche Ueberraschung oder vielmehr diesen Schrecken verursacht hatte. Was, wird man fragen, war denn mit dem Boote geschehen? War untergegangen? Das nicht, aber, was auf den ersten Anblick für mich fast eben so schlimm zu sein schien, – *es war fortgeschwommen!*

Als ich meine Augen nach der Richtung wendete, wo ich es zu sehen erwartete, war es nicht da! Die kleine Bucht unter den Felsen war leer.

Die Sache war indessen kein Geheimniß. Gleich auf den ersten Blick verstand ich Alles, denn ich sah das Boot von dem Riffe hinweg in das offene Meer treiben. Es

war, wie gesagt, durchaus kein Geheimniß. Ich hatte versäumt, das Boot festzumachen, ich hatte nicht einmal das daran hängende Tau an's Land gezogen, und der Wind, der, wie ich nun bemerkte, frischer geworden, war, hatte die Seiten des Bootes gefaßt und es aus der Bucht hinaus in das offene Wasser getrieben.

Mein erstes Gefühl war, blos Ueberraschung, binnen wenigen Sekunden aber wich dieser dem Schrecken. Wie sollte ich das Boot wieder erlangen? Wie sollte ich es zurück nach dem Riff bringen? Und wenn mir dies nicht gelang, wie sollte ich dann in den Strand erreichen? Drei englische Meilen, über eine halbe deutsche, war die kürzeste Entfernung. So weit konnte ich nicht schwimmen, selbst wenn gegolten hätte, mein Leben zu retten, und ich hatte keine Hoffnung, daß mir irgend Jemand Hilfe kommen würden.

Es war nicht wahrscheinlich, daß mich Jemand am Ufer sehen oder von meiner Situation Kenntniß gelangen konnte. Selbst das kleine Boot ward schwerlich gesehen, denn ich wußte nun, wie viel kleiner in dieser großen Entfernung das Geringste erschien. Die Signallinse sowohl, als ich auch das Riff selbst hatte mich diese Thatsache gelehrt. Felsen, die vom Strande aus gesehen nur etwa einen Fuß Oberfläche emporzuragen schienen, waren in Wirklichkeit über zwei Ellen hoch. Deßhalb war das Boot schwerlich sichtbar und weder ich noch meine gefährliche Situation ward von irgend Jemandem am Strande bemerkt, ausgenommen, wenn vielleicht Jemand durch ein Fernrohr herübersah.

Aber welche Wahrscheinlichkeit war wohl dafür vorhanden? Gar keine, oder doch die geringste von der Welt.

Je mehr ich nachdachte, desto höher stieg meine Unruhe, denn ich gewann dadurch immer mehr die Ueberzeugung, daß meine Nachlässigkeit mich in keine gefährliche Lage versetzt hatte.

Eine Weile lang befand sich mein Gemüth in einem Zustande von Verwirrung und ich wußte nicht, welchen Weg ich einschlagen sollte. Es blieb mir überhaupt keine große Wahl übrig, ja ich sah gar keine weitere Alternative als auf dem Riffe zu bleiben.

Dennoch bot sich mir nach weiterem Nachdenken doch Etwas dar, was ich versuchen konnte, nämlich dem Boote nachzuschwimmen und zu sehen, ob ich mich desselben wieder bemächtigen könnte. Es war noch nicht so weit hinweggetrieben, daß ich es nicht durch Schwimmen hätte erreichen können. Bis jetzt hatte es sich ungefähr hundert Ellen von dem Rande der Insel entfernt.

Diese Entfernung aber ward mit jedem Augenblick größer und es war klar, daß, wenn ich diesen Versuch machen wollte, keine Zeit, kein Augenblick zu verlieren war.

Was konnte ich auch sonst weiter thun? Wenn es mir nicht gelang, das Boot zu erreichen, so konnte mich auf ein schlimmes, vielleicht gefährliches Abenteuer gefaßt machen, und dieser Glaube bestärkte mich in meinem Vorhaben.

So schnell ich konnte, entledigte ich mich meiner Kleider und warf sie auf die Felsen. Meine Schuhe folgten,

sogar mein Hemd ward abgeworfen, damit es mir nicht hinderlich wäre, und gerade so, als ob ich mich baden und schwimmen wollte, stürzte ich mich in's Wasser.

Ich brauchte nicht erst zu waten. Das Wasser gar gleich vom Rande des Riffes an tiefer als ich lang war und ich mußte daher sofort zu schwimmen anfangen.

Natürlich nahm ich die Richtung *direkt* nach dem Boote; und hielt dieselbe ein, ohne mich nach der einen oder der anderen Seite zu wenden.

Ich schwamm, so schnell ich konnte, aber es dauerte ziemlich lange, ehe ich bemerken konnte, daß ich dem Boote einigermaßen näher kam. Zuweilen glaubte ich, ich käme ihm gar nicht näher, und als ich bedachte, daß es sich vielleicht eben so schnell bewegte als ich, erfüllte dieser Gedanke mich mit Unruhe und Angst.

Gelang es mir nicht, es einzuholen so war dann alle Hoffnung verloren. Ich mußte umkehren und nach dem Riffe zurückgeschwommen oder untersinken, denn, wie ich schon gesagt, ich hätte eben wenig den Strand durch Schwimmen erreichen können als es mir möglich gewesen wäre, über das atlantische Meer zu schwimmen. Ob schon ich jetzt ein sehr guter Schwimmer war und im Nothfälle eine Meile hätte kommen können, so lagen doch *drei* außerhalb meiner Macht, und ich hätte selbst um mein Leben zu retten, eine solche Entfernung nicht zurückzulegen vermocht.

Ueberdies trieb das Boot auch nicht in der Richtung der Küste, sondern die Bucht hinauf, wo wenigstens zehn Meilen Wasser vor mir lagen.

Ich begann allmählig den Muth zu verlieren und dachte schon daran, nach dem Riffe umzukehren, ehe ich zu erschöpft wäre, um es wieder zu erreichen, als ich plötzlich bemerkte, daß das Boot sich ein wenig drehte und dann in schräger Richtung zu der bisherigen weiter trieb.

Der Grund hiervon war ein plötzlicher Windstoß, der von einer anderen Richtung herkam. Das Boot ward mir dadurch näher gebracht und ich beschloß noch eine Anstrengung zu machen um es zu erreichen.

Dies gelang mir endlich auch, und ehe noch viele Minuten vergingen, hatte ich die Freude, meine Hände auf den Rand des Bootes zu legen, was mich in den Stand setzte, nach einem langen Schwimmen ein wenig auszu-ruhen.

Sobald ich wieder zu Athem gekommen war, versuchte ich, über die Seite des Bootes in dasselbe hineinzuklettern; zu meinem Verdrusse aber sank das kleine Fahrzeug unter meiner Last und schlug um wie ein Waschfaß, so daß ich durch dieses plötzliche Umschlagen unter das Wasser hinunter gedrückt ward.

Ich kam natürlich sehr bald wieder auf die Oberfläche, ergriff das Boot abermals und kletterte hinauf, um mich rittlings auf den Kiel zu setzen, aber auch dies gelang mir nicht, denn ich verlor das Gleichgewicht und drückte das Boot so sehr auf die eine Seite, daß es wieder mit der Mündung nach oben schlug.

Dies hätte mir eigentlich gerade erwünscht sein sollen, aber zu meinem Schrecken sah ich, daß es beinahe ganz

voll Wasser war, welches es beim Umschlagen geschöpft hatte.

Das Gewicht des Wassers gab ihm Halt, so daß ich mich ohne weitere Schwierigkeit über den Bord hineinschwingen konnte; aber noch war ich keine Secunde darin, als ich bemerkte, daß das Boot sank.

Das zu dem des Wassers hinzukommende Gewicht meines Körpers war die Ursache davon, und ich sah sofort, daß, wenn ich nicht wieder hinaussprang, das Boot sehr bald untergehen würde.

Hätte ich meine Geiste gegenwart bewahrt und wäre wieder hinausgesprungen, so hätte das Boot sich vielleicht flott erhalten. In Folge meiner Angst aber und der Sinnverwirrung, in die ich durch mehrmaliges Untertauchen versetzt worden, war meine Geistesgegenwart dahin, und ich blieb bis an die Kniee im Wasser im Boote stehen.

Ich gedachte das Wasser auszuschöpfen, fand aber kein Gefäß dazu. Die Blechpfanne war verschwunden, eben so wie die Ruder. Die erstere war ohne Zweifel untergesunken, als das Boot umschlug, und die Ruder schwammen bereits in ziemlicher Entfernung auf dem Wasser dahin.

In meiner Verzweiflung begann ich das Wasser mit den Händen auszuschöpfen, hatte aber kaum ein halbes Dutzend Mal die zu diesem Zwecke erforderere Bewegungen gemacht, als ich fühlte, daß das Boot *sank*.

Einen Augenblick später war es verschwunden. Es sank direkt unter mir und zwang mich, hinaus zu springen, um

nicht von dem Strudel, den es machte, mit in die Tiefe hinabgezogen zu werden.

Ich warf einen einzigen Blick auf die Stelle, wo es entschunden war. Ich sah, daß auf immer dahin war, und schwamm von dem Platze hinweg in der Richtung des Riffes.

NEUNTES KAPITEL. DIE SIGNALSTANGE.

Es gelang mir, das Riff zu erreichen, obschon nicht ohne große Anstrengung. Während ich mit den Wogen kämpfte, fühlte ich, daß eine Strömung mir entgegenkam, – die Fluth, und diese war es eben so wie der Wind, welche das Boot hinweggetrieben hatte.

Doch ich gelangte zurück auf das Riff, obschon nur mit genauer Noth. Der Schlag, welcher mich an den Rand der Felsen brachte, wäre mein letzter gewesen, wenn keine Felsen dagewesen wären, denn es war der letzte, den ich thun konnte, so erschöpft war ich.

Zum Glück waren meine Kräfte der Anstrengung gewachsen gewesen, aber nun waren sie dahin und blieb einige Minuten am Rande des Riffes an der Stelle liegen, wo ich aus dem Wasser gekrochen, und wartete, bis ich wieder zu Athem kommen würde. In dieser unthätigen Stellung verharrte ich jedoch nicht länger als nothwendig war. Meine Situation war nicht von der Art, daß ich mit der Zeit hätte spielen können, und da ich dies wußte, so raffte ich mich wieder auf, um zu sehen, ob sich Etwas thun ließe.

Seltsamer Weise warf ich meine Augen nach der Richtung, von welcher ich so eben vom Boote her gekommen war. Es war eigentlich ein rein mechanischer Blick und ich weiß kaum, warum, ich gerade nach dieser Richtung schaute. Vielleicht hegte ich eine Hoffnung, daß das gesunkene Fahrzeug wieder auf die Oberfläche gekommen sei.

Dieser Hoffnung war mir jedoch nicht vergönnt nachzuhängen, denn es war kein Boot oder sonst etwas dem Aehnliches zu sehen. In weiter Ferne sah ich die Ruder schwimmen, aber blos die Ruder, und da mir diese allein Nichts nützen konnten, so wäre es mir gleich gewesen, wenn sie dem Boote in die Tiefe nachgefolgt wären.

Hierauf wendete ich meine Augen nach dem Strande, aber es war in dieser Richtung Nichts zu sehen als das niedrige Land, auf welchem das Dorf stand. Leute am Strande konnte ich nicht sehen, ja ich konnte kaum die Häuser unterscheiden, denn, wie ich die Gefahren, von welchen ich umgeben war, zu erhöhen hatte der Himmel sich umwölkt und mit den Wolken zugleich hatte sich ein frischer Wind erhoben.

Dieser Wind trieb das Wasser in Wellen von beträchtlicher Höhe empor und diese versperrten mir die Aussicht nach der Bucht. Selbst bei hellem Wetter würde schon die Entfernung an und für sich mich gehindert haben, menschliche Gestalten an der Küste zu unterscheiden, denn von dem Riffe bis nach dem nächsten Ende des Dorfes waren über drei gute Meilen.

Natürlich hätte es Nichts nützen können, wenn ich nach Hilfe hätte schreien wollen. Selbst an den ruhigsten Tagen würde man mich nicht gehört haben, und dies vollkommen begreifend, verhielt ich mich ruhig.

Es war Nichts in Sicht, – weder Schiff, noch Schaluppe, noch Schooner, noch Brigg, nicht einmal ein Boot an der Bucht. Es war Sonntag und alle Fahrzeuge lagen im Hafen. Aus demselben Grunde waren auch keine Fischerboote draußen, und die unserem Dorfe angehörenden Vergnügungsboote hatten alle ihre gewöhnliche Richtung, die Bucht hinunter nach einem berühmten Leuchtturme, eingeschlagen, und es Harry Blew's Boot befand sich höchst wahrscheinlich mit dabei.

Es war kein Segel in Sicht, weder nach Norden, noch nach Osten noch nach Süden, noch nach Westen. Die Bucht schien ganz verödet zu sein und ich fühlte mich so allein, als ob ich in einen Sarg eingeschlossen gewesen wäre.

Ich entsinne mich, noch deutlich des furchtbaren Gefühls von Vereinsamung, welches sich meiner bemächtigte. Ich entsinne mich, daß ich auf die Felsen niedersank und weinte.

Um meine Angst und Unruhe noch zu steigern, kehrten die Seevögel, wahrscheinlich zornig auf mich, weil ich sie von ihrem Ruheplatze hinweggescheucht, jetzt zurück, schwebten in einem zahlreichen Schwarme über meinem Kopfe und kreischten mir in die Ohren, als wenn sie mich taub machen wollten.

Zuweilen schoß einer oder der andere so nahe an mir vorbei, daß ich ihn fast mit den Händen erreichen konnte, und kehrte im nächsten Augenblicke unter fortwährendem entsetzlichem Gekreisch zurück. Ich begann zu fürchten, daß diese wilden Vögel einen förmlichen Angriff auf mich machen würden, obschon ich glaube, daß sie zu diesen Demonstrationen bloß durch einen gewissen Instinkt der Neugier bewogen wurden.

Nachdem ich jeden Punkt, der sich meinen Gedanken darbot, erwogen, kam ich auf keinen anderen Ausweg als mich ruhig niederzusetzen oder auch stehen zu bleiben, wenn mir dies besser gefiele, und zu warten, bis Beistand in irgend einer Gestalt käme.

Es blieb mir Nichts weiter übrig. Ich konnte durch mich selbst von der Insel nicht hinwegkommen und mußte daher nothwendiger Weise warten bis mich Jemand holte.

Aber wann geschah das wohl? Nur der reinste Zufall konnte die Veranlassung sein, daß Jemand am Strande die Augen nach dem Riff wendete, und selbst wenn dies geschah, so bemerkte Niemand meine Anwesenheit auf demselben ohne Hilfe eine Fernrohres.

Zwei oder drei der Bootsleute hatten allerdings Fernrohre, das wußte ich, Harry Blew hatte auch eins; aber diese Leute machten von diesem Instrumenten nicht alle Tage Gebrauch und es stand zehn gegen eins zu wetten, daß sie dieselben *nicht* nach dem Riff richteten.

Wohin sollten sie auch in dieser Richtung schauen? Boote kamen oder gingen niemals diesen Weg, und Schiffe, welche in die Bucht ein- oder aus derselben ausliefen,

hielten sich stets von der Felsenbank möglichst weit entfernt.

Meine Hoffnung, von dem Ufer aus entweder mit nacktem Auge oder durch ein Fernrohr gesehen zu werden, stand daher auf sehr schwachen Füßen. Auf noch schwächeren aber stand die, daß ein Boot oder ein anderes Fahrzeug nahe genug vorbeikommen würde, um von mir angerufen werden zu können.

Mit sehr trostlosen Empfindungen setzte ich mich daher auf den Felsen nieder, um den Ausgang abzuwarten.

Daß ich hier bleiben müßte, bis ich verhungerte, fürchtete ich nicht, so schlecht erschien mir die Aussicht nicht, und dennoch hätte dies der Fall sein können, wenn nicht ein Umstand gewesen wäre, von dem ich mit Gewißheit hoffte, daß er es verhindern würde.

Dieser Umstand war der, daß Harry Blew jedenfalls das kleine Boot vermißte und mich aufsuchte.

Allerdings vermißte er es vielleicht nicht vor Abend, weil er vielleicht mit seiner Bootsgesellschaft nicht eher nach Hause zurückkehrte. Mit Einbruch des Abend jedoch kam er ganz gewiß nach Hause, und wenn er das kleine Boot nicht vorfand, vermuthete er ganz natürlich, daß *ich* es weggeholt, denn ich war im ganzen Dorfe der Einzige, dem dieses Vorrecht vergönnt war.

Wenn Blew sonach das Boot nicht vorfand und dies auch am Abend nicht zurückkam, so ging er wahrscheinlich zu meinem Onkel, um sich zu erkundigen, und die Unruhe über mein ungewöhnliche Ausbleiben führte zu

Nachforschungen nach mir, durch die man, wie ich glaubte, sicherlich sehr bald nach meinem gegenwärtigen Aufenthaltsorte geführt wurde.

Ueberhaupt machte die Gefahr, in der ich schwebte, mir weit weniger Unruhe als der Schaden, den ich angerichtet. Wie konnte ich jemals meinem Freunde Blew wieder vor die Augen treten? Wie konnte ich den Verlust seines Bootes ersetzen? Dies war eine ernste Erwägung. Ich selbst hatte kein Geld, und es ließ sich wohl erwarten, daß mein Onkel für mich bezahlte? Ich fürchtete, daß dies nicht der Fall sein würde, und dennoch mußte irgend Jemand den jungen Bootsmann für den bedeutenden Verlust entschädigen, den ich ihm zugefügt.

Aber wer sollte Dies thun? oder auf welche Weise sollte es geschehen? Wenn mein Onkel mir erlaubte, für Harry zu arbeiten, dachte ich, so könnte ich ihm seinen Schaden auf diese Weise ersetzen. Ich war gern bereit, für so und so viel wöchentlich zu arbeiten, bis das Boot bezahlt wäre, dafern er nur Etwas für mich zu thun hätte.

Ich stellte wirklich förmliche Berechnungen darüber an, wie ich den Verlust ersetzen könnte, und betrachtete dies als meine Hauptsorge in diesem Augenblicke.

Daß mein Leben in Gefahr sei, daran hatte noch nicht gedacht. Allerdings machte ich mich auf eine hungrige und obendrein sehr kalte Nacht gefaßt. Auch mußte ich erwarten, durch und durch naß zu werden, denn ich wußte, daß, wenn die Fluth zurückkehrte, diese die Steine des Riffs bedeckte und dann die ganze Nacht im Wasser stehen mußte.

Aber, beiläufig bemerkt, wie hoch stieg dann wohl das Wasser? Reichte es mir bis an die Kniee?

Ich sah mich um und suchte ein Mittel zu entdecken, nach welchem ich beurtheilen könnte, wie hoch das Wasser zu steigen pflegte. Daß der Felsen ganz davon bedeckt werden würde, wußte ich, denn ich hatte dies oft gesehen, aber dabei hatte ich fortwährend eben so wie die am Strande wohnenden Leute geglaubt, daß das Wasser nur wenige Zoll über das Riff anstiege.

Anfangs konnte ich Nichts bemerken, was mir einen Maßstab in Bezug auf die Wasserhöhe an die Hand geben konnte. Endlich jedoch fielen meine Augen auf die Signalstange und schweiften an derselben auf und ab. An dieser war auch allerdings ein Punkt angegeben und derselbe durch einen Ring mit weißer Farbe angedeutet, aber man denke sich meine Ueberraschung, mein Entsetzen, als ich bemerkte, daß dieser Punkt *wenigstens sechs Fuß her dem Fuß über dem Fuße der Stange war!*

Erschrocken rannte ich auf die Stange zu, stellte mich dicht daneben und blickte in die Höhe. Ach, leider hatte mein Auge nur zu richtig gemessen. Der Punkt war hoch über meinem Kopfe und ich konnte ihn kaum mit der Spitze meiner Finger erreichen!

Ein Schauer des Entsetzens durchrieselte mich. als ich das Ergebniß dieser Entdeckung in's Auge faßte. Ehe mir noch Hilfe gebracht werden, konnte, war die Fluth da. Dann ward ich von dieser überwältigt, von dem Riff hinweg gespült und fand in der schaudervollen Wasserwüste einen jämmerlichen Tod!

ZEHNTES KAPITEL. DAS ERKLETTERN EINER GLATTEN
STANGE.

Nun glaubte ich allerdings, daß mein Leben in Gefahr sei, oder vielmehr ich betrachtete meinen Tod als beinahe gewiß. Meine Hoffnung, an diesem Tage erlös't zu werden, war gleich von Anfang an schwach; jetzt aber schwächer als je. Noch lange zuvor ehe die Nacht einbrach, war die Fluth wieder da. In einigen Stunden erreichte sie den höchsten Stand und dies war dann das Ende. Machten sich auch einige Leute vor Abend, was aber aus den an angegebenen Gründen durchaus nicht wahrscheinlich war, auf, um mich zu suchen, so kamen sie jedenfalls zu spät. Die Fluth wartete sicherlich weder auf sie noch auf mich.

Das Gemisch von Entsetzen und Verzweiflung, welches sich meiner bemächtigte, versetzte mich auf lange Zeit in einen gewissen Zustand von Gelähmtheit. Ich konnte über Nichts nachdenken, auch achtete ich eine Zeit lang auf Nichts, was um mich herum vorging. Ich schauete bloß auf die leere Fläche des Meeres, indem ich mich von Zeit zu Zeit von einer Seite nach der andern drehte und hilflos die Wellen betrachtete. Weder Segel noch Boot war in Sicht, Nichts, was die schauerliche Eintönigkeit unterbrochen hätte, als hier und da die weißen Flügel der Möven, welche gemächlich umherflatterten.

Jetzt jedoch peinigten sie mich wenigstens nicht mehr durch ihr Gekreisch, obschon dann und wann eine einzelne zurückkehrte und nahe an mir vorbeiflog, als ob

sie mich fragen wollte, was ich an einem solchen Orte machte und ob ich nicht bald fortzugehen gedächte.

Aus diesem Zustande dumpfer Verzweiflung ward ich durch einen Hoffnungsschimmer aufgerüttelt. Meine Augen waren auf die Signalstange gefallen, deren Anblick mir so eben erst ein Gefühl entgegengesetzter Art eingeflößt, und dann kam mir plötzlich der Gedanke ein, daß ich mich mittelst dieser Stange retten könne.

Ich brauche kaum zu sagen, daß meine Absicht dahin ging, den Gipfel der Stange zu erklettern und auf demselben zu bleiben, bis die Fluth wieder fiel. Die eine Hälfte der Stange war, wie ich wußte, selbst bei hoher Fluth *über* dem Wasserstande, und deßhalb war ich weiter oben nothwendig gesichert.

Die Frage drehte sich sonach nur noch um das Erklettern der Stange, dies aber schien mir sehr leicht zu sein. Ich war ein guter Baumkletterer und einer solchen Leistung sicherlich gewachsen.

Die Entdeckung dieses Zufluchtsortes erfüllte mich mit neuer Hoffnung. Nichts konnte leichter sein als hinaufzugelangen. Allerdings mußte ich mich auf eine schlimme Nacht gefaßt machen, aber Gefahr konnte dann weiter nicht dabei sein. Die Lebensgefahr war sonach vorüber; sicherlich blieb ich am Leben und konnte sie später verlachen.

Durch diesen Glauben neu gestärkt, näherte ich mich abermals der Stange, in der Absicht, sie zu erklettern. Oben bleiben wollte ich jetzt natürlich noch nicht. Ich

glaubte, dazu würde es Zeit genug sein, wenn ich unten nicht mehr festen Fuß fassen könnte.

Ich wollte mich bloß überzeugen, daß ich im Stande wäre, die Stange zu erklettern, wenn die Stunde der Nothwendigkeit schlug.

Ich fand es schwieriger als ich mir gedacht hatte, besonders die ersten sechs Fuß, hinaufzukommen. Dieser Theil der Stange war nämlich von einer schlammigen Substanz, derselben, welche die Felsen rings umher bedeckte, überzogen, und dies machte sie so schlüpfrig wie eine jener mit Fett geschmierten Stangen, die ich bei öffentlichen Lustbarkeiten in unserm Dorfe gesehen.

Es kostete mir mehrere mißglückte Versuche, ehe ich über die Wassermarke hinaufkam, dann aber war die Sache leichter und ich erreichte bald den Gipfel der Stange.

Ich streckte meine Hand aus, um die Tonne zu fassen und mich auf dieselbe hinaufzuschwingen. Schon wünschte ich mir Glück, daß es mir gelungen, meinen Zweck zu erreichen, als plötzlich eine Veränderung in meinen Empfindungen eintrat und ich wieder in Verzweiflung gestürzt ward.

Mein Arm war zu kurz, um den oberen Rand der Tonne zu erreichen. Ich konnte bloß kaum bis an die Hälfte des Bauches langen. Ich konnte mich nicht daran festhalten, weder um da zu bleiben wo ich war, noch um mich noch weiter hinaufzuziehen.

Auch da, wo ich jetzt war, konnte ich mich nicht halten. Nach wenigen Secunden ließen meine Kräfte nach

und ich mußte mich wieder bis an den Fuß der Stange herabgleiten lassen.

Ich versuchte es nochmals mit nicht besserem Erfolge, und dann zum dritten Male mit demselben Resultate.

Alles war vergebens. Ich mochte meine Arme ausstrecken und mich mit den Beinen anklammern wie ich wollte, so konnte ich meinen Körper doch nicht höher hinaufhissen als bis zu dem Punkte, wo die Stange in der Tonne befestigt war, und mit der Hand bloß bis an die Hälfte des runden Fasses reichen. Natürlich konnte ich mich nicht so halten, denn es war Nichts da, worauf ich mein Gewicht hätte ruhen lassen können, und ich war wieder gezwungen, auf den Boden herunter zu rutschen.

Es war sonach ein neues Gefühl von Unruhe, womit ich diese Entdeckung machte, aber ich überließ mich nicht wie vorhin der Verzweiflung. Vielleicht ward mein Scharfsinn durch die Gefahr, die sich mir mit schnellen Schritten näherte, gesteigert. Auf alle Fälle raffte ich meine Gedanken zusammen und begann zu überlegen, was wohl am Besten zu thun sei.

Wäre ich im Besitze eines Messers gewesen, so hätte ich Kerben in den obern Theil der Stange schneiden können, um die Fußspitzen dareinzusetzen; aber ich hatte kein Messer, Nichts, womit ich hätte Kerben schneiden können, ich hätte sie denn mit den Zähnen einbeißen müssen.

Ich war in der That in einer sehr gefährlichen Verlegenheit. Plötzlich jedoch durchzuckte mich ein glänzender Gedanke. Warum konnte ich nicht von unten einen

Ruheplatz aufbauen? Warum konnte ich nicht durch Aufhäufen von Steinen um die Stange herum, bis sie über den Wasserstand reichten, eine Plattform errichten und mich dann darauf stellen?

Das mußte gehen. Einige Steine waren, wie ich bemerkte, schon um den Fuß der Stange herum aufgehäuft, ohne Zweifel in der Absicht, um die Stange fester stehen zu machen. Ich brauchte sonach bloß noch mehr Steine herbeizuholen, sie auf einander zu bauen und mich dann darauf zu stellen.

Entzückt von diesem neuen Rettungsprojekte, versäumte ich keinen Augenblick, es in Ausführung zu bringen. Es lagen eine Menge loser Geröllsteine auf dem Riff umher und ich glaubte, daß ich in wenigen Minuten so viele auf einander häufen könnte als zu meinem Zwecke nöthig war; aber ich hatte noch nicht lange angefangen, so bemerkte ich, daß diese Arbeit mehr Zeit in Anspruch nehmen würde als ich gedacht. Die Steine waren schlüpfrig, und dies hinderte mich sehr beim Fortschaffen derselben. Einige waren auch zu schwer, und andere, von denen ich geglaubt, sie wären lose, fand ich halb in Sand begraben und so fest, daß ich sie nicht herausziehen konnte.

Trotz diesem Hindernisse arbeitete ich mit aller Kraft und Energie, die mir zu Gebote stand, weiter. Ich wußte, daß ich mit der Zeit den Hügel so hoch machen würde als nöthig war, aber die *Zeit* war jetzt der Gegenstand geworden, welcher alle meine Gedanken vorzugsweise in Anspruch nahm.

Die Fluth hatte schon längst begonnen, sie stieg immer höher, langsam und stetig rückte sie näher und näher; langsam, aber sicherlich kam sie, und ich gewahrte alles Dies mit vollkommener Deutlichkeit.

Ich fiel mehrmals, während so hin- und herkletterte, und meine Kniee bluteten von der Berührung mit den harten Steinen.

Doch daran durfte ich mich weiter nicht kehren und eben so wenig war es Zeit, vor Beschwerden zurück zu weichen, wie schmerzlich sie auch zu ertragen sein mochten.

Ein weit größeres Uebel drohte, der Verlust des Lebens, und ich bedurfte keines Antreibens, um mit Ausdauer fortzufahren.

Ich hatte den Steinhaufen bis zur Höhe meines Kopfes aufgethürmt, ehe die Fluth noch über das Felsenriff hinaufstieg, aber ich wußte, daß dies nicht hoch genug sein würde. Noch zwei Fuß fehlten, um den Steinhaufen bis in gleiche Höhe mit dem Zeichen des hohen Wasserstandes zu bringen, und um dies zu erreichen, arbeitete ich mit unausgesetztem Eifer, ohne mir einen Augenblick Ruhe zu gönnen.

Die losen Steine, welche in der Nähe lagen, waren alle verwendet, und ich mußte nun auf dem Riff weit hinausgehen, um mir noch mehr zu verschaffen.

Dies führte zu manchem schmerzhaften Falle, wobei ich mir Hände und Kniee zerschlug, abgesehen davon, daß ich dadurch abgehalten ward, meiner Arbeit rasch vorwärts zu kommen.

Auch noch eine andere Ursache war vorhanden, die mich aufhielt.

Als der Steinhaufen vier Fuß hoch war, hatte er mit dem Wirbel meines Kopfes gleiche Ebene, und nur mit Mühe konnte ich von nun an die Steine noch höher aufthürmen. Jeder einzelne beschäftigte mich mehrere Minuten lang und zuweilen rollte ein besonders schwerer, nachdem es mir gelungen war, ihn hinaufzuheben, wieder herunter und brachte meine Füße in Gefahr.

Endlich, nachdem ich lange, zwei Stunden oder darüber, gearbeitet, kam mein Werk zu Ende. Nicht, als ob es fertig gewesen wäre, davon war noch weit entfernt.

Unglücklicher Weise war es nicht beendet, sondern *unterbrochen*. Wodurch es unterbrochen ward, brauche ich wohl kaum erst zu sagen, denn man wird sofort errathen, daß es durch die Fluth geschah.

Ja, es war die Fluth, welche, sobald ich ordentlich begonnen hatte, die Steine zu bedecken, mit einem Male über sie alle hinweg zu rauschen schien. Sie wich nicht wieder zurück, wie ich sie oft am Strande hatte thun sehen. Dort bricht sie allmählig ein, Woge nach Woge; auf dem Riff aber, dessen Fläche beinahe überall von gleicher Höhe war, fegte das Wasser gleich auf den ersten Sturz über die ganzen Felsen hinweg und erreichte bald eine bedeutende Höhe.

Ich hielt in meinen Anstrengungen nicht eher inne, als lange nachdem die Felsen vom Wasser bedeckt waren. Ich arbeitete, bis ich bis an die Kniee im Wasser stand, und bückte mich auf den Boden nieder, so daß ich fast

mit dem Kopfe untertauchte, um große Steine loszumachen und nach dem Haufen zu tragen.

Ich arbeitete, während mir der Wasserschaum in die Augen flog, und zuweilen ganze Wogen über mich hinwegschlugen und mich zu ersäufen droheten.

Ich arbeitete, bis das Wasser so tief und die Strömung so stark ward, daß ich mich auf dem Boden des Riff's nicht länger halten konnte.

Dann brachte ich halb watend halb schwimmend meinen letzten Stein zu dem Haufen und hißte ihn hinauf. Dann kletterte ich hinterher und stellte mich auf den höchsten Punkt der von mir errichteten Batterie, während ich mit meinem rechten Arme die Signalstange fest umklammert hielt.

In dieser Stellung, und mit zitterndem Herzen erwartete ich das weitere Steigen der Fluth.

EILFTES KAPITEL. DIE FLUTH.

Wenn ich sagen wollte, daß ich das Resultat mit Vertrauen erwartet hätte, so wäre dies nicht ganz richtig. Ja, es war vielmehr das Gegentheil der Fall. Furcht und Zittern waren weit mehr als Vertrauen die charakteristischen Empfindungen meines Gemüthes in dieser Stunde. Hätte ich mehr Zeit zur Erbauung meiner Schanze gehabt, so viel Zeit, daß ich sie hoch genug hätte machen können, um die Wellen zu überragen, und fest genug, um ihnen Widerstand zu leisten, so würde ich weniger Besorgnisse gehegt haben.

Daß die Signalstange weichen würde, fürchtete ich nicht. Sie war hinreichend erprobt, denn sie stand, so weit ich zurückdenken konnte, schon hier und trotzte dem Sturme. Mein Steinhaufen war es, um welchen mir bange war, sowohl in Bezug auf seine Höhe als in Bezug auf seine Dauerhaftigkeit.

Was die erstere betraf, so war es mir gelungen, sie bis auf fünf Fuß zu bringen, so daß zum hohen Wasserstande nur noch ein Fuß fehlte. Sonach mußte ich mich darauf gefaßt machen, einen Fuß tief im Wasser zu stehen, aber dies betrachtete ich weiter nicht als eine große Beschwerde und machte mir darüber keinerlei Sorge.

Was mich beunruhigte, war vielmehr ein ganz anderer Gedanke.

Es war der Zweifel, den ich an der *Richtigkeit* dieses Wasserzeichens hegte.

Ich wußte, daß die weiße Linie die Höhe der vollen Fluth unter gewöhnlichen Umständen anzeigte und daß, wenn die See ruhig war, die Oberfläche derselben mit dem Wasserzeichen übereinstimmte, aber blos wenn, sie *ganz ruhig* war.

In dem gegenwärtigen Augenblicke war sie nun nicht ruhig. Es war genug Wind, um die Wellen wenigstens einen Fuß, vielleicht zwei Fuß in die Höhe zu treiben. Wenn dies geschah, dann waren zwei Drittel, oder vielleicht sogar drei Viertel meines Körpers unter Wasser, abgesehen von den Spritzwellen, die sicherlich über mich hinweg schlugen.

Dies war jedoch immer noch weit weniger als ich zu fürchten hatte.

Gesetzt, daß der Wind noch höher stieg, gesetzt, daß ein Sturm, ja, auch nur ein gewöhnlicher starker Wind, kam dann konnte mir die Erhöhung, die ich über die Fläche des Riff's ermöglicht hatte, Nichts helfen, denn während Stürmen hatte ich oft bemerkt, daß die Spritzwellen viele Fuß hoch über den Gipfel der Signalstange hinweg peitschten.

»Ha! wenn ein Sturm sich erheben sollte, dann wäre ich in der That verloren!«

Dieser Gedanke stieg fortwährend in mir auf.

Die Wahrscheinlichkeit war allerdings zu meinen Gunsten. Es war der schöne Monat Mai, und der Morgen dieses Tages einer der schönsten, die ich je gesehen. In jedem andern Monate wäre ein Sturm mehr in der Regel gewesen, aber auch im Mai giebt es Stürme, und ein Wetter, welches auf dem Lande ganz freundlich und angenehm erscheint, ist auf der offenen See dennoch oft rauh und stürmisch, und bringt manchem schönen Schiffe Tod und Verderben.

überdies bedurfte es auch gar keines eigentlichen Orkans. Schon ein ganz gewöhnlicher starker Wind mußte hinreichend sein, mich zu überwältigen oder mich vom dem unsichern Standpunkte, auf welchem ich Posto gefaßt, hinabzuschleudern.

Auch noch eine andere Befürchtung peinigte mich, meine Schanze war viel zu locker zusammengebaut. Ich hatte nicht versucht, ein festes Bauwerk aufzuführen,

denn dazu hatte ich keine Zeit. Die Steine waren über einander gewälzt worden, gerade so wie sie mir aus den Händen fielen, und als ich den Fuß darauf setzte, fühlte ich, daß sie Nichts weniger als fest waren. Wie, wenn sie nun sich als nicht fest genug erwiesen, um der Strömung der wiederkehrenden Fluth, oder dem Anpeitschen der Wellen zu widerstehen? Dann hätte ich mich umsonst gemüht, und wenn sie fielen, so mußte ich mit ihnen fallen, um niemals wieder empor zu kommen!

Kein Wunder, daß in Folge dieses Umstandes zu den vielen Zweifeln, die mich bereits marterten, sich noch ein neuer gesellte, und während ich an den Eintritt eines solchen Mißgeschickes dachte, schauete ich wieder ängstlich hinaus und ließ meine Augen in jeder Richtung über die Fläche der Bucht schweifen, aber nur um, wie bei jeder andern Gelegenheit, meine Erwartung auf's Bitterste getäuscht zu sehen.

Lange Zeit blieb genau in der Position, die ich zuerst angenommen, das heißt, mit dem Arme um die Signallange geschlungen und mich an dieselbe anklammernd, als ob sie ein theurer Freund gewesen wäre.

Und in der That, sie war auch der einzige Freund, den ich jetzt hatte, denn ohne sie wäre ein Versuch, die Schanze aufzubauen, vergeblich gewesen. Selbst wenn ich sie zu derselben Höhe hätte bringen können, ist es doch weder wahrscheinlich, daß sie dem Wasser Widerstand geleistet haben würde, noch daß ich mich darauf hätte halten können. Ohne die Stange wäre es meinem

Körper unmöglich gewesen, auf dem Steinhaufen das Gleichgewicht zu bewahren.

In dieser Position verharrte ich demnach, beinahe ohne einen Muskel meines Körpers zu bewegen. Ich fürchtete sogar, meine Füße von einem Steine auf den andern zu setzen, damit die Bewegung nicht etwa den Haufen erschüttern und einstürzen lassen möchte, denn ich wußte, daß, wenn Letzteres einmal geschähe, es dann nicht möglich sein würde, ihn wieder aufzubauen. Dazu war die Zeit vorüber. Das Wasser um den Fuß der Stange herum war jetzt höher als mein Körper lang war, und ich hätte ohne zu schwimmen mich keinen Schritt weit bewegen können.

Ich verbrachte den größten Theil der Zeit damit, daß ich über das Wasser hinwegschauete. Obschon ich meinen Körper nicht bewegte, so drehete ich doch fortwährend den Hals. Bald schauete ich vor, bald hinter mich, dann nach beiden Seiten, und dann wiederholte ich diese Beobachtungen, bis ich die weite Wasserfläche zum fünfzigsten Male überspät, ohne daß der Anblick eines Schiffes oder Bootes mich belohnt hätte.

Dann und wann beobachtete ich auch die zurückkehrende Fluth und die ungeheueren Wogen, als sie über das Riff, sich von ihrer fernen Wanderung zurückkehrend, auf mich zu wälzten.

Sie schienen zornig zu sein, als sie vorüberrauschten, wie um mich wegen meines Hierseins zur Rede zu stellen und mich auszuschelten.

Was hatte ich schwacher Sterblicher hier in ihrem Bereiche, an diesem auserwählten Orte ihrer wilden Spiele zu schaffen?

Ich bildete mir sogar ein, daß sie mit mir sprächen. Ich ward schwindlig, während ich ihnen zusah, und es war mir, als müßte ich ohnmächtig werden und in ihrer schwarzen Fluth zerrinnen.

Ich sah sie höher und höher steigen, bis sie über den obersten Rand meiner Schanze fegten und meine darauf ruhenden Füße bedeckten, immer und noch höher, bis ich sie an meinen Knien lecken fühlte.

»O! wann werden sie stehen bleiben? Wann werden sie aufhören zu steigen?«

»Jetzt noch nicht, jetzt noch nicht!« Immer höher und höher kommen sie; ich stehe bis an den Gürtel der salzigen Fluth und der Schaum spritzt mir in's Gesicht, über die Schultern hinweg in Mund, Augen und Ohren, mich halb erstickend, halb ersäufend.

O, barmherziger Gott!

Das Wasser hatte seine Höhe erreicht und ich war davon fast überwältigt, aber mit verzweifelter Lebensfähigkeit hielt ich aus und klammerte mich immer fester an die Signalstange. Eine lange Weile hielt ich aus, und wäre keine Veränderung eingetreten, so wäre ich vielleicht im Stande gewesen, meinen Platz zu behaupten bis an Morgen; aber eine Veränderung stand nahe bevor, und zwar eine, die mich in größerer Gefahr brachte als vorher.

Die Nacht brach herein, und als ob dies ein Signal zu meinem Untergange gewesen wäre, stieg der Wind fast bis zu einem Sturme. Die Wolken hatten schon während der ganzen Dämmerung wie mit Regen gedroht und dieser fiel jetzt in Strömen, während der Wind den Regen gleichsam mitbrachte. Ich bemerkte, daß die Wellen mit jedem Augenblicke höher stiegen, und eine oder zwei große fegten jetzt beinahe über mich hinweg.

Ihre Kraft war so groß, daß ich kaum im Stande war, ihr zu widerstehen, und beinahe mit fortgerissen worden wäre.

Nun war ich voll Furcht. Ich sah, daß, wenn die Wogen noch größer wurden, ich ihnen nicht länger die Spitze bieten konnte, sondern unterliegen mußte. Selbst jetzt schon war es zweifelhaft, ob meine Körperkräfte aushalten würden.

Die letzte große Welle, die mich traf, hatte meinen Stand auf den Steinen ein wenig verrückt, und es war nothwendig, daß ich denselben wiedererlangte oder mich vielmehr noch besser zu stellen suchte.

Zu diesem Zwecke hob ich meinen Körper ein wenig mit den Armen in die Höhe und fühlte mit den Füßen nach dem höchsten Punkte der Batterie umher, als plötzlich eine zweite ungeheure Woge einhergerauscht kam, mir beide Füße von den Steinen hinwegriß und sie von der Stange fortzog. Ich hielt mich mit beiden Armen fest und hing einige Augenblicke lang fast horizontal auf dem Wasser, bis die Welle vorüber war.

Dann ließ ich meine Füße wieder herabsinken und suchte wieder nach dem stützenden Steinhaufen.

Ich berührte die Steine; aber *berührte* sie bloß. Sobald ein Pfund von meinem Gewichte auf ihnen ruhte, fühlte ich, wie die Schanze unter meinen Füßen hinwegwich, als ob plötzlich auseinander schmelze, und nicht mehr im Stande, mich halten, glitt ich an der Stange herab und sank dem zertrümmerten Steinhaufen nach in das Wasser hinein.

ZWÖLFTES KAPITEL. DAS ANKLAMMERN AN DIE STANGE.

Zum Glück für mich hatte ich schwimmen gelernt und es in dieser Kunst zu einer ziemlichen Fertigkeit gebracht. Es war auch in der That die nützlichste Fertigkeit, die ich in diesem Augenblick besitzen konnte, und ohne dieselbe wäre ich sofort ertrunken. Auch im Tauchen war ich ziemlich erfahren, sonst würde der Sturz, den ich jetzt that, mich bedeutend aus der Fassung gebracht haben, denn ich sank bis ganz auf den Boden hinab unter die häßlichen schwarzen Steine.

Ich blieb aber hier keinen Augenblick länger als ich durchaus mußte, sondern arbeitete mich, wie eine Ente, auf die Oberfläche empor, richtete mich dann so viel als möglich in die Höhe und sah mich um.

Mein Zweck, indem ich dies that, war, die Signalstange zu erblicken, was, da mir der Wasserschaum fortwährend in die Augen schlug, nicht so leicht war.

Gerade wie ein Wasserhund, der irgend einen Gegenstand im Wasser sucht, mußte ich mich zwei oder drei

Mal umdrehen, ehe ich sie sah – denn ich war ungewiß, in welcher Richtung ich sie suchen mußte, so vollständig hatte der plötzliche Sturz mich geblendet und betäubt.

Endlich erblickte ich sie; nicht so nahe, daß ich sie hätte erreichen können, sondern viele Schritte weit – vielleicht zwanzig – entfernt. Der Wind und die Fluth hatten sich eifrig mit mir beschäftigt, und hätte ich sie noch zehn Minuten lang nach Belieben mit mir schalten lassen, so hätten sie mich bis auf einen Punkt hinausgeführt, von welchem aus es mir nicht möglich gewesen wäre, zurückzuschwimmen.

Sobald ich die Stange erspähte, schwamm sie ich direkt auf sie zu – nicht als ob ich mir klar bewußt gewesen wäre, was ich thun sollte, wenn ich sie erreichte; aber dennoch von einem gewissen Instincte getrieben, daß sich Etwas zu meinen Gunsten ereignen könnte.

Ich handelte gerade so, wie die Menschen handeln, wenn sie in Gefahr sind, zu ertrinken. Ich haschte nach Strohhalmen.

Ich brauche nicht zu sagen, daß ich kalt war; man würde es mir nicht glauben und es wäre auch kein Wort Wahres daran, denn im moralischen Sinne des Wortes war ich weit entfernt, kalt zu sein, wie es nun auch in persönlicher und physischer Beziehung mit mir stehen mochte.

Im Gegentheile war ich vor Angst außer mir und hatte nur eben noch Besinnung genug, um die rechte Richtung nach der Stange einzuschlagen – obschon dieses vielleicht Instinct war.

Doch nein, war etwas mehr als Instinct, denn ich hatte gleichzeitig ein deutliches vernünftiges Bewußtsein der unangenehmen Thatsache, daß, wenn ich auch die Stange erreichte, dann der Rettung doch wahrscheinlich um kein Haar näher wäre.

Was den Umstand betraf, daß ich überhaupt im Stande wäre, die Stange zu erreichen, so hatte ich deßwegen keine Furcht. Ich besaß Vertrauen genug auf meine Schwimmkunst; um in dieser Beziehung unbesorgt zu sein. Bloss wenn ich an die geringe Hülfe dachte, die ich dort finden würde, stiegen bange Befürchtungen in mir auf, und dies war es, woran ich während der ganzen Zeit dachte, wo ich im Wasser war.

Bis zu der Tonne hätte ich die Stange mit leichter Mühe erklettern können, aber nicht weiter. Bis auf die Tonne hinaufzuklettern ging über meine Kräfte und war eine jener Schwierigkeiten, welche selbst die Furcht vor dem Tode nicht zu überwinden vermochte. Ich hatte versucht, bis ich des Versuchens müde war – kurz, bis ich sah, daß ich es nicht thun konnte. Hätte ich dies zu thun vermocht, so würde ich es schon vorher gethan haben, denn ich betrachtete es als ausgemacht, daß, ich auf diesem hohen Sitze in Sicherheit gewesen wäre, und das neun Gallonen haltende Faß wäre groß genug gewesen, um mir einen Platz zu gewähren, auf dem ohne Mühe den Sturm hätte aushalten können.

Es war auch noch ein anderer Grund vorhanden, aus welchem es der beste Platz für mich gewesen wäre. Hätte noch vor Einbruch der Nacht auf die Tonne hinaufzu- steigen vermocht, so hätte vielleicht Jemand am Strande mich bemerkt und dann hätte das Abenteuer ohne all' diese Gefahr geendet. Ich dachte selbst jetzt noch daran und hegte, während ich an der Stange in die Höhe kletterte, die Hoffnung, daß mich Jemand bemerken würde.

Später erfuhr ich, daß dies auch der Fall gewesen war – da mich mehr als einer der Spaziergänger am Strande bemerkt hatte; aber da sie nicht wußten, wer es war, und ganz natürlich glaubten, einige sabbathschänderische Knaben wären nach dem Riff hinausgerudert, um sich zu amüsiren und zum Vergnügen am der Signalstange hinaufzuklettern, so hielt man mich für einen dieser kecken Burschen und nahm keine weitere Notiz von mir.

Ich hätte nicht fortwährend an der Stange hinaufklettern können. Es ermüdete mich sehr bald und überdies bedurfte ich, sobald ich die Nothwendigkeit einsah, die Schanze zu errichten, jede Secunde der mir vergönnten Zeit zu dieser Arbeit.

Diese Gedanken gingen mir nicht alle durch Kopf, während ich im Wasser war und die Stange wieder zu erreichen suchte, wohl aber einige davon. Ich dachte an die Unmöglichkeit, auf die Tonne hinaufzuklettern – dies war mir klar – und ich dachte auch, was ich wohl thun sollte, wenn ich die Stange erreichte, und dies war mir *nicht* klar.

Ich war dann jedenfalls wohl im Stande, mich an der Stange festzuhalten, wie ich früher gethan; aber wie ich mich auf die Dauer daran klammern sollte, das war ein noch ungelös'tes Problem. Und ein solches blieb es, bis die Stange erreicht und wieder gefaßt hatte – auch fand sich die Lösung nicht sogleich.

Ich erreichte also die Stange mit vieler Mühe, denn nicht bloß Wind und Fluth, sondern auch der Regen kamen mir gerade entgegen. Ich erreichte sie jedoch und schlang meine Arme darum, als ob sie ein alter theurer Freund. wäre.

Auch war sie nichts Anderes. Wäre diese wackere Stange nicht gewesen, so hätte ich eben so gut gleich als auf dem Boden des Wassers bleiben können.

Nachdem ich mich daran festgeklammert, war es mir einige Augenblicke lang fast, als ob ich gerettet wäre. Es machte mir keine große Mühe, meine Beine schwimmend zu halten, so lange ich eine Stütze für meine Arme hatte – obschon es eine widerwärtige Aufgabe war.

Wäre das Meer vollkommen ruhig gewesen, so hätte ich lange so aushalten können, vielleicht bis die Fluth wieder gewichen, wäre, und dies wäre Alles gewesen, was ich hätte wünschen können. Das Meer war aber nicht ruhig und das änderte die Sache.

Gerade als ich zu der Stange zurückkehrte, war der Wind ein wenig stiller und das Meer etwas glatter, und selbst dies schon war ein Glücksumstand, weil ich dadurch Zeit erhielt, auszuruhen und wieder zu Athem zu kommen.

Nur eine kurze Frist war es und dann kamen Wind und Regen und hoher Wellengang – höher als je. Erst ward ich bis beinahe auf die Tonne hinaufgehoben und dann wieder heruntergeschleudert, dann einige Minuten lang im Kreise herumgedreht – wobei die Stange als Achse diente – gleich einem geschickten Akrobaten, der in einem Circus seine Künste zeigt.

Den ersten Stoß hielt ich aus, und obschon er mich fürchterlich herumwarf, so wehrte ich mich doch mannhaft. Ich wußte, daß es meinem Leben galt und daß ich *mußte*, aber ich hatte wenig Grund, zufrieden zu sein. Ich fühlte, wie wenig daran fehlte, daß ich mit fortgerissen worden wäre, und es stiegen trübe Ahnungen hinsichtlich der Augenblicke in mir auf. Es konnte ja immer schlimmer werden und ich wußte, daß nur wenige Kämpfe, wie dieser letzte, nöthig wären, um mir meine Kräfte vollends zu rauben.

Was konnte ich also thun, was mich in Stand gesetzt hätte, mich noch länger in dem Zwischenraume zwischen der Wiederkehr des hohen Wasserstandes zu halten? Dies war mein herrschender Gedanke. Hätte ich ein Seil oder einen Strick besessen, so hätte ich mich an die Stange anbinden können, ein Seil aber war in diesem Augenblicke von mir so fern als ein Boot oder ein Lehnstuhl am Kamin meines Onkels.

Es nützte Nichts, an ein Seil zu denken – auch verschwendete ich keine lange Zeit damit, gerade aber in diesem Augenblicke und als ob ein guter Geist mir den

Gedanken eingegeben hätte, fiel mir Etwas ein, was eben so gut war wie ein Seil – ein Ersatzmittel.

Ja, dieser Gegenstand bot sich mir plötzlich dar, als ob die Vorsehung mich selbst darauf geführt hätte.

Man wird neugierig sein, zu hören, was für ein Gegenstand es war. Ich will es sogleich sagen.

Die Bekleidung meines Oberkörpers bestand in einer Jacke von grobem Tuche, so wie sie damals von Knaben, wie ich, getragen zu werden pflegten. Es war meine Alltagsjacke und nach dem Tode meiner armen Mutter war es auch meine Sonntagsjacke geworden. Allen Respect vor dieser Jacke! Ich bin jener Zeit größtentheils gut gekleidet gewesen und habe Röcke von dem feinsten Tuche getragen, welche die Webstühle des westlichen England erzeugen, aber die ganze Garderobe, die ich jemals besessen, hat zusammengenommen in meinen Augen nicht den Werth wie jene Jacke, denn ich kann sagen, daß ihr mein Leben verdankte.

Diese Jacke hatte zufällig eine tüchtige Reihe Knöpfe – es waren nicht gemeine Horn- oder Knochenknöpfe, oder elende bleierne, so wie sie heutzutage getragen werden, sondern gute massive des Metallknöpfe, so breit und so dick wie ein Schilling, und mit starken eisernen Henkeln. Für mich war es ein Glück, daß sie so massiv und fest waren.

Diese Jacke hatte ich an, und auch dies war ein günstiger Zufall, denn eben so gut hätte ich sie auch nicht anhaben können. Als ich in's Wasser sprang, um das Boot

einzuholen, hatte ich sowohl Jacke als Beinkleider abgeworfen, nach meiner Rückkehr von dieser Expedition aber, und ehe ich noch so großer Angst erfüllt war, wie später geschah, hatte ich sie wieder angezogen. Die Luft war ganz plötzlich ziemlich kalt geworden, und dies hatte mich bewogen, mich wieder anzukleiden.

Es war dies ein großes Glück, wie man sogleich sehen wird.

Welchen Gebrauch machte ich denn von der Jacke? Riß ich sie in Streifen und band mich mit denselben an die Stange? Nein. Dies hätte geschehen können, aber es wäre eine ziemlich schwierige Leistung für Jemanden gewesen, der in einer stürmisch aufgeregten See schwamm und nur eine Hand frei hatte, um damit einem Knoten zu machen. Es hätte sogar nicht in meiner Macht gestanden, die Jacke auszuziehen, denn das nasse grobe Tuch klebte an meiner Haut wie aufgeleimt.

Dieses that also nicht, sondern bediente mich der Jacke auf eine Weise, die meinem Zwecke eben so gut, ja vielleicht noch besser entsprach.

Ich knöpfte nämlich die Jacke auf, drückte meine an die Signalstange, schlug die beiden Theile der Jacke auf der andern Seite der Stange über einander und knöpfte sie von oben bis unten fest zu.

Zum Glück war die Jacke weit genug, um Alles in sich aufzunehmen. Mein Onkel that mir in meinem größeren Gefallen – obschon ich es damals nicht dachte – als da er mich eine häßliche grobe Jacke tragen ließ, die für mich viel zu weit war.

Als ich mit dem Zuknöpfen fertig war, hatte ich einen Augenblick frei, um auszuruhen und nachzudenken – den ersten seit langer Zeit.

Was die Gefahr des Hinweggespültwerdens betraf, so hatte ich Nichts mehr zu fürchten. Die Stange selbst konnte von den Wellen werden, aber nicht ohne mich und ich nicht ohne die Stange. Von diesem Augenblicke an war ich eben so gut ein Theil der Signalstange, wie dies Tonne auf ihrer Spitze – ja noch mehr, glaube ich – denn selbst ein Tau hätte mich nicht fester daran binden können als die Schöße meiner groben Jacke.

Wäre das Festhalten an der Signalstange Alles gewesen, was ich bedurft hätte, so hätte ich nun ziemlich zufrieden sein können, leider aber war ich noch nicht außer Gefahr und es dauerte nicht lange, so bemerkte ich, daß meine Situation nur wenig gewonnen hatte.

Wieder kam eine ungeheure Welle über das Riff und mich hinweg. In der That, ich begann zu glauben, daß ich schlimmer daran sei als vorher; denn als ich, so wie die Welle stieg, mich im die Höhe zu werfen suchte, fand ich, daß meine Befestigung mich daran hinderte, so daß ich vollständig eingetaucht wurde.

Als die Welle weiter rauschte, war ich noch an meiner Stelle, aber was konnte mir dies nützen? Eine öftere Wiederholung derartiger Ueberschwemmungen mußte mich binnen kurzer Zeit betäuben und ersticken. Ich mußte unter solchen Umständen bald die Kräfte verlieren und dann an dem Fuße der Stange herabgleiten und dennoch

ertrinken, obschon man dann von mir sagen konnte, ich sei meiner Fahne treu geblieben bis in den Tod.

DREIZEHNTES KAPITEL. ICH »SCHWEBE« IN
UNGEWISSHEIT.

Die Geistesgegenwart hatte ich noch nicht verloren, sondern begann wieder zu überlegen, wie ich es möglich machen könnte, mich über dem Wasser zu halten. Ich konnte allerdings mit Leichtigkeit an der Stange hinauf-rutschen, ohne einen einzigen Knopf zu öffnen, aber wie konnte ich, wenn ich einmal hinauf war, mich halten?

Ganz gewiß glitt ich nach wenigen Augenblicken wieder herunter. Ha! wenn nur eine Kerbe, – ein Knoten – ein Nagel daran gewesen wäre – wenn ich nur ein Messer gehabt hätte, um einen Einschnitt zu machen, aber Knoten, Kerbe, Nagel, Messer, Einschnitt – Eins war mir eben so versagt wie das Andere.

Doch halt! ich hatte Unrecht – ganz entschieden Unrecht. Gerade in diesem Augenblicke fiel mir ein, daß, während ich auf die Tonne hinaufzuklettern suchte, bemerkt hatte, daß die Stange *unmittelbar darunter* schwächer war als anderwärts.

Sie war oben ein wenig zugespitzt worden und auf diese Spitze hatte man die Tonne gesetzt, oder vielmehr man hatte einen Theil der Stange durch den Boden der Tonne in diese hineingeschoben.

Dieser zugespitzte Theil fiel mir jetzt wieder ein. Er bildete eine Art Ring oder Fragen um die Stange. War es wahrscheinlich, daß dieser Ring breit genug war, um

meiner Jacke einen festen Halt zu leihen und sie am Heruntergleiten zu hindern?

Doch mochte es wahrscheinlich sein oder nicht, so war jetzt keine Zeit, in Betreff der Auskunftsmittel lange wählerisch zu sein. Es gab keine andere Wahl – Dies oder Nichts.

Ehe mich eine abermalige Sturzwelle erreichen konnte, war ich an der Stange hinaufgerutscht. Es ging nicht! Ich glitt wieder herunter, trauriger als ich hinaufgerutscht war, und sobald ich herunter war, kam wieder eine Woge über mich hinweggestürzt, die mich betäubte und zu ersäufen drohete wie vorher.

Die Ursache meines Mißlingens lag darin, daß ich den Kragen meiner Jacke nicht hoch genug bekommen konnte. Mein Kopf war im Wege, denn er stieß an den Boden der Tonne.

Von einem neuen Gedanken beseelt, kletterte ich wieder die Stange hinauf. Eine neue Hoffnung war, sobald ich aus den Wellen auftauchte, in mir erwacht und diese Hoffnung bestand darin, daß ich Etwas rund um die Spitze und an dieses Etwas mich selbst befestigen könnte.

Aber was sollte dieses Etwas sein? Daran hatte ich auch gedacht und man wird sogleich hören, was es war.

Ich hatte nämlich ein Paar Hosenträger an und zum Glück waren es gute – keine wollenen oder gestrickten, sondern tüchtige, feste von Wildleder. Diese waren der Gegenstand, an welchem ich mich »aufzuhängen« beabsichtigte.

Ich verlor keine Zeit, es zu versuchen. Ich wünschte durchaus nicht länger unten zu bleiben als ich durchaus mußte, und rutschte daher bald wieder an der Stange empor. Die Jacke leistete mir sehr gute Dienste. Sie half mir, mich an der Stange halten, und dadurch, daß ich mich möglichst weit zurückbog und mich gut mit den Füßen angeklammerte, konnte ich mich eine lange Weile halten, ohne zu ermüden.

Nachdem ich mich in diese Attitüde versetzt, machte ich meinen Hosenträger los. Ich ging trotz meiner peinlichen Situation mit Vorsicht und Behutsamkeit zu Werke. Ich trug Sorge, den Hosenträger nicht fallen zu lassen, während ich die beiden Bänder, aus welchen er bestand, zusammenknüpfte, und eben so trug ich auch Sorge, den Knoten recht fest zu machen, aber dabei auch die wertvolle Länge des Leders so wenig als möglich zu verkürzen, denn sicherlich brauchte ich jeden Zoll.

Nachdem ich so aus den beiden Bändern eines gemacht, brachte ich an dem einen Ende eine Schlinge an und richtete diese so ein, daß die Stange sich *innerhalb* derselben befand.

Nachdem dies geschehen, schob ich die Schlinge in die Höhe, bis sie sich oberhalb der Schulter der Stange – dicht unter der Tonne – befand und dann zog ich sie fest an. Nun blieb bloß noch übrig, das andere Ende durch meine zugeknöpfte Jacke zu ziehen und um das Tuch herum zusammen zu knüpfen.

Dies gelang mir auch, und indem ich mich möglichst weit zurückbog, erprobte ich die Festigkeit des ganzen

Apparats durch mein ganzes Gewicht. Ich ließ sogar meine Füße und mich einige Augenblicke lang in der Schweben hängen. Hätte mich gerade in diesem Augenblick ein Lootse durch sein Nachtglas gesehen, so hätte er nur *eins* glauben können, daß nämlich hier entweder ein Selbstmord oder ein furchtbares Verbrechen verübt worden sei.–

Ermattet und halb betäubt, wie ich war, will ich nicht behaupten, ob ich über die seltsame Lage, in die ich mich versetzt sah, lachte oder nicht, aber ich hätte lachen können, denn von diesem Augenblicke an kannte ich keine Furcht mehr.

Ich fühlte, daß ich vom Tode errettet war – so gewiß als ob ich Harry Blew und sein Boot zehn Schritte weit von mir gesehen hätte. Der Sturm konnte nun toben, der Regen fallen und der Wind wehen – die Spritzwogen konnten über mich hinwegschlagen – ich war überzeugt, daß ich allen zum Trotz meine Stellung würde behaupten können.

Allerdings war sie weit entfernt, so behaglich zu sein, wie ich hätte wünschen können, nun aber, wo die Gefahr vorüber war, begann ich zu überlegen, wie ich meine Situation verbessern könnte.

Meine Füße machten mir die meiste Mühe, denn fortwährend verriethen sie einen fast unüberwindlichen Hang, müde zu werden und loszulassen, und dann fiel ich wieder in meine hängende Stellung zurück.

Dies war unangenehm und ein wenig gefährlich, aber ich ließ mich dadurch nicht lange beunruhigen. Es gab

ein Mittel dagegen, wie gegen alles Andere, und ich entdeckte es sehr bald. Ich riß die Beine meiner langen Hosen auf bis an die Kniee; zum Glück waren sie ebenfalls von grobem, festem Tuche wie die Jacke – dann ergriff ich die beiden langen, herabhängenden Streifen, drehete sie ein paar Mal, schlang sie um die Stange und knüpfte sie auf der entgegengesetzten Seite zusammen.

Dies verschaffte mir einen Stützpunkt für die meines unter Hälfte meines Körpers und so verbrachte ich halb sitzend, halb hängend den Rest der Nacht.

Wenn ich sage, daß ich die Fluth weichen und die Felsen wieder hervortreten sah, so wird man wahrscheinlich glauben, ich hätte mich von meinem hohen Sitze wieder auf das Riff herabgelassen.

Aber ich that Nichts der Art. Es fiel mir nicht ein, mich wieder diesem Felsen anzuvertrauen, wenn ich es umgehen konnte.

Ich hatte es da, wo ich war, nicht bequem, aber dennoch konnte ich es einige Zeit aushalten, und ich scheute mich, eine Aenderung an meinem Rettungsapparate vorzunehmen, da ich ja nicht wissen konnte, ob ich ihn wieder gebrauchte.

Ueberdies wußte ich, daß ich in dieser Stellung, sobald der Tag anbräche, höchst wahrscheinlich gesehen werden und dann sicherlich mir Hilfe gesendet werden würde.

Und sie wurde gesendet, oder vielmehr sie kam, ohne gesendet zu werden.

Kaum fielen die ersten Schimmer der Morgenröthe auf die Wasserfläche, als ich ein Boot mit aller Eile auf mich zukommen sah, und sobald ich nahe genug war, sah ich, was ich schon lange zuvor errathen, daß es Harry Blew selbst war, welcher die Ruder handhabte.

Ich will nicht erst erzählen, was Harry that, als er mich ganz erreichte; wie er lachte und schrie und sein Ruder in der Luft schwenkte, und wie freundlich und hilfreich er mich von der Stange herunter hob und in sein Boot setzte.

Als ich ihm die ganze Geschichte erzählte, und wie sein Boot untergegangen sei, lachte er blos, anstatt böse auf mich zu sein, und sagte, es wäre ein Glück, daß nichts Schlimmeres geschehen sei, und von diesem Tage an kam kein Wort des Vorwurfs über seine Lippen – nicht ein Wort wegen des verlorenen Bootes.

VIERZEHNTE KAPITEL. MORGEN NACH PERU!

Selbst diese mit genauer Noth überstandene Gefahr hatte keine Wirkung. Ich fürchtete mich vor dem Wasser nicht mehr wie früher, sondern gewann wegen der Aufregung, die seine Gefahren zur Folge hatten, es im Gegentheile um so lieber.

Es dauerte nicht lange, so begann ich eine Sehnsucht nach fremden Ländern und einer Reise über den großen Oecan zu empfinden.

Ich warf meine Augen niemals auf die Bucht, ohne daß diese Sehnsucht sich meiner bemächtigte, und wenn ich

Schiffe mit ihren weißen Segeln weit draußen am Horizonte sah, pflegte ich zu denken, wie glücklich die Menschen sein müßten, die sich an Bord derselben befänden, und gern hätte ich mit dem geplagtesten Matrosen der ganzen Mannschaft den Platz getauscht.

Vielleicht hätte diese Sehnsucht nicht so stark empfunden, wenn ich mich zu Hause glücklich gefühlt, das heißt, wenn ich bei einem guten Vater und einer freundlichen Mutter gelebt hätte.

Mein mürrischer alter Onkel aber nahm wenig Interesse an mir, und da folglich keine Bande kindlicher Zuneigung vorhanden waren, die mich an die Heimath gefesselt hätten, so hatte meine Sehnsucht vollständigen Spielraum. Ich mußte vielerlei Arbeiten bei der Landwirthschaft verrichten und dies war eine Lebensweise, zu der ich keine große Lust hatte.

Die schwere Arbeit steigerte nur meinen Wunsch, in die Fremde zu gehen – die wunderbaren Dinge zu sehen, von welchen ich in Büchern gelesen und von welchen ich noch verführerischere Schilderungen von Seeleuten gehört, die früher Fischer in unserem Dorfe gewesen waren, und dann und wann ihren Heimathsort besuchten.

Diese erzählten uns von Löwen, Tigern, Elephanten, Krokodilen und Affen so groß wie Menschen, und Schlangen so lang wie ein Schiffstau – bis ihre aufregenden Erzählungen der Abenteurer, die sie unter solchen Creaturen bestanden, mir den enthusiastischen Wunsch einflößten,

mit meinen eigenen Augen diese seltenen Thiere zu sehen und an der Jagd auf dieselben Theil zu nehmen, wie diese Seeleute selbst gethan.

Kurz, ich ward des eintönigen, langweiligen Lebens überdrüssig, welches ich daheim führte und welches, wie ich damals glaubte, blos unserer Gegend eigenthümlich war, denn nach den Reden der uns besuchenden Seeleute zu urtheilen, gab es in jeder andern Gegend der Welt vollauf anregende Abenteuer, wilde Thiere und seltsame Umgebungen.

Ein junger Bursche ganz besonders, der blos bis auf die Insel Man gekommen war, brachte solche Schilderungen seiner Abenteuer unter Schwarzen und Riesenschlangen mit zurück, daß ich ihn um die wunderbaren Dinge, deren Augenzeuge er gewesen, förmlich beneidete.

Obschon ich aus gewissen Gründen im Schreiben und Rechnen gut unterrichtet war, so besaß ich doch nur geringe Kenntnisse in der Geographie, denn diese war kein hervorragender Zweig des Studiums in unserer Schule.

Ich wußte daher kaum, wo die Insel Man lag, nahm mir aber vor, bei der ersten Gelegenheit, die sich darböte, eine Reise dorthin zu machen, um einige von den wunderbaren Dingen zu sehen, von welchen der junge Mann sprach.

Obschon dies für mich ein großartiges Unternehmen gewesen wäre, so war ich doch nicht ohne Hoffnung, es ausführen zu können.

Ich wußte, daß dann und wann ein Schooner aus unserm Hafen nach dieser Insel segelte, und glaubte es daher möglich, früher oder später eine dieser Fahrten mitmachen zu können.

Es war vielleicht mit Schwierigkeiten verknüpft, aber ich war entschlossen, zu versuchen, was sich thun ließe.

Ich hatte mit vorgenommen, mich mit einigen zu dem Schooner gehörenden Matrosen zu befreunden und sie zu bitten, mich auf einer ihrer Reisen mitzunehmen.

Während ich geduldig auf diese Gelegenheit wartete, ereignete sich ein Vorfall, der mich bewog, neue Entschlüsse zu fassen, und den Schooner und die dreibeinige Insel ganz aus meinen Gedanken verbannte.

Ungefähr fünf Meilen von unserm kleinen Dorfe und weiter die Bucht hinab lag eine ziemlich große Stadt. Sie war ein wirklicher Seehafen und es kamen bedeutende Schiffe dorthin – große Dreimaster, die nach allen Weltgegenden gingen und ungeheure Ladungen an Waaren führten.

Eines Tages ward ich zufällig mit einem Knechte meines Onkels nach dieser Stadt geschickt, um einen Wagen voll Felderzeugnisse zum Verkaufe dahin zu bringen. Meine Aufgabe bestand darin, daß ich das Pferd halten sollte, während der Knecht beschäftigt wäre, den Inhalt des Karrens zu verkaufen.

Es traf sich, daß unser Wagen in der Nähe eines der Werfte Halt machte, wo die Schiffe lagen, so daß ich die beste Gelegenheit hatte, die großen Leviathane von

Schiffen zu sehen, welche längs des Quais vor Anker lagen, und ihre langen, schlanken Masten und zierliche Takelage zu bewundern.

Ein Schiff, welches uns gerade gegenüber lag, zog meine Bewunderung ganz besonders auf sich. Es war größer als irgend eine der in der Nähe liegenden, und seine schönen spitz zulaufenden Masten überragten um mehrere Fuß die jedes anderen Schiffes im Hafen. Dennoch war es weder seine Größe noch seine zierlichen Verhältnisse, was meine Aufmerksamkeit so ausschließlich fesselte, obschon sie dieselbe zuerst angezogen hatten. Das, was das Schiff in meinen Augen so interessant machte, war der Umstand, daß es sehr bald unter Segel gehen sollte – schon am nächstfolgenden Tage.

Diese Thatsache erfuhr ich durch ein großes Bret, welches ich an einer hervorragenden Stelle des Takelwerks befestigt sah, und worauf ich die Worte las:

»*Der Inka – nach Peru – morgen.*«

Mein Herz begann mir laut an die Rippen zu pochen, als ob eine furchtbare Gefahr in der Nähe wäre, aber es war die Aufregung in Folge der abenteuerlichen Gedanken, die sich mir aufdrängten, als ich diese kurze, aber ergreifende Ankündigung las:

»*Nach Peru – morgen.*«

Schnell wie der Blick durchzuckte mich eine Idee nach der andern und alle hatten ihren Ursprung in der Frage, die ich mir selbst vorlegte:

Warum nicht?

Es standen mir große und viele Hindernisse im Wege, das wußte ich wohl.

Erstens war meines Onkels Knecht da, der neben mir stand und dessen Pflicht es war, mich wieder nach Hause zu bringen. Natürlich wäre es ungereimt gewesen, ihn um seine Einwilligung in meine Reise zu fragen.

Zweitens mußte ich auch die Einwilligung der Schiffsmannschaft haben. Ich war nicht so unschuldig, um nicht zu wissen, daß eine Fahrt nach Peru oder einem andern Orte von ähnlicher Entfernung eine Sache war, die viel Geld kostete, und daß selbst kleine Knaben wie ich nicht ohne Bezahlung mitgenommen werden würden.

Da kein Geld hatte – ja nicht einmal so viel, um eine Ueberfahrt in einem Fährboote zu bezahlen – so drängte sich natürlich diese Schwierigkeit mir zuerst auf. Wo sollte ich das Ueberfahrtsgeld herbekommen?

Wie ich schon gesagt, meine Gedanken waren rasch wie der Blitz, und ehe ich noch zehn Minuten lang das schöne Schiff betrachtet, schwanden die Hindernisse sowohl in Bezug auf das Passagegeld als auch das Hüteramt des Knechtes aus meinen Gedanken und ich kam – mit voller Ueberzeugung, daß es mir möglich sein würde, mein Vorhaben auszuführen – zu dem Entschlusse, *morgen wirklich mit nach Peru zu segeln!*

In welchem Theile der Welt Peru lag, wußte ich eben so wenig als der Mann im Monde, ja nicht einmal so gut, da dieser ja bei mond hellen Nächten darauf hinunterschauen kann und folglich sehr wohl wissen muß, wo

es liegt. Meine Schulgelehrsamkeit hatte sich nicht weiter als auf Lesen, Schreiben und Rechnen erstreckt. In den beiden letztern Künsten war ich ziemlich erfahren, denn unser Dorfschulmeister war selbst ein geschickter Rechner und suchte seinen Stolz darin, dies dadurch zu beweisen, daß das, was er wußte, seinen Schülern mittheilte. Es war dies ein Hauptzweig des Unterrichts in unserer Schule.

Die Geographie jedoch war vernachlässigt, fast gar nicht gelehrt worden, und ich wußte nicht, in welchem Theile der Welt Peru lag, obschon ich gehört hatte, daß es ein solches Land gab.

Die schon erwähnten wieder nach Hause zurückgekehrten Seeleute hatten viel von Peru gesprochen – daß es ein sehr heißes Land und von England sehr weit entfernt sei, so daß einer sechsmonatigen Fahrt bedürfe, um hin zu gelangen.

Ueberdies hatte ich gehört, daß es ein Land voll wunderbarer Goldminen und Neger und Schlangen und Palmen sei, und dies war für mich genug.

Dies war gerade so ein Land, wie ich es zu sehen wünschte.

Nach Peru demnach wollte ich, und zwar in dem guten Schiffe der »Inca«.

Meine nächste Betrachtung war, wie ich zu Werke gehen – wie ich die Schwierigkeit wegen des Passagegeldes überwinden und mich ferner der Obhut meines Freundes John, des Knechtes, entziehen sollte.

Das Erstere schien das größere Dilemma zu sein, obschon es dies in der Wirklichkeit nicht war – wenigstens dachte ich dies damals.

Meine Gründe, weshalb ich so dachte, waren folgende: Ich hatte oft von Knaben gehört, die von zu Hause fortgelaufen und zur SGee gegangen – wie sie an Bord von Schiffen aufgenommen worden und dann Schiffsjungen und später ganz tüchtige Matrosen geworden waren.

Ich war der Ansicht, daß diese Sache nicht viel Schwierigkeiten haben könne und daß so zu sagen jeder Knabe, welcher groß und gewitzt genug wäre, an Bord genommen werden würde, dafern er nur den Willen hätte, dafür zu arbeiten.

Meine einzige Besorgniß drehte sich damals um meine eigene Größe oder Kleinheit, denn ich wußte, daß ich ein sehr kleiner Bursche war – sogar noch kleiner als ich nach meinem Alter hätte sein sollen – obschon ich einen gut gebauten Körper besaß und ziemlich untersetzt und kräftig war. Dennoch hegte ich einige Zweifel wegen meiner Länge, denn ich ward wegen meiner winzigen Statur sehr oft geneckt und verhöhnt.

Deßhalb fürchtete ich, es könne dies ein Hinderniß für meine Aufnahme als Schiffsjunge sein, denn ich war wirklich fest entschlossen, mich als solchen an Bord des Inca anzubieten.

Wa John betraf, so waren meine Befürchtungen sehr gering. Auf den ersten Impuls hin fiel mir kein anderer Ausweg ein als mich fortzuschleichen und den Knecht ohne mich nach Hause zurückkehren zu lassen.

Ein wenig Nachdenken belehrte mich indeß, daß dies nicht gehen würde. Ganz gewiß kehrte in einem solchen Falle John mit einem halben Dutzend seiner Kameraden – vielleicht mit meinem Onkel selbst – nach der Hafenstadt zurück, um mich zu suchen. Dies geschah höchst wahrscheinlich, ehe das Schiff unter Segel ging, denn die Schiffe verlassen den Hafen nur selten in früher Morgenstunde. Der öffentliche Ausrufer machte meine Flucht bekannt. Die ganze Stadt ward durchstreift und das Schiff durchsucht, wo ich natürlich gefunden, ausgeliefert, nach Hause transportirt und ohne Zweifel tüchtig durchgeprügelt ward, denn ich kannte die Gemüthsart meines Onkels genau genug, um zu glauben, daß dies sicherlich das Ende des Abenteuers sein würde.

Nein, John und seinen Wagen ohne mich nach Hause zurückkehren zu lassen – davon konnte keine Rede sein.

Ein wenig Nachdenken überzeugte mich hiervon und half mir gleichzeitig einen bessern Plan ausfindig zu machen. Dieser neue Entschluß bestand darin, daß ich mit meinem Hüter John wieder nach Hause gehen und dann von dort aus mich heimlich entfernen wollte.

Ohne Etwas von meiner Absicht zu verrathen oder John auf irgend eine Weise zu meinem Vertrauten zu machen, stieg ich mit ihm in den Wagen und fuhr nach dem Dorfe zurück.

Ich erreichte unser Haus noch eben so ruhig und anscheinend so unbefangen in Bezug auf Alles, was in meinem Gemüthe vorging, als da ich mich am Morgen mit John auf den Weg gemacht hatte.

FÜNFZEHNTE KAPITEL. ICH LAUFE DAVON.

Es war ziemlich Nacht, als wir wieder in unserem Gehöfte ankamen, und ich trug während der noch übrigen Stunden des Abends Sorge, mich so natürlich zu benehmen, als ob nichts Ungewöhnliches in meinen Gedanken vorginge.

Meine Verwandten und die Dienstleute ahnten Nichts von dem großen Plane, der in mir thätig war und der dann und wann, wenn ich darüber nachdachte, mein Herz schneller schlagen machte.

Es gab Augenblicke, wo ich, meinen Vorsatz halb bereute. Wenn ich die vertrauten Gesichter meiner Heimath betrachtete, – denn meine Heimath war es doch, die einzige, welche ich hatte, – wenn ich bedachte, daß ich diese Gesichter vielleicht niemals wiedersah, als ich bedachte, daß einige davon sich um mich grämen würden, – und daß dies von einigen wirklich geschehen würde, wußte ich – als ich über den Betrug nachdachte, den ich Allen spielte, da ich mit einem Plane umging, von welchem sie Nichts wußten, als, sage ich, diese Gedanken sich in mir regten, bereute ich halb meinen Vorsatz. Ich hätte die Welt darum gegeben, wenn ich einen Vertrauten gehabt hätte, während ich so schwankte, und ohne Zweifel, hätte ich einen gehabt, der mir abgerathen hätte, so wäre ich zu Hause geblieben, wenigstens dies Mal, obschon am Ende mein unruhiges und dem Wasser einmal zugelegtes Wesen mich dennoch auf das Meer geführt haben würde.

Ohne Zweifel wird man es sonderbar finden, daß ich unter diesen Umständen nicht Harry Blew aufsuchte und diesen um Rath fragte.

Freilich würde ich Dies gethan haben, wenn Harry in der Nähe gewesen wäre, aber dies war er nicht, – der junge Bootsmann war jetzt kein solcher mehr. Er war schon vor mehreren Monaten dieser Lebensweise überdrüssig geworden, hatte sein Boot verkauft und als wirklicher Matrose Dienst auf einem Schiffe genommen.

Vielleicht, wenn Harry Blew noch dagewesen wäre, hätte ich nicht so sehr gewünscht, eine Seereise zu machen; von der Zeit an aber, wo er fort war, sehnte ich mich jeden Tag mehr, seinem Beispiele zu folgen, und so oft seitwärts über die Bucht mit einer Sehnsucht, die ich unmöglich erklären könnte.

Ein Gefangener, der durch die Gitterstäbe seines Gefänfnisses schaut, konnte keinen heißeren Wunsch empfinden, frei zu sein, als ich, fort, weit fort, auf dem Schooße des funkelnden Oceans zu schwimmen.

Wäre der junge Bootsmann noch dagewesen, um mir einen Rath zu geben, so hätte ich vielleicht anders gehandelt; aber er, mein bester Freund, war nicht mehr da.

Und nun hatte ich keinen Freund, dem ich mein Geheimniß hätte anvertrauen können. Ein einziger junger Bursche war da, ein Knecht, dem ich Vertrauen schenken zu können glaubte. Ich hatte ihn sehr lieb und glaube, daß auch ich bei ihm in Gunst stand. Zwanzig Mal stand ich im Begriffe, ihm meine Absicht mitzutheilen, aber eben so oft that ich mir wieder Einhalt.

Ich fürchtete nicht, daß er mich verrathen würde, dafern ich nur meinen Plan, davonzulaufen, wieder *aufgab*. Wohl aber bildete ich mir ein, er würde mir davon abrathen und, im Falle ich auf meinem Entschlusse beharrte, mich *dann* verrathen.

Deßhalb konnte es Nichts nützen, ihn zu Rathe zu ziehen, und ich behielt mein Project für mich.

Ich verzehrte mein Abendbrot und ging dann wie gewöhnlich zu Bett.

Man wird erwarten zu hören, ich sei wieder aus dem Bette gestiegen und hätte mich in der Nacht hinweggestohlen.

Dies that ich aber nicht. Ich blieb im Bett bis zur gewöhnlichen Stunde zum Aufstehen, obschon ich kaum ein Auge zuthat.

Der Gedanke an meinen wichtigen Vorsatz hielt mich wach, und während der wenigen Augenblicke, wo ich schlief, träumte ich von großen Schiffen und hochgehenden Wellen, vom Erklettern hoher Maste und dem Anholen schwarzer getheerter Taue, bis meine ganzen Hände voll Blasen waren.

Anfänglich hatte mir vorgenommen, in der Nacht fortzulaufen, was ich sehr leicht und ohne Gefahr, Jemanden zu stören, hätte thun können. In unserem kleinen, stillen Dorfe gab keine nächtlichen Diebe und man hatte seit Jahren von keinen solchen gehört, so daß die meisten Dorfbewohner ihre Hausthüren nur zuklinkten. Die

Hausthür meines Onkels war in jener Nacht ganz besonders leicht zu passiren, denn da der Sommer und die Witterung außerordentlich heiß war, so hatte man sie geradezu offen stehen gelassen und ich hätte hinausschlüpfen können, ohne daß auch nur geknarrt hätte.

Obschon noch so jung, besaß ich doch schon eine ziemliche Fähigkeit, Folgerungen anzustellen, und ich überlegte, daß, wenn ich in der Nacht davonliefe, ich einer frühen Stunde des Morgens vermißt und folglich gesucht werden würde. Die Suchenden, oder wenigstens einige derselben, folgten mir sicherlich nach der Hafenstadt und fanden mich dort, wie sich von selbst verstand. Dann war ich in keiner besseren Lage als wenn ich schon am vorigen Tage entwischt wäre.

Uebrigens war es nur fünf bis sechs englische Meilen nach der Stadt, in höchstens zwei Stunden konnte ich den Weg zurücklegen, folglich wäre ich zu zeitig gekommen und ehe noch die Leute des Schiffes auf den Füßen gewesen wären; der Capitain hätte geschlafen und dann konnte ich mich ihm natürlich nicht als Freiwilligen anbieten.

Dies waren die Erwägungen, welche mich veranlaßten, zu Hause zu bleiben bis zum Morgen, obschon ich ungeduldig auf die Stunde wartete.

Ich frühstückte mit den übrigen Bewohnern des Hauses. Einige bemerkten, ich sähe blaß und unwohl aus.

John schrieb dies meiner Reise am vorigen Tage während der großen Sonnenhitze zu, und diese Erklärung schien Jedermann zu befriedigen.

Nach dem Frühstücke fürchtete ich, daß mir irgend eine Arbeit aufgetragen werden würde, wie z. B. mit einem Pferde wegzufahren wovon ich mich nicht leicht losmachen konnte, oder es ward mir vielleicht Jemand bei einer Arbeit zur Seite gegeben und dieser machte dann zu schnell Meldung, wenn ich mich davonschlich.

Zum Glück aber gab es an diesem Tage keine für mich passende Arbeit und ich erhielt daher keinen besonderen Auftrag.

Dies benutzend, holte ich meine kleine Schaluppe herbei, mit welcher ich mich während meiner Mußestunden dann und wann zu belustigen pflegte. Es gab noch mehr Knaben, welche Schaluppen, Schooner und Briggs hatten, und wir pflegten auf dem kleinen See in dem Parke Wettfahrten anzustellen.

Es war Sonnabend. An diesem Tage war keine Schule, und ich wußte, daß einige dieser Knaben sich, sobald sie gefrühstückt hätten, wo nicht noch eher, nach dem kleinen See begeben würden.

Dies war für mich ein ganz herrlicher Vorwand, ebenfalls dahin zu gehen, und indem ich meine Schaluppe geflissentlich zur Schau trug, ging ich durch den Wirthschaftshof und schlug die Richtung nach dem Parke ein.

Ich ging auch in denselben hinein und nach dem See, wo ich, wie ich vermuthete, mehrere meiner Kameraden antraf, deren kleine Schiffe bereits in vollem Segeln begriffen waren.

»O,« dachte ich, »wenn ich hier meine Absichten bekannt machen wollte! Welch' ein Aufsehen würde es erregen, wenn die Knaben wüßten, was ich im Begriffe stehe, mit mir selbst anzufangen!«

Die Knaben begrüßten mich und schienen sich zu freuen, mich wieder einmal unter sich zu sehen. Der Grund hiervon war, daß ich in der letzten Zeit hatte arbeiten müssen und deßhalb nur wenig Gelegenheit gehabt hatte, mich den Spielen meiner Kameraden anzuschließen, während sie, wie ich glaube, mich ziemlich Alle sehr gern hatten.

Ich blieb aber bloß solange bei ihnen, als die Flotte Zeit brauchte, um eine einzige Fahrt über die See zu machen, – eine Regatta in verjüngtem Maßstabe, wobei meine Schaluppe den Sieg errang – dann nahm ich mein kleines Fahrzeug unter den Arm, sagte meinen Kameraden Lebewohl und verließ sie.

Sie wunderten sich, daß ich so bald schon wieder fortging, doch fand ich einen Vorwand, der sie zufriedenstellte. Als ich das Parkthor passirte, warf ich noch einen Blick zurück auf die Gefährten meiner Kindheit, und die Thränen rannen mir die Wangen hinab, als ich mich auf immer von, ihnen hinwegwendete.

Ich kroch längs der Mauer hin und kam bald auf die Landstraße, welche von unserem Dorfe nach der Hafenstadt führte. Ich blieb auch nicht auf der Straße, sondern ging über dieselbe hinweg und durch die Felder auf der entgegengesetzten Seite.

Meine Absicht, indem ich Dies that, war, in eine Waldung hineinzukommen, die eine ziemliche Strecke lang fast ganz parallel mit der Richtung der Straße sich entlang zog. Durch diese Waldung beabsichtigte ich zu gehen, so weit sie mich vor Beobachtung schützen würde, denn ich wußte, daß ich, wenn ich auf der Straße bliebe, Gefahr laufen würde, einem oder dem andern der Dorfbewohner zu begegnen, der dann vielleicht meinem Onkel mittheilte, daß er mich gesehen, so daß dann der Verfolger sogleich den richtigen Weg einschlagen konnte.

Ich konnte nicht errathen, zu welcher Stunde das Schiff die Anker lichten würde, und deßhalb auch meine Zeit nicht darnach berechnen.

Dies war der Gedanke gewesen, der mich den ganzen Morgen beunruhigt hatte. Ich fürchtete, zu bald anzukommen. Dann ward ich, ehe das Schiff noch absegelte, vermißt und man schickte mir Leute nach.

Andererseits fürchtete ich wieder, den Hafen zu spät zu erreichen, und zu finden, daß das Schiff schon fort sei.

Dies wäre eine schlimmere Enttäuschung gewesen, als wenn man mich eingeholt und wegen meines Fluchtversuches durchgeprügelt hätte; wenigstens, wäre ich damals dieser Meinung gewesen.

Ich sage also, daß dies der Gedanke war, der auf mich den ganzen Morgen gewartet hatte und dies auch jetzt noch that; denn daß ich Gefahr lief, zurückgewiesen zu werden, wenn ich auf dem Schiffe meine Dienste anböte, daran dachte ich jetzt nicht mehr.

Ich hatte sogar vergessen, daß ich ein noch so gar kleiner Knabe war. Die Größe meiner Pläne hatte auch mich in meinen eigenen Gedanken bis zur Dimension eines Mannes vergrößert.

Ich erreichte die Waldung und durchschritt sie ungesehen von einem Ende bis zum andern. Ich begegnete weder einem Jäger, noch einem Waldaufseher. Als ich durch das Gehölz hindurch war, ging ich über einige Felder, war aber nun in guter Entfernung von der Straße und fürchtete daher weniger, Jemandem zu begegnen, der mich kannte. Ich wußte, wie weit ich von der Straße entfernt war, indem ich immer das Meer im Auge behielt, denn ich wußte, daß die erstere sich dicht an der Bucht hinzog.

Endlich wurden die hohen Thürme der Hafenstadt sichtbar und ich dadurch in den Stand gesetzt, die geeignete Richtung einzuhalten.

Nachdem ich eine Menge Abzugsgräben übersprungen und durch zahlreiche Heckenzäune hindurchgekrochen war, während ich zugleich hier und da ein Stück Weges auf in meiner Richtung liegenden Feldwegen zurücklegte, gelangte ich an die ersten Häuser der Stadt.

Ich blieb hier nicht stehen, sondern ging in die Stadt hinein und fand bald eine Straße, die mich nach dem Quai führte. Ich sah die hohen Masten, als ich näher kam, und hoch schlug mein Herz, als meine Augen auf dem längsten von allen ruhten und den auf der Spitze des mittelsten stolz im Winde flatternden Wimpel erblickten.

Ohne auch sonst Etwas weiter zu achten, eilte ich vorwärts, kletterte über die Bretplanke die Fallreepstreppe des Schiffes hinauf und stand auf dem Deck des »Inca«.

SECHSZEHNTE KAPITEL. DER »INCA« UND SEINE MANNSCHAFT.

Auf meinem Wege über das Deck blieb ich in der Nähe der großen Luke stehen, wo fünf oder sechs Matrosen mit einem großen Haufen Fässer und Kisten beschäftigt waren. Ich sah, daß sie das Schiff beluden und mittelst eines Rollseiles die Fässer und Kisten in den Raum hinunterließen. Sie waren in bloßen Hemdärmeln und hatten weite, mit Fett und Theer beschmierte Hosen von Segeltuch an.

Einer von ihnen trug eine blaue Tuchjacke und Beinkleider von demselben Stoffe, und es fiel mir ein, daß dies vielleicht der Steuermann sei, denn der *Capitain* eines solchen großen Schiffes mußte nach meiner Meinung eine sehr großartige und prachtvoll gekleidete Personage sein.

Der Mann mit der blauen Jacke ertheilte den arbeitenden Matrosen fortwährend Befehle und Weisungen, die, wie ich bemerkte, nicht allemal pünktlich befolgt wurden. Sehr häufig schlugen die Leute andere Verfahrensweisen vor, bis sich endlich über die beste Art, auf welche die Arbeit auszuführen sei, ein förmlicher Wortwechsel erhob.

Alles Dies wäre an Bord eines Kriegsschiffs ganz anders gewesen, denn hier wurde dem Befehle des Vorgesetzten augenblicklich ohne Frage oder Befehl gehorcht,

auf einem Kauffartheischiffe aber ist es nicht so. Die Befehle des Steuermannes werden oft mehr wie Rathschläge denn wie Befehle ausgesprochen, und die Leute üben eine gewisse Willkür, indem sie denselben gehorchen.

Dies ist indessen nicht immer der Fall und hängt größtentheils von dem Charakter des Steuermannes selbst ab; am Bord des Inca aber schien die Disciplin nicht von der strengsten Art zu sein. Das viele Schwatzen, das Knarren der Flaschenzüge, das Poltern der Kisten gegen einander und das Werfen von Fällern und Colli's auf das Deck, alles, Dies zusammen bildete ein Getöse, wie ich es in meinem Leben noch nie gehört hatte.

Anfangs brachte mich ganz außer Fassung und ich stand einige Minuten lang da und war von dem, was ich sah und hörte, wie betäubt.

Nach einer Weile trat verhältnißmäßig Ruhe ein. Das große Wasserfaß, welches die Matrosen die Luke hinabgelassen, hatte den Raum unten erreicht, und war auf seinen Platz gewälzt worden, und nun trat eine augenblickliche Pause in dem tollen Gelärme ein.

Gerade in diesem Augenblicke warf einer der Matrosen zufällig seine Augen auf mich, und nachdem er mich mit komischem Blinzeln betrachtet, rief er:

»Heda, Du kleines Splitzeisen, was suchst Du hier am Bord? willst Du mit – wie?«

»Nein,« antwortete ein Zweiter, »siehst Du denn nicht, daß er selbst Capitain ist? Es hat ja sein eigenes Schiff!«

Diese Bemerkung bezog sich auf meinen Schooner, den ich mitgebracht und in meinen Händen hielt.

»Schooner, ahoi!« schrie ein Dritter. »Wohin des Weges?«

Hierauf folgte ein Ausbruch lauten Gelächters von Allen, die nun meine Gegenwart bemerkten und dastanden und mich betrachteten, als ob ich etwas außerordentlich Spaßhaftes in ihren Augen wäre.

Dieser Empfang von Seiten der rohen Matrosen machte mich nicht wenig bestürzt und ich wußte einige Augenblicke nicht, was ich sagen oder thun sollte.

Von dieser Ungewißheit ward ich durch den Steuermann in der blauen Jacke befreit, der, indem er sich mir näherte, in ernsterem Tone fragte, was ich am Bord suchte.

Ich antwortete, ich wünschte den Capitain zu sprechen. Natürlich glaubte ich, daß ein Capitain da sei und daß dieser die geeignete Person wäre, an die ich mich in Bezug auf das Geschäft, welches ich im Auge hatte, zu wenden hätte.

»Du wünschst den Capitain zu sprechen?« wiederholte der Mann in der blauen Jacke. »Und was willst Du bei ihm, Bürschchen? Ich bin der Steuermann, kann ich's nicht auch verrichten?«

Ich zögerte einen Augenblick; da ich aber sah, daß es der Stellvertreter des Capitains war, der die Frage an mich stellte, so glaubte ich, es könne Nichts schaden, wenn ich offen meine Absichten erklärte.

Deßhalb antwortete ich: »Ich möchte gern Matrose werden.«

Wenn die Leute schon vorher laut gelacht hatten, so lachten sie jetzt noch viel lauter. Es war ein förmliches

Geheil zu nennen, in welches der Steuermann eben so herzlich einstimmte als die Andern.

Mitten unter diesem schallenden Gelächter wurden meine Ohren durch eine Menge Ausdrücke begrüßt, die mich förmlich demüthigten.

»Schau' einmal, Bill,« rief Einer, indem er einen etwas entfernt stehenden Kameraden anredete. »Schau' nur einmal dieses winzige Kerlchen, welches Matrose werden will! Du mein Himmel! was bildest Du Dir denn ein? Du ein Matrose! Ha, ha, ha!«

»Weiß denn Deine Mutter, daß Du nicht zu Hause bist?«

»Ganz gewiß weiß sie das nicht,« sagte ein Dritter für mich antwortend, »und sein Vater weiß sicherlich eben so wenig davon. Ich will wetten, daß das Bürschchen davongelaufen ist. – Nicht wahr, Du bist davongelaufen?«

»Ich will Dir Etwas sagen, Knabe,« sagte der Steuermann. »Befolge meinen Rath. Gehe wieder zu Deiner Mutter, grüße die alte Frau von mir und sage ihr, sie möchte Dich mit ihrem Schürzenbände an ein Stuhlbein binden und Dich da noch ein halbes Dutzend Jahre vor Anker liegen lassen.«

Dieser Rath war das Signal zu seinem abermaligen schallenden Gelächter.

Ich fühlte mich tief gekränkt durch diese rohen Scherze und wußte nicht, welche Antwort ich geben sollte. In meiner Verwirrung stammelte ich die Worte hervor:

»Ich habe keine Mutter, zu der ich zurückkehren könnte.«

Diese Antwort schien auf die Heiterkeit dieser rohen Männer eine plötzliche Wirkung zu äußern, so daß Einige von ihnen gewisse Ausdrücke der Theilnahme fallen ließen.

Nicht so jedoch der Steuermann, welcher, ohne seinen spöttischen Ton zu ändern, sofort erwiderte:

»Nun dann gehe zu Deinem Vater und sage diesem, er solle Dir eine tüchtige Tracht Hiebe verabreichen.«

»Ich habe auch keinen Vater.«

»Der arme kleine Kerl, dann ist er also eine Waise!« sagte einer der Matrosen in mitleidigem Tone.

»Du hast auch keinen Vater, sagst Du?« fuhr der Steuermann fort, der ein gefühlloser Unmensch zu sein schien. »Dann gehe zu Deiner Großmutter, oder Deinem Onkel, oder Deiner Tante, wenn Du eine hast, oder gehe hin, wo Du Lust hast, aber packe Dich nur von hier fort, sonst kannst Du die Tracht Hiebe gleich hier besehen, – marsch fort, sage ich!«

Der Unmensch schien es vollkommen ernst zu meinen, und tief gekränkt durch die Drohung wendete ich mich, dem Befehle gehorsam, hinweg.

Eben stand ich schon im Begriffe, über die Planke zurückzusteigen, als ich einen Mann in entgegengesetzter Richtung von dem Ufer herkommen sah. Er war auf dieselbe Weise gekleidet, wie ein Kaufmann oder anderer Bürger hätte gekleidet sein können, nämlich in einen schwarzen Frack mit einem Castorhute auf dem Kopfe; dennoch aber lag Etwas in seinem Aussehen, was mir sagte, daß er zur See gehörte. Die Farbe seines Gesichtes

war jene vom Wetter gebräunte und seine Augen hatten den Ausdruck, welcher, wie ich wußte, allen Seeleuten eigenthümlich ist. Ueberdies waren seine Beinkleider von blauem Lootsentuche und Dies gab ihm das Ansehen eines Seefahrers. Zugleich durchzuckte mich der Gedanke, daß er der Capitain des Schiffes sei.

Ich blieb nicht lange in Zweifel.

Als der Unbekannte das Deck betrat, that er dies mit einer Miene, die sofort den Herrn in ihm verrieth, und ich hörte ihn einige Befehle in einem Tone ertheilen, welcher unverkennbar bewies, daß er Allen hier zu befehlen hatte.

Er blieb nicht stehen, nachdem er das Deck betreten, sondern ging weiter nach dem Quarterdecke des Schiffes.

Es fiel mir ein, daß ich doch vielleicht noch Aussicht hätte, mein Vorhaben durchzusetzen, wenn ich mich direkt an ihn wendete, und ohne Zögern drehete ich mich daher wieder um und folgte ihm.

Trotzdem daß der Steuermann und einige der Matrosen mich zurückhalten wollten, ging ich weiter, bis ich den Capitain gerade in dem Augenblicke einholte, als er im Begriff stand, in seine Kajüte hinunterzugehen.

Ich machte mich ihm bemerklich, indem ich ihn am Rockschoße zupfte.

Ein wenig überrascht, drehte er sich herum und ich fragte mich, was ich von ihm wollte.

In so wenig Worten als mir möglich war, setzte ich ihn von meinen Wünschen in Kenntniß.

Die einzige Antwort, die er mir gab, war ein lautes Gelächter, dann drehte er sich herum und rief Einem seiner Leute zu:

»Heda, Waters! Nimm diesen kleinen Buben auf Deine Schultern und setze ihn an's Land, Ha! ha! ha!«

Ohne weiter ein Wort zu sagen, ging er hierauf die Treppe hinunter und entschwand meinen Augen.

Während ich noch betrübt dastand, fühlte ich mich plötzlich in Waters' starken Armen emporgehoben, und nachdem er mich über die Planke und einige Schritte weit über den Werft getragen, setzte er mich auf das Pflaster nieder und sagte:

»Kleiner Freund, laß Dir rathen und merke Dir, was Jack Waters sagt: Bleibe vom Salzwasser, so lange Du kannst, sonst fressen Dich die Haifische.«

Dann nach einer Pause, während welcher er über Etwas nachzudenken schien, fragte er:

»Also Du bist wirklich eine Waise, hast weder Vater noch Mutter?«

»Keines von Beiden,« antwortete ich.

»Das thut mir leid. Ich war auch einmal eine Waise. Du bist ein wackerer kleiner Bursche, daß Du zur See gehen willst, und verdienst Etwas dafür. Wenn *ich* Capitain wäre, so nähme ich Dich mit, aber Du siehst, daß ich blos Matrose bin und Nichts für Dich thun kann. Mit der Zeit aber werde ich wiederkommen und dann bist Du vielleicht ein wenig gewachsen. Da hier, nimm das zum Andenken an mich. Vielleicht siehst Du mich früher oder später wieder hier im Hafen, und wer weiß, ob ich Dir

dann nicht vielleicht einen Platz verschaffen kann. Also leb' wohl. Gehe wieder nach Hause, sei vernünftig und warte, bis Du noch ein Stück gewachsen bist.«

Während der gutmüthige Mensch Dies sagte, drückte er mir sein Taschenmesser in die Hand, wendete sich ab, ging an Bord seines Schiffes zurück und ließ mich allein auf dem Werft stehen.

Verwundert über diese unerwartete Freundlichkeit schaute ich ihm nach, bis er hinter der Brustwehr des Schiffes verschwand.

Dann steckte ich das Messer mechanisch in meine Tasche und blieb noch eine Weile stehen, ohne mich von der Stelle zu rühren.

SIEBZEHNTE KAPITEL. NICHT GROSS GENUG!

Meine Betrachtungen waren Nichts weniger als angenehm, denn noch nie in meinem Leben war ich so gekränkt und gedemüthigt worden. Alle meine schönen Träume, Toppsegel zu reffen und fremde Länder zu sehen, waren binnen weniger als zehn Minuten zertrümmert worden. Alle meine Pläne waren vollständig vereitelt.

Mein erstes Gefühl war das außerordentlicher Demüthigung und Scham. Es war mir, als ob die Vorübergehenden wissen müßten, was geschehen war und in welcher Lage ich mich befand. Ueberdies sah ich die Köpfe mehrerer Matrosen, die mich über die Brustwehr ihres Schiffes hinweg anschaueten, und auf deren Gesichtern

ich einen spöttischen Ausdruck wahrnahm. Einige von ihnen lachten noch ganz laut.

Das konnte ich nicht länger ertragen, und ohne zu zögern eilte ich von dem Platze hinweg.

Nicht weit davon lagen große Kisten, Fässer und Waarenballen auf dem Werft umher. Sie waren nicht regelrecht auf einander gethürmt, sondern umhergestreut, mit freien Räumen dazwischen. In einen zwischen dieser Zwischenräume schlüpfte hinein und war bald den Augen Aller entschwunden, während Alle meinen Blicken in gleicher Weise entzogen waren.

Es war mir fast zu Muthe, als ob einer wäre, so angenehm ist es, sich dem Spotte zu entziehen, selbst wenn man fühlt, daß man ihn nicht verdient hat.

Unter den vielen Kisten stand auch eine kleine da, gerade hoch genug, um einen Sitz darzubieten, und auf diese setzte mich und verlor mich in Betrachtungen über meine Lage.

Was sollte ich thun? Allen Gedanken an Schifffahrt entsagen und zu meinem mürrischen, unfreundlichen Onkel zurückkehren?

Man wird sagen, daß dies für mich das Klügste und Natürlichste gewesen wäre. Dies ist möglich, aber der Gedanke, dies zu thun, kam mir kaum in den Kopf. Einige Secunden lang hegte ich allerdings, aber verbannte ihn sofort wieder.

»Nein,« sagte ich bei mir selbst, »ich bin noch nicht besiegt, ich werde nicht zurückweichen wie ein Feigling.

Einen Schritt habe ich gethan und werde denselben verfolgen, wenn ich kann. Was thut's, wenn man mich auf diesem großen stolzen Schiffe nicht annehmen will? Es giebt deren ja noch mehr im Hafen, ganze Dutzende. Eins oder das andere derselben will mich vielleicht recht gern in Dienst nehmen. Ich will mit allen, einem nach dem andern, probiren, ehe ich mein Vorhaben aufgebe.

»Und warum wiesen diese Leute mich ab?« fragte ich mich, indem mein Selbstgespräch weiter fortsetzte. »Warum? Sie gaben keinen Grund an. Was mag es gewesen sein? Ha! meine Größe war es. Sie verglichen mich mit einem Splitzeisen. Ich weiß, was ein Splitzeisen ist. Natürlich wollten sie durch diesen beleidigenden Vergleich zu verstehen geben, daß ich zu klein sei, um Matrose zu werden. Aber ein Schiffsjunge, zu einem solchen bin ich doch ganz gewiß groß genug. Ich habe von Schiffsjungen gehört, die noch nicht so alt waren als ich. Wie groß bin ich eigentlich? Wie viel messe ich? das möchte ich wissen! Wenn ich ein Zimmermannsmaaß hätte, so wollte ich das bald ermitteln. Wie gedankenlos von mir, daß ich mich nicht gemessen habe, ehe ich von zu Hause fortging! Kann ich es nicht hier thun? Ich möchte wissen, ob es kein Mittel giebt, zu erfahren, wie groß ich eigentlich bin?«

In diesem Augenblicke ward der Strom meiner Betrachtungen dadurch unterbrochen, daß ich auf einer der Kisten einige mit Kreide darauf geschmierte Zahlen bemerkte, und als ich genauer hinsah, überzeugte ich mich, daß »4 Fuß« hieß. Ich sah sofort, daß diese Bezeichnung

sich auf die Länge der Kiste bezog, denn ihre Höhe konnte nicht so viel betragen. Vielleicht war sie auf diese Weise von dem Zimmermann bezeichnet worden, der sie gemacht, oder sie war vielleicht bestimmt, den Matrosen beim Beladen des Schiffes zur Richtschnur zu dienen.

Doch sei dem wie ihm wolle, so führte dieser Umstand mich auf eine Idee, und in weniger als drei Minuten kannte meine Körperlänge bis auf den Zoll. Ich ermittelte sie auf folgende Weise:

Ich legte mich neben der Kiste und dicht am Rande derselben nieder. Nachdem ich meine Fersen in gleiche Linie mit dem einen Ende gebracht, streckte ich mich zu meiner vollen Länge aus. Dann fühlte ich, ob der Wirbel meines Kopfes vollständig das andere Ende der Kiste erreichte.

Dies war nicht der Fall, obschon kaum ein Zoll fehlte, um mich eben so lang zu machen wie die Kiste. Ich mochte aber meine Gelenke drehen und drehen wie ich wollte, so konnte ich mich nicht darüber hinausstrecken.

Natürlich machte dies keinen Unterschied, insoweit die Bestimmung meiner Körperlänge in Frage kam. Wenn die Kiste vier Fuß lang war, so konnte ich nicht ganz vier Fuß messen und da ich wußte, daß ein Knabe von nur vier Fuß Länge in der That ein sehr kleiner Knabe ist, so richtete ich mich, durch die erlangte Kenntniß bedeutend gedemüthigt, wieder auf meine Füße empor.

Vor dieser Messung hatte ich wirklich keinen Begriff davon, daß ich von so gar kleiner Statur war. Welcher Knabe hielte sich auch für weit geringer als ein Mann?

Nun aber war ich von meiner Kleinheit überzeugt. Kein Wunder, daß Jack Waters mich ein winziges Bürschchen genannt, und daß seine Kameraden mich mit einem Splitzeisen verglichen hatten.

Die Kenntniß, die ich von meiner liliputischen Körpergröße erlangt, benahm mir alles Selbstvertrauen, und meine Pläne gewannen dadurch eine sehr düstere Färbung. Ich fühlte mich fast überzeugt, daß keines der Schiffe mich annehmen würde, denn ich entsann mich, daß ich niemals von so kleinen Schiffsjungen gehört, wie ich war. Sicherlich hatte ich niemals deren gesehen, sondern im Gegentheil einige, die beinahe so groß waren wie Männer, aber nichtsdestoweniger an Bord der Briggs und Schooner, die unsern kleinen Hafen besuchten, »Jungen« genannt wurden.

Sonach war es vergebens, mich weiter anbieten zu wollen, und es blieb mir am Ende weiter Nichts übrig, als wieder nach Hause zu gehen.

Ich setzte mich noch ein Mal auf die Kiste nieder, und begann meine Lage in nochmalige Erwägung zu ziehen.

Ich schmeichle mir, eine nicht ganz gewöhnliche Erfindungsgabe zu besitzen, und glaubte dies schon in meiner frühesten Jugend zu bemerken.

Deßhalb dauerte es nicht lange, so bot sich mir ein Plan dar, welcher mich aus meiner Verlegenheit befreien und mich in den Stand zu setzen versprach, meine ursprüngliche Absicht ihrem vollen Umfange nach auszuführen. Bei Entwerfung dieses Planes ward ich durch

mein Gedächtniß unterstützt. Ich entsann mich, von Knaben und auch von Männern gehört und gelesen zu haben, die sich an Bord eines Schiffes versteckt hatten und so mit auf's offene Meer hinaus genommen worden und dann aus ihrem Verstecke hervorgekrochen waren, wenn die Schiffe sich so weit vom Lande entfernt hatten, daß sie nicht mehr zurückgeschickt werden konnten.

Die Erinnerung an diese verwegenen Abenteurer hatte kaum mein Gehirn durchzuckt, so faßte ich auch schon den Entschluß, ihrem Beispiele zu folgen.

Fast so rasch wie der Gedanke war, entwarf ich meinen Plan. Ich konnte mich ja auch an Bord eines Schiffes verstecken, vielleicht desselben Schiffes, von welchem ich auf so schimpfliche Weise fortgeschickt worden. Es war das einzige, welches im Begriff zu sein schien, unter Segel zu gehen; aber die Wahrheit zu sagen, wenn auch deren ein ganz Dutzend andere gleichzeitig den Hafen verlassen hätten, so würde ich doch vor allen eben dieses gewählt haben.

Man wird sich vielleicht wundern, daß ich dies sage, aber es läßt sich leicht erklären.

Ich ärgerte mich über die Leute an Bord jenes Schiffes, besonders über den Steuermann, wegen der unhöflichen Behandlung, die er mir zu Theil werden lassen, so sehr, daß es mir vorkam, als könnte ich mich gewissermaßen an ihm rächen, wenn ich ihm diesen Streich spielte.

Daß sie mich nicht über Bord werfen würden, wußte ich und mit Ausnahme des Steuermannes selbst, hatte

ich unter den Matrosen keine Anzeichen von grausamer Gemüthsart wahrgenommen.

Das sie sich einen Scherz auf meine Kosten gemacht, war ganz natürlich, aber ich entsann mich auch, daß einige von ihnen Worte der Theilnahme und des Bedauerns hatten fallen lassen, als sie hörten, daß ich eine Waise sei.

Mit dem großen Schiffe war ich also entschlossen, meine Reise zu machen, trotz Steuermann, Capitain und Mannschaft!

ACHTZEHNTE KAPITEL. ICH SCHLEICHE ICH MICH AN BORD.

Aber wie sollte ich an Bord *kommen*? Wie sollte ich mich verstecken, wenn ich an Bord *war*?

Dies waren die Schwierigkeiten, die sich nun darboten. Auf's Deck konnte ich allerdings gehen, wie ich schon gegangen war, aber nicht ohne von einigen der Mannschaft bemerkt und natürlich wieder an Land geschickt zu werden.

Konnte ich nicht einige der Matrosen bestechen, daß sie mich einige Zeit auf dem Deck herumgehen ließen?

Was hatte ich aber, womit ich sie hätte bestechen können?

Keinen Pfennig Geld. Meine Schaluppe und meine Kleider, diese letztern obendrein von sehr armseliger Beschaffenheit, waren Alles, was ich in der Welt besaß.

Die Schaluppe hätte ich hingegeben, aber nur kurzes Nachdenken überzeugte mich, daß kein Matrose irgend

welchen Werth auf einen Gegenstand legen würde, den er sich selbst mit leichter Mühe anfertigen konnte, denn ich setzte voraus, daß alle Matrosen nach ihrem Belieben kleine Schiffe fabriziren könnten.

Es konnte sonach Nichts nützen, einen von ihnen durch ein solches Spielwerk bestehen zu wollen, und ich dachte weiter nicht daran.

Doch halt! Ich hatte Etwas von wirklichem Werthe bei mir, ich hatte eine Uhr! Allerdings war es nur eine sehr ordinaire, eine altmodische silberne und nicht viel werth, obschon sie sehr gut und richtig ging. Ich hatte sie von meiner armen Mutter geschenkt erhalten, obschon sie mir auch noch eine weit bessere hinterlassen, die mein Onkel sich angeeignet hatte.

Die alte von geringerem Werthe durfte ich bei mir tragen, und zum Glücke hatte ich sie in diesem Augenblicke in der Tasche.

Konnte ich damit nicht vielleicht Waters oder einen andern der Matrosen bestechen, mich an Bord zu »schmuggeln« und mich versteckt zu halten, die das Schiff in See stach?

Das war nicht unwahrscheinlich. Auf alle Fälle beschloß ich, den Versuch zu machen.

Vielleicht lag die Schwierigkeit darin, Waters oder irgend einen der Matrosen, ohne daß die Andern Etwas davon merkten, zu sprechen zu bekommen um ihm meine Wünsche mittheilen zu können. Ich beschloß indeß, mich in der Nähe des Schiffes herumzutreiben und zu warten, bis einer von den Leuten allein an's Land käme.

Ich hoffte dabei auch, daß mir vielleicht selbst möglich sein würde, mich an Bord zu stehlen, vielleicht nach Einbruch des Abends, wenn die Leute mit ihrer Arbeit fertig und unten im Vordercastell waren.

In diesem Falle brauchte ich Keinem von ihnen Etwas von meiner Absicht zu sagen. Im Dunkeln, glaubte ich, würde es mir ganz gut möglich sein, an der Wache vorbeizuschleichen oder über die Brustwehr zu klettern und in den Raum hinunter zu gelangen.

War ich einmal hier, so zweifelte ich nicht, daß es mir möglich sein würde, mich unter so vielen Fässern und Kisten, wie jetzt hinabgeladen wurden, zu verstecken.

Aber es gab noch zwei Zweifel, die mich beunruhigten. Blieb das Schiff wohl bis zum Einbruche des Abends im Hafen liegen? Und stellten nicht mein Onkel und seine Leute vielleicht schon vor dieser Zeit Nachforschungen nach mir an?

Die erste Frage machte mir eigentlich keine sehr große Unruhe. Ich sah, daß das Schiff noch denselben Anschlagzettelt trug wie am Tage vorher:

»Der Inca, nach Peru, Morgen.«

Deßhalb war es nicht wahrscheinlich, daß es heute schon unter Segel ging. Ueberdies lagen auch noch sehr viele Colli und Pakete auf dem Quai, die, wie ich aus der Position schloß, in der sie sich befanden, ebenfalls einen Theil der Ladung bilden sollten. Auch hatte ich gehört, daß Schiffe, die nach fernen Gegenden segeln, in Bezug auf die Zeit ihres Aufbruchs nicht ganz pünktlich sind.

Auf diese Weise folgernd, fühlte mich überzeugt, daß das Schiff nicht an diesem Tage unter Segel gehen, und daß ich folglich Gelegenheit haben würde, während der Nacht an Bord zu gelangen.

Nun aber blieb noch die zweite Gefahr übrig, nämlich daß man mich ausfindig machte und wieder zurück nach Hause transportierte.

Diese Gefahr schien jedoch, wenn ich mir die Sache recht überlegte, auch keine unmittelbar drohende zu sein. Keines Falls vermißte man mich vor Einbruch des Abends in dem Hause meines Onkels, und wenn dies geschah, so wartete man sicherlich, bis es ganz Nacht war, ehe man sich aufmachte, um mich zu suchen, weil man ganz natürlich glaubte, ich würde mit Einbruch der Nacht von selbst kommen. Ich hatte sonach keinen Grund, in dieser Beziehung Etwas zu fürchten, und indem ich fast gänzlich aufhörte, daran zu denken, begann ich Anstalten zu treffen, um meine Absicht in Ausführung zu bringen.

Ich besaß Voraussicht genug, um zu wissen, daß ich, wenn es mir gelang, auf das Schiff zu kommen, mich wenigstens vierundzwanzig Stunden, vielleicht auch noch länger, würde verborgen halten müssen. Ohne zu essen konnte ich nicht so lange leben. Wo sollte ich aber Lebensmittel herbekommen? Ich besaß, wie schon bemerkt worden, keinen Pfennig Geld, wofür mir Etwas hätte kaufen können, und hätte nicht gewußt, wo und wie ich Etwas betteln sollte.

Plötzlich jedoch kam mir ein Gedanke ein, der mich aus dieser Verlegenheit zu ziehen versprach. Ich konnte ja *meine Schaluppe verkaufen* und mir auf diese Weise Geld verschaffen, wofür ich dann Etwas zu essen kaufen konnte.

Das kleine Schiff schien jetzt von keinem Nutzen mehr für mich zu sein, und warum sollte ich mich nicht sofort davon trennen?

Ohne weitere Erwägung verließ ich daher meinen zeit-herigen Platz unter den Kisten und Fässern, und ging den Quai entlang, um mich nach einem Käufer für mein kleines Fahrzeug umzusehen.

Es gelang mir bald, einen zu finden. Ich sah eine Art Spielwaarenladen, und nachdem ich eine Weile mit dem Eigenthümer hin- und hergehandelt, einigte ich mich mit ihm und schlug für einen Schilling zu.

Meine kleine niedlich, getakelte Schaluppe war wenigstens fünf Mal soviel werth, und unter andern Umständen würde ich mich selbst für diese Summe nicht davon getrennt haben; der Spielwaarenhändler, ein Jude, sah aber augenscheinlich, daß ich das Geld nothwendig brauchte, und machte, wie alle seine Glaubensgenossen sich kein Gewissen, davon Vortheil zu ziehen.

Nun hatte ich Geld genug für meinen Zweck, und legte, indem ich mich in einen Eßwaarenladen begab, den ganzen Betrag in Käse und Semmeln an.

Ich kaufte von jedem für sechs Pence, und nachdem ich mir mit meinem Einkaufe die Taschen vollgestopft,

kehrte ich auf meinen alten Platz unter den Kisten und Fässern zurück und setzte mich wieder auf das Kästchen.

Ich war ein wenig hungrig geworden, denn die Stunde des Mittagssessen war bereits vorüber, und stillte nun meinen Appetit durch einen Angriff auf die Käse und Semmeln, so daß die Ladung meiner Taschen dadurch bedeutend wieder vermindert ward.

Der Abend kam jetzt heran, und es fiel mir ein, daß ich, um ein wenig zu recognosciren, auch einen Spaziergang in der Nähe des Schiffes machen könnte. Dadurch ward ich vielleicht in den Stand gesetzt, zu ermitteln, wo ich am leichtesten über die Schiffswand klettern könnte, und diese Kenntniß mußte mir von großem Nutzen sein, wenn die Stunde kam, wo ich diesen Versuch zu machen hatte.

Was schadete es, wenn die Matrosen mich auch sahen! Auf dem Quai umherzugehen, konnten sie mir nicht verbieten, und von der Absicht meines Verweilens hatten sie ganz bestimmt keine Ahnung. Was schadete es auch, wenn sie vielleicht wieder anfangen, mich zu necken und zu verspotten!

Dann konnte ich ihnen ja antworten und hatte auf diese Weise Gelegenheit, Beobachtungen zu machen.

Ohne weiter einen Augenblick zu verlieren, verließ ich wieder meinen Ruheplatz und begann mit erheuchelter Gleichgültigkeit gegen Alles, was um mich her vorging, hin und her zu schlendern.

Es dauerte nicht lange, so befand ich mich dem großen Schiffe gegenüber, und blieb stehen und schauete daran hinauf.

Das Deck befand sich fast in gleicher Ebene mit dem Straßenpflaster, denn das Schiff war jetzt schwer beladen und natürlich tief im Wasser. Die hohe Brustwehr des Quartiers hinderte mich jedoch, das Deck zu sehen.

Ich bemerkte, daß es leicht sein würde, von dem Quai hinaufzusteigen, über die Brustwehr und die Wanten des Besanmastes zu klettern, und war sofort mit mir einig, daß dies der beste Weg sein würde.

Natürlich mußte ich beim Kriechen durch die Wanten sehr vorsichtig sein. Wenn die Nacht vielleicht nicht finster genug war und die Wache mich entdeckte, so war um mich geschehen. Dann ward ich festgenommen, vielleicht einen Dieb angesehen und bestraft. Doch gleichviel, ich war entschlossen, es auf diese kommen zu lassen.

An Bord war Alles ruhig. Ich hörte weder Stimmen noch Geräusch. Einige der Güter lagen noch auf dem Werft, und deßhalb konnte man mit dem Beladen des Schiffes noch nicht ganz fertig sein. Die Leute waren jedoch nicht mehr bei der Arbeit, denn ich war jetzt nahe genug, um sowohl den Gang als auch die große Luke überblicken zu können.

Wo konnten sie hin sein?

Ich ging schweigend näher, bis ich dicht am Rande des Schiffes stand. Ich hatte nun einen vollständigen Ueberblick über die Luke und einen beträchtlichen Theil des

Deckes rundumher. Ich sah aber weder die blaue Jacke des Steuermannes noch die schmierigen Hemden und Hosen der Matrosen. Sie mußten sich sämmtlich nach einem andern Theile des Schiffes begeben haben..

Ich blieb stehen und horchte.

Ich hörte undeutlich das Summen von Stimmen aus dem vordern Theile des Schiffes her. Ich wußte, daß es die Stimmen der Mannschaft waren, die sich mit einander unterredeten.

Gerade in diesem Augenblicke sah ich einen Mann an der Oeffnung des Ganges vorübergehen. Er trug ein großes Gefäß, aus welchem Rauch aufstieg. Es enthielt Kaffee oder sonst ein heißes Getränk.

Es war die Abendmahlzeit für die Leute des Vordercastells, und der, welcher das Gefäß trug, war der Koch. Daraus erklärte sich das Aufhören der Arbeit und die Abwesenheit der Matrosen von der Mitte des Schiffes. Sie standen im Begriff zu soupiren, so vermuthete ich.

Theils von Neugier, aber eben so sehr auch von einem neuen Gedanken getrieben, der mir durch den Kopf ging, stieg ich auf die Brustwehr und kletterte vorsichtig auf das Deck hinunter. Ich sah die Matrosen weit von mir in dem vordern Theile des Schiffes; einige saßen auf der Ankerwinde, andere mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden des Decks mit ihren blechernen Tellern vor sich, und ihren Einschlagemessern in den Händen.

Keiner von ihnen sah mich, nicht ein einziger sah nach dieser Richtung, ihre Augen waren viel zu sehr mit dem Koch und seinem dampfenden Gefäße beschäftigt.

Ich schauete mich hastig um, es war Niemand zu sehen. Die neue Idee, von welcher ich so eben sprach, entwickelte sich immer vollständiger. »Jetzt oder nie!« flüsterte ich mir selbst zu, und von diesem Impulse getrieben, schlich ich mich auf dem Deck weiter und bis an den Fuß des großen Mastes.

Ich stand jetzt an dem Rande der offenen Luke, und in diese beabsichtigte ich hineinzugehen. Eine Leiter war nicht da, das Tau aber, mittelst dessen man die Güter hinuntergelassen, hing noch von dem Rollbalken herab und reichte bis in den Raum hinunter.

Ich faßte dieses Seil und zog daran, um zu sehen, ob es oben auch ordentlich festgemacht sei.

Es war dies, und mich mit beiden Händen fest daran haltend, ließ ich mich behutsam hinabgleiten.

Ich lief dabei keine kleine Gefahr, den Hals zu brechen, und plumpete auch etwas unsanft nieder; bald aber war ich wieder auf den Füßen, kletterte über einige Colli hinweg, die noch nicht an ihren richtigen Platz geschafft waren, kroch hinter ein großes Faß und verschanzte mich hier in Finsterniß und Schweigen.

NEUNZEHNTE KAPITEL. HURRAH! ES GEHT FORT!

Sobald ich mich hinter das Faß verschanzt hatte, setzte ich mich mit untergeschlagenen Beinen am Boden nieder und war fünf Minuten später so fest eingeschlafen, daß es aller Glocken von Canterbury bedurft hätte, um mich zu erwecken. Ich hatte in der Nacht vorher nur wenig geschlafen, und in der vorvorigen auch nicht viel, denn

John und ich hatten uns zeitig auf den Weg nach dem Markte machen müssen.

Ueberdies hatte die Ermüdung in Folge meines Querfeldeinmarsches und die Aufregung der Ungewißheit der letzten vierundzwanzig Stunden mich völlig erschöpft und ich schlief wie ein Ratz und fast eben so lange als ein solcher.

Es war Geräusch genug gewesen, welches mich weit eher hätte aufwecken können, wie ich später erfuhr. Dicht an meinem Ohr war mit Seilen gerasselt und mit Kisten gepoltert worden, aber ich hatte von all' Diesem Nichts gehört.

Als ich erwachte, sagte mir mein Gefühl, daß ich sehr lange geschlafen hatte.

Es mußte weit in die Nacht hinein sein, dachte ich. Aus der vollständigen Finsterniß, die mich einhüllte, schloß ich, daß es Nacht sei, denn als ich mich zuerst hinter das große Faß gequetscht, bemerkte ich, daß durch die Oeffnung, durch die ich gekommen war, Licht herein fiel.

Jetzt aber war keins zu bemerken. Deßhalb war es Nacht und stockfinster, wie es hinter einem ungeheuren Fasse tief unten im Raume eines Schiffes auch nicht anders sein konnte.

»Welche Stunde der Nacht mag es wohl sein?« fragte ich mich. »Wahrscheinlich sind die Leute alle zu Bette gegangen und liegen jetzt schnarchend in ihren Hängematten. Es muß ziemlich Morgen sein. Hörte ich nicht Jemand sich nähern?«

Ich horchte. Ich brauchte nicht aufmerksam zu horchen. Bald hörte ich Geräusch. Dieses ward augenscheinlich durch schwere Gegenstände verursacht, die hin- und herplumpten und polterten, gerade als ob die Matrosen noch beschäftigt gewesen wären, das Schiff zu beladen. Ich konnte auch ihre Stimmen hören, obschon nicht sehr deutlich. Dann und wann drangen gewisse Ausrufungen bis zu mir, als wenn die Leute sich gegenseitig bei ihrer schweren Arbeit ermunterten.

»Hm! Wie es scheint, fährt man mit dem Beladen des Schiffes selbst zur Nachtzeit fort,« sagte ich bei mir selbst.

Dies wunderte mich indessen weiter nicht. Vielleicht wünschte man die Fluth oder einen günstigen Wind zu benutzen, und beeilte sich daher, mit dem Befrachten des Schiffes fertig zu werden.

Ich fuhr fort, zu horchen, und erwartete, das Aufhören des Geräusches zu vernehmen, aber es verging eine Stunde nach der andern und der Lärm dauerte immer noch fort.

»Wie fleißig doch diese Leute sind,« dachte ich. »Sie müssen nicht viel Zeit übrig haben und Willens sein, sehr bald aufzubrechen. Allerdings hat der Anschlag: »*Nach Peru, Morgen*« heute nicht Wort gehalten, ohne Zweifel thut er es aber Morgen zu einer sehr frühen Stunde. Um so besser für mich, denn dann komme ich um so eher aus meiner unbehaglichen Lage. Es ist ein ziemlich hartes Bett, welches ich hier habe, und ich werde auch wieder hungrig.«

Mit diesem letzten Gedanken stellte sich zugleich die Geneigtheit ein, einen frischen Angriff auf den Käse und die Semmeln zu machen, und ich that dies. Während des Schlafes hatte sich neuer Appetit eingestellt, und ich aß tüchtig, obschon es mitten in der Nacht war.

Das Geräusch des Beladens dauerte immer noch fort.

»O, man will wahrscheinlich damit die ganze Nacht fortfahren. Das ist eine saure Arbeit für die armen Leute; ohne Zweifel aber bekommen sie doppelten Lohn dafür.«

Mit einem Male hörte das Getöse auf und es trat tiefes Schweigen auf dem Schiffe ein, wenigstens hörte ich Niemanden mehr sich rühren.

»Endlich sind sie fertig,« dachte ich. »Sie sind nun zu Bett gegangen. Ganz gewiß aber muß es nahe an Tagesanbruch sein, obschon der Tag noch nicht wirklich angebrochen ist, denn sonst müßte ich ein wenig Licht durch die Oeffnung fallen sehen. Wohlan, ich werde versuchen, ob ich wieder einschlafen kann.«

Ich legte mich wieder nieder wie zuvor, und bemühte mich, einzuschlafen.

Nach ungefähr einer Stunde war mir dies auch beinahe gelungen, als plötzlich das Hin- und Herwerfen der Kisten wieder begann und mich von Neuem wieder aufrüttelte.

»Was! Sie fangen wieder an? Dann können sie auch noch nicht schlafen gegangen sein. Eine Stunde, das hätte sich ja nicht der Mühe verlohnt, sich bloß auf eine Stunde niederzulegen.«

Ich horchte, um mich zu überzeugen, daß sie wirklich wieder angefangen hätten zu arbeiten. Es ließ sich nicht bezweifeln. Ich hörte das Stampfen und Poltern und das Knarren von Seilen und Blöcken gerade wie zuvor, nur nicht so laut.

»Na,« dachte ich, »das eine seltsame Schiffsmannschaft, die so die ganze Nacht hindurch arbeitet. Doch jetzt fällt mir ein, vielleicht ist es eine neue Abtheilung, die jetzt begonnen, eine andere Wache, welche die erste abgelös't hat.«

Das war sehr wahrscheinlich, und diese Vermuthung stellte mich zufrieden. Dennoch aber konnte ich nicht mehr schlafen, sondern lag da und lauschte.

Immer noch arbeitete man und ich hörte das Getöse die längste Nacht hindurch, deren mich je entsinnen kann.

Mehrere Stunden ging es so fort, und dann trat eine Pause von ungefähr einer Stunde ein, und dann hörte ich die Arbeit wieder ihren Fortgang nehmen und immer noch zeigte sich keine Spur vom Morgen; kein Lichtstrahl kam in meine Nähe.

Ich begann zu glauben, daß ich träumte, und daß jene Arbeitend die stundenlang zu dauern schienen, eigentlich nur wenige Minuten dauerten. Und dennoch, wenn es bloße Minuten waren, mußte ich mit einem seltsamen Appetite begabt sein, denn nicht weniger als drei Mal war ich wüthend über meine Mundvorräthe hergefallen, bis mein Proviant ziemlich erschöpft war.

Endlich hörte das Geräusch ganz auf, und mehrere Stunden lang hörte ich Nichts.

Während dieser Zwischenzeit herrschte fast vollständiges Schweigen über mir und um mich herum, und mitten unter demselben fiel ich wieder in Schlaf.

Als ich erwachte, wurden meine Ohren wieder von Getöse begrüßt, aber es war ganz anderer Art als das, was ich früher vernommen.

Für mich war es kein sehr erfreuliches Getöse, denn ich erkannte sofort das wohlbekannte »kriek! – kriek! – kriek! –« einer Ankerwinde und das Rasseln einer großen Ketten.

Da ich so tief unten im Raume saß, so hörte ich dieses Geräusch nicht sehr deutlich, aber doch deutlich genug, um zu wissen, was oben vorging. Man lichtete den Anker, das Schiff stand im Begriff, unter Segel zu gehen. Ich konnte mich kaum enthalten, einen lauten Freudenruf anzustimmen, aber ich bezwang mich, denn ich fürchtete, meine Stimme möchte gehört werden.

Es war noch nicht Zeit. Wenn man mich hörte, so ward ich sicherlich hervorgezogen und ohne weitere Umstände wieder an's Land spedirt. Deßhalb war ich mäuschenstill und lauschte, wie die große Kette durch den eisernen Ring der Klüse rasselte.

So unangenehm dieser Ton auch für andere Ohren sein mochte, so war er doch in diesem Augenblicke für die meinigen die himmlischste Musik.

Das Knarren und Rasseln hörte beides nach einer Weile auf und dann vernahm ich einen andern Ton. Dieser

glich dem Rauschen eines gewaltigen Windes, aber ich wußte, daß es kein solcher war. Ich wußte, daß es das Anschlagen des Wassers an die Wände des Schiffes war, und es brachte einen entzückenden Eindruck auf mein Gemüth hervor, denn es sagte mir, daß das große Schiff in Bewegung war.

»Hurrah! Es geht fort!«

ZWANZIGSTES KAPITEL. SEEKRANK.

Die fortwährende Bewegung des Schiffes und das siedende Geräusch des Wassers, welches ich sehr deutlich hören konnte, überzeugte mich, daß wir von dem Quai hinweg waren und uns weiter bewegten. Ich fühlte mich vollständig glücklich, denn nun brauchte ich nicht mehr zu fürchten, daß man mich wieder in das Haus meines Onkels zurückbrächte.

Ich schwamm nun förmlich auf Salzwasser und in vierundzwanzig Stunden war ich draußen auf dem weiten atlantischen Meere – fern vom Lande und außer aller Gefahr, verfolgt und zurückgeschickt zu werden.

Ich war außer mir vor Freuden über das Gelingen meines Plans.

Ich fand es allerdings ein wenig seltsam, daß man die Reise in der Nacht angetreten – denn war noch ganz finster – aber ich vermuthete, daß man einen Lootsen hätte, der alle Kanäle der Bai kenne und das Schiff eben so gut bei Nacht als bei Tage in das offene Meer hinausführen könne.

Immer noch konnte ich mir die außerordentliche Länge dieser Nacht nicht erklären – diese war mir ein förmliches Geheimniß – und ich begann zu glauben, ich müsse einen ganzen Tag geschlafen und zwei Nächte anstatt einer gewacht haben.

Entweder war dies der Fall, oder es mußte ein Traum im Spiele sein.

Indessen war ich viel zu sehr erfreut darüber, daß wir überhaupt unter Segel gegangen waren, um weiter lange Vermuthungen über die Seltsamkeit der Stunde anzustellen.

Es kam mir Nichts darauf an, ob wir bei Tage oder bei Nacht unter Segel gegangen waren, dafern wir nur wohlbehalten in den großen Ocean hinaus kamen, und ich legte mich wieder nieder, um zu warten, bis die Zeit kommen würde, wo ich mich ohne Gefahr auf dem Deck zeigen könne.

Ich sehnte mich sehr nach diesem Augenblicke – und zwar aus zwei besonderen Gründen.

Der eine war, daß ich sehr durstig war und zu trinken wünschte. Der Käse und die trockenen Semmeln hatten mich so durstig machen helfen. Hunger hatte ich nicht, denn ein Theil des Proviant's war noch übrig, aber gern hätte ich ihn für einen Becher Wasser hingegeben.

Der andere Grund, weshalb ich aus meinem Verstecke herauszukommen wünschte, war der, daß mir von dem langen Liegen auf der harten Planke, so wie auch in Folge der krummen Stellung, die ich einzunehmen gezwungen war weil es an Raum fehlte, die Knochen sehr wehe

thaten. Meine Gelenke schmerzten mich so, daß ich mich kaum umdrehen konnte, und wenn ich still liegen blieb, vermochte ich es noch weniger auszuhalten.

Auch dies bestärkte mich in dem Glauben, daß ich während eines ganzen Tages geschlafen haben müsse – denn eine einzige Nacht auf den nackten Bretern hätte mich kaum so ermüden können.

Auf diese Weise von Durst und Schmerz gepeinigt, krümmte ich mich mehrere Stunden lang ohne Unterbrechung hin und her.

Aus diesen beiden Gründen sehnte ich mich sehr, aus meinem engen Quartiere hervorkriechen und meinen Fuß auf das Deck setzen zu können; aus andern Gründen aber hielt ich es für klug, sowohl den Durst als die Schmerzen noch einige Zeit zu ertragen und zu bleiben wo ich war.

Ich hatte hinreichende Kenntniß von dem, was in Seehäfen Gebrauch ist, um zu wissen, daß Schiffe gewöhnlich einen Lootsen bis ziemlich weit in's offene Meer nehmen, und höchst wahrscheinlich war auch hier ein solcher an Bord.

Zeigte mich, ehe dieser wieder entlassen worden, so ward ich sicherlich in seinem Lootsenboote wieder mit zurück spedirt, und dies wäre, nachdem mir mein Plan so weit gelungen und ich um desselben willen schon so viel ausgestanden, ein sehr demüthigendes Resultat gewesen.

Auch wenn kein Lootse auf dem Schiffe sich befand, so waren wir doch jetzt immer noch im Fahrwasser von Fischerbooten und kleinen Küstenfahrzeugen. Eines von

diesen, welches heimwärts steuerte, konnte mit leichter Mühe angerufen und ich wie ein Knäuel Tau hineingeworfen und wieder in den Hafen zurückgebracht werden.

Diese Gedanken gingen mir durch den Kopf, und trotz der Qual des Durstes und des Schmerzes meiner Gliedmaßen blieb ich in meinem Verstecke.

Während der ersten Stunden bewegte sich das Schiff sehr stetig und gleichmäßig durch das Wasser. Es war ruhiges Wetter, vermuthete ich, und das Schiff befand sich noch innerhalb der schirmenden Bai. Dann aber bemerkte ich, daß es ein wenig hin und her zu schwanken begann, und das Rauschen des Wassers die Wände entlang ward immer heiserer und heftiger. Dann und wann hörte ich das laute Andonnern von Wogen, die gegen den Bug schlugen, und ich die Balken knarrten unter diesen Schlägen.

Dieses Getöse war mir durchaus nicht unangenehm. Ich schloß daraus, daß wir aus der Bai hinaus wären und in die offene See kämen, wo, wie wußte, der Wind allemal frischer und die Wellen größer und gewaltiger sind.

»Der Lootse,« dachte ich, »wird nun bald entlassen werden und dann kann mich ohne Gefahr auf dem Deck zeigen.«

Natürlich war ich in Bezug auf meinen Empfang bei den Leuten des Schiffes nicht ohne bange Ahnungen – ja ich hegte in dieser Hinsicht sehr ernste Befürchtungen. Ich dachte an den unfreundlichen, brutalen Steuermann und die gleichgiltige, rohe Mannschaft.

Ganz gewiß waren sie über den Betrug, den ich ihnen gespielt, sehr aufgebracht – vielleicht behandelten sie mich grausam, prügeln mich oder begingen irgend eine andere Barbarei. Ich war weit entfernt, in Bezug auf die Behandlung, die vor ihnen zu erwarten hätte, ruhig zu sein, und wäre der Begegnung gern aus dem Wege gegangen.

Dies aber war offenbar unmöglich. Ich konnte mich nicht während der ganzen Reise Wochen, ja sogar Monate lang, versteckt halten – ich hatte keine Lebensmittel, kein Wasser, und früher oder später mußte ich auf's Deck gehen und es auf das Weitere ankommen zu lassen.

Während ich noch über diese Dinge nachdachte, begann ich mich sehr unwohl zu fühlen, nicht bloß in Folge meiner Gemüthsunruhe, sondern auch körperlich. Es war schlimmer als Durst oder das Schmerzen meiner Gelenke.

Ein neues Leiden bemächtigte sich meiner. Der Kopf schwindelte mir, der Schweiß trat mir auf die Stirn und ich fühlte mich krank in Herz und Magen. Ich empfand ein erstickendes Gefühl in Brust und Schlund – gerade als ob mir die Rippen nach innen zusammengedrückt würden, und meine Lunge hatte nicht Raum genug, sich auszudehnen und mich athmen zu lassen.

Meine Nase füllte sich mit einem widerlichen Geruche – dem Geruche des sogenannten Kimmwassers; denn da ich ganz unten im Raume saß, so befand ich mich dicht in der Nähe des Wassers und konnte unter den Balken,

unter welchen es ohne Zweifel schon lange gestanden hatte, »quatschern« hören.

An allen diesen Symptomen erkannte ich sehr bald, was mir fehlte – ich war seekrank – weiter Nichts.

Da ich dies wußte, so machte ich mir weiter keine große Unruhe, dennoch aber empfand ich gräßliche Gefühle, wie bei Jedem der Fall ist, der von dieser eigentümlichen Krankheit heimgesucht wird.

Natürlich fühlte ich sie in meiner Situation, vor Durst fast erstickend und ohne Wasser in der Nähe, noch zehnmal schmerzlicher, denn ich bildete mir ein, daß ein Glas reines, frisches Wasser mir eine große Erleichterung gebracht haben würde. Es entfernte vielleicht die Uebelkeit und verschaffte mir freieres Athmen. Ich hätte für einen einzigen Schluck sonst Etwas hingegeben.

Aus Furcht vor dem schrecklichen Lootsen aber ertrug ich meine Qualen, so lange ich konnte.

Das Schaukeln des Schiffes ward jedoch mit jedem Augenblicke heftiger und der Geruch des Kimmwassers unerträglicher. In demselben Maße stieg auch die Uebelkeit in meinem Magen, bis dieser Zustand endlich geradezu unerträglich ward.

»Ganz gewiß,« sagte bei mir selbst, »ist der Lootse nun fort. Doch mag er es sein oder nicht, so kann ich es auf keinen Fall länger aushalten. Ich muß auf's Deck oder ich sterbe – o!«

Ich erhob mich aus meiner liegenden Stellung und begann mich die Seite des großen Fasses entlang hinzutasten.

Ich erreichte das Ende desselben und fühlte nach der Oeffnung, durch die ich mich hineingequetscht.

Zu meinem großen Erstaunen fand ich, daß sie verschlossen war.

Ich konnte kaum meinen Sinnen trauen und fühlte wieder und immer wieder hin, indem ich mit den Händen auf und ab fuhr. Ja, es war außer dem Zweifel – die Oeffnung war verschlossen.

Meine Hände stießen überall auf Widerstand und kamen in Berührung mit einer senkrechten Wand, die, wie ich mich durch Betasten überzeugte, die Wand einer ungeheuer großen Kiste war.

Diese versperrte den Zwischenraum zwischen dem Fasse und der Schiffswand so vollständig, daß auf keiner von beiden Seiten Raum genug vorhanden war, um auch nur die Spitze meines Fingers hindurchstecken zu können.

Ich legte meine Hand an die Kiste, in der Hoffnung, sie wegschieben zu können, aber ich konnte sie nicht bewegen. Ich stemmte die Schulter daran und hob mit aller Kraft meines Körpers, aber ich konnte sie nicht einmal erschüttern. Es war eine schwere Packkiste und ohne Zweifel mit schweren Waaren gefüllt.

Selbst ein starker Mann hätte sie kaum vom Flecke bewegen können, und meine winzige Kraft war völlig außer Stande, irgend eine Wirkung auf sie zu äußern.

Nach wiederholten Anstrengungen stand ich von weiteren Versuchen ab und kroch längs des großen Fasses

wieder zurück, in der Hoffnung, vielleicht an dem andern Ende herauszukommen.

Als ich auch dieses erreichte, wurden meine Hoffnungen in einem Augenblicke vernichtet. Es war auch nicht ein Zoll Zwischenraum zwischen dem Rande des großen Fasses und einem ähnlichen Fasse, welches die Oeffnung bis zu den Rippen des Schiffes hinauf ausfüllte. Kaum eine Maus hätte sich dazwischen hindurch zu quetschen vermocht.

Nun tastete ich auf den oberen Deckeln beider Fässer entlang, aber mit demselben Ergebniß. In dieser Richtung war gerade Raum genug vorhanden, daß ich mit der Hand dazwischen hindurchfahren konnte, aber nicht mehr. Ein ungeheurer Balken, der sich oben querüber zog, befand sich nur wenige Zoll von den runden Seiten der Fässer, und es war keine Oeffnung da, die mir gestattet hätte, mich – so klein ich auch war – hindurchzuzwängen.

Ich überlasse dem Leser, sich meine Gefühle zu denken, als ich mich mit einem Male überzeugt fühlte, daß ich rundum eingesperrt – eingekerkert – *in die Güterballen und Kisten, eingemauert war!*

EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL. LEBENDIG BEGRABEN!

Nun konnte ich begreifen, warum die Nacht mir so lang erschienen war.

Es war hell genug gewesen aber das Licht war nicht bis zu mir gedrungen. Die große Kiste hatte es aufgefangen.

Es war Tag gewesen und ich hatte es nicht gewußt. Die Matrosen hatten bei Tage gearbeitet, während ich glaubte, es wäre Mitternacht. Anstatt einer einzigen Nacht waren wenigstens zwei Nächte und ein Tag vergangen, seitdem ich in mein Versteck hineingekrochen war.

Kein Wunder, daß ich hungrig geworden und daß ich durstig war – kein Wunder, daß mir die Glieder wehe thaten.

Die kurzen Zwischenräume der Ruhe, die ich bemerkt, waren die Stunden, wo die Leute bei ihren Mahlzeiten waren. Das lange Schweigen, welches dem Lichten des Anker vorhergegangen, war die zweite Nacht gewesen, wo Alle geruht und geschlafen hatten.

Ich habe gesagt, daß ich fast augenblicklich, nachdem ich in meinen neuen Versteck hineingekrochen war, in Schlaf fiel.

Damals fehlten noch mehrere Stunden zum Sonnenuntergange. Mein Schlaf war ein fester und langer gewesen und hatte ohne Zweifel bis zum nächstfolgenden Morgen gedauert.

Den Abend vorher aber waren die Leute thätig gewesen – obschon ich sie nicht gehört hatte – und während meines tiefen, unbewußten Schlafes war die Kiste, ohne Zweifel zugleich mit noch vielem anderem, vor die Oeffnung gesetzt worden.

Nun war mir Alles klar, und klarer als alles Andere die entsetzliche Thatsache, daß ich eingemauert war. –

Ich begriff das ganze Schreckliche meiner Lage nicht sogleich. Ich wußte wohl, daß ich eingesperrt war und

daß keine Kraft, die ich in Anwendung bringen konnte, hinreichend wäre, mir einen Ausweg zu bahnen; aber dennoch fürchtete ich kLeine sehr große Schwierigkeit. Die starken Matrosen, welche die Kisten hierher geschafft, konnten sie auch wieder entfernen, und ich brauchte ja blos zu schreien, um sie mir zu Hilfe zu rufen.

Ach, leider ahnte ich nicht, daß der lauteste Schrei, den ich, erheben könnte, von keinem menschlichen Wesen hätte gehört werden können. Ich ahnte nicht, daß die Luke, durch welche ich in den Raum hinabgestiegen, jetzt durch ihre starke Fallthür geschlossen und diese wiederum mit einer dicht getheerten Leinwand bedeckt war, um vielleicht bis an's Ende der Reise so zu bleiben.

Auch wenn die Luke nicht geschlossen gewesen wäre, hätte ich doch wenig Aussicht gehabt, gehört zu werden. Die dicke Wand von Ballen und Kisten hätte meine Stimme aufgefangen oder sie wäre durch das heisere, unausgesetzte Rauschen der Wellen, die sich an den Schiffswänden brachen, übertäubt worden.

Ich sage, daß, als ich zuerst entdeckte, daß ich eingesperrt war, meine Befürchtungen nur gering waren. Ich dachte blos, ich würde nun noch eine Weile warten müssen, ehe ich Wasser bekäme, nach welchem ich mich jetzt außerordentlich sehnte.

Es mußte ohne Zweifel einige Zeit dauern, ehe die Leute die Kisten wegschaffen und mich in Freiheit setzen konnten, und mittlerweile mußte ich Schmerz und Durst ertragen.

Dies und nur dies waren die Gedanken, die mich beunruhigten.

Erst als ich, so laut ich konnte, gekreischt, geschrien und gerufen – als ich mit den Absätzen meiner Schuhe an die Planken gedonnert – nachdem ich mein Rufen immer und immer wiederholt und immer noch keine Antwort gehört hatte, erst dann begann ich die eigentliche Beschaffenheit meiner Situation zu begreifen.

Dann allerdings erkannte ich das Furchtbare und Entsetzliche derselben. Dann allerdings drängte sich mir mit einem Male die Ueberzeugung auf, daß ich keine Aussicht hätte, zu entinnen – keine Hoffnung, gerettet zu werden – mit Einem Worte, daß ich *lebendig begraben* war!

Ich kreischte, ich schrie, brüllte. Lange und laut schrie ich, aber *wie* lange, weiß ich nicht. Ich hörte nicht eher auf als bis ich ganz entkräftet und heiser war.

Dann und wann horchte ich, aber keine Antwort drang bis zu mir – kein Schall einer menschlichen Stimme. Das Echo meiner eigenen prallte den finstern Raum entlang von den Wänden des Schiffes zurück, aber keine andere Stimme antwortete den kläglichen Tönen derselben.

Ich lauschte nun, um zu entdecken, ob ich die Stimme der Matrosen nicht hören könne. Ich hatte sie doch gehört, als sie den Anker lichteten, aber damals lag das Schiff noch ruhig, und die Wellen schlugen nicht an die Balken. Ueberdies waren, wie ich später erfuhr, damals die Luken des Raumes geöffnet gewesen und wurden erst zugemacht, als wir in See stachen.

Eine lange Weile horchte ich, aber weder ein Befehl noch ein Gesang erreichte mein Ohr. Wenn ich aber die lauten Baßstimmen der Leute nicht hören konnte, wie waren sie dann im Stande, meine dünne Discantstimme zu vernehmen!

»O, sie können mich nicht hören! Sie werden mich niemals hören! Sie werden mir niemals zu Hilfe kommen! Hier muß ich sterben – ich muß sterben!«

Dies war meine Ueberzeugung, nachdem ich mich heiser und matt geschrien.

Die Seekrankheit war eine Zeit lang vor den mächtigeren Qualen der Verzweiflung in den Hintergrund getreten, aber das physische Uebelbefinden kehrte wieder und erzeugte in Verbindung mit meiner geistigen Aufregung eine Marter, wie ich noch nie zuvor erduldet.

Ich vermochte nicht dagegen anzukämpfen – meine Kräfte wichen und ich stürzte nieder wie Jemand, der vom Schläge getroffen wird.

Eine lange Weile lag ich im Zustande hilfloser Betäubung. Ich wünschte mir den Tod und glaubte auch wirklich, ich stünde im Begriff zu sterben. Ich glaube in vollem Ernste, daß ich in diesem Augenblicke dieses Ereigniß beschleunigt haben würde, wenn ich gekonnt hätte, aber ich war zu schwach, um mir das Leben zu nehmen, selbst wenn ich mit einer Waffe versehen gewesen wäre. Ich hatte allerdings eine Waffe, aber in der Verwirrung meiner Gedanken hatte diesen Umstand ganz vergessen.

Man wird sich wundern, daß ich dieses Geheimniß thue – nämlich, daß ich mir den Tod wünschte; aber wer sich nicht in einer ähnlichen Situation befunden hat, ist nicht im Stande, sich die Schrecken einer solchen Verzweiflung zu vergegenwärtigen.

O, es ist furchtbar, und ich wünsche, daß meine Leser sie niemals erfahren mögen.

Ich glaubte, ich wäre dem Tode nahe, aber ich starb nicht. Von Seekrankheit und Verzweiflung stirbt Niemand, folglich auch kein Knabe. Das Leben entweicht nicht so leicht!

Allerdings war ich mehr als halbtodt, und ich glaube, eine ziemliche Zeitlang bewußtlos. Ich war völlig betäubt – viele Stunden lang.

Endlich begann mein Bewußtsein zurückzukehren und mit demselben zugleich ein Theil meiner Thatkraft. Natürlicher Weise fühlte ich auch zugleich meinen Appetit wieder erwachen, denn in dieser Beziehung ist die Seekrankheit ein wenig eigenthümlich. Die damit behafteten Patienten essen oft während derselben reichlicher und mit mehr Appetit als zu andern Zeiten.

Der Durst war jedoch bei mir jetzt weit größer als der Hunger, und die Qual desselben konnte durch die Hoffnung auf Befriedigung desselben nicht beschwichtigt werden. Was den Hunger betraf, so konnte ich diesen noch stillen, denn ich hatte noch einige Bissen in der Tasche.

Ich brauche nicht die vielen furchtbaren Gedanken aufzuzählen, die mir durch den Kopf gingen. Noch Stunden lang war ich das Opfer immer wiederkehrender furchtbarer Paroxysmen der Verzweiflung. Stunden lang lag ich in einem Zustande verworrenen Denkens; endlich aber sank ich wieder in einen wohlthätigen Schlaf.

Ich schlief ein, denn war nun ziemlich lange wach gewesen und dies hatte endlich in Verbindung mit der Ermattung meiner Kraft durch das geistige Leiden, die Empfindlichkeit für den Schmerz abgestumpft, so daß ich trotz all' meines Elends fest einschlief.

ZWEIUNDZWANZIGSTES KAPITEL. DURST.

Ich schlief weder sehr lange, noch sehr fest. Mein Schlaf war erfüllt von gräßlichen, verworrenen Träumen, keiner davon aber war gräßlicher als die Wirklichkeit, zu der ich wieder erwachte.

Nach meinem Erwachen dauerte einige Zeit, ehe ich mich besinnen konnte, wo ich war; als ich aber meine Arme ausstreckte, ward ich an meine Situation erinnert.

Ringsum auf jeder Seite konnte ich die hölzernen Mauern meines Gefängnisses erreichen und mit den Fingern berühren.

Ich hatte nicht viel mehr Raum als hinreichend war, um mich darin umzudrehen. So klein mein Körper auch war, so würde doch ein anderer, der eben so groß gewesen wäre wie ich, den Raum, in den ich eingeschlossen war, beinahe ausgefüllt haben.

Als ich wieder zum Bewußtsein meiner furchtbaren Lage kam, stimmte ich abermals ein lautes Geschrei an und kreischte und brüllte so laut ich konnte,

Ich hatte noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, daß die Matrosen mich hören würden, denn wie ich schon bemerkt, ich wußte nicht, welche Quantität von Gütern über mir aufgeschichtet sein konnte; auch bedachte ich nicht, daß die Luken des unteren Decks geschlossen sein könnten.

Vielleicht war aber so gut, daß ich nicht die vollständige Wahrheit kannte, denn sonst würde die ganze Verzweiflung, welche diese Kenntniß hätte hervorbringen müssen, mir den Verstand geraubt haben.

So aber hatten die Zwischenzeiten der schon erduldeten Verzweiflung fortwährend mit Hoffnungsschimmern abgewechselt und dies hatte mich aufrecht erhalten, bis ich immer mehr und mehr im Stande war, meinem furchtbaren Schicksale in's Antlitz zu schauen.

Ich fuhr fort zu schreien, zuweilen Minuten lang hinter einander und dann wieder bloß dann und wann in kurzen Absätzen; da aber keine Antwort kam, so wurden die Zwischenräume zwischen meinen Rufen immer länger und länger, bis ich endlich alle Hoffnung, gehört zu werden, aufgebend, meine heisere Stimme ruhen ließ und mich schweigend verhielt.

Mehrere Stunden lang lag nun in einer Art halber Betäubung, d. h. mein Geist befand sich in diesem Zustande; mit meinem Körper war dies aber unglücklicher Weise nicht der Fall.

Im Gegentheil ward ich von heftigen Kopfschmerzen gefoltert, den Qualen des gräßlichsten Durstes, vielleicht der furchtbarsten und peinlichsten, von allen Martern, die der Mensch zu ertragen hat. Ich hätte niemals geglaubt, daß man von einem so einfachen Dinge, wie der Mangel an einem Trunke Wasser ist, so furchtbar gequält werden könnte, und wenn ich von Reisenden der Wüste und schiffbrüchigen Seeleuten auf dem Ocean las, die geradezu verdurstet waren, so glaubte ich immer, dies sei reine Uebertreibung.

Wie alle englischen Knaben war ich in einem Klima aufgewachsen, wo vollauf Feuchtigkeit vorhanden ist, und in einem Lande, wo Quellen oder Bäche innerhalb weniger hundert Schritte von jedem gegebenen Punkte zu finden sind, und es ist daher nicht wahrscheinlich, daß ich jemals den Durst aus Erfahrung kennen gelernt hatte. Vielleicht bloß zuweilen ein wenig, wenn wir weit draußen im Felde bei unseren Spielen waren, oder am Seestrande, wo es kein süßes Wasser gab.

Damals hatte ich gefühlt, was wir gewöhnlich Durst nennen, – ein etwas unangenehmes Gefühl in der Kehle, das Sehnsucht nach einem Glase Wasser erzeugt. Diese Unannehmlichkeit aber ist sehr geringfügig, und wird durch die Aussicht auf das Vergnügen, welches uns die Befriedigung dieser Sehnsucht zu machen verspricht, beinahe neutralisirt, denn wir wissen, daß wir im Stande sein werden, dies in sehr kurzer Zeit zu thun.

Ja, das unangenehme Gefühl, welche wir in Folge von gewöhnlichem Durst empfinden, ist so gering, daß

sehr selten der Fall eintritt, wo wir uns genöthigt sehen, uns zu einem Wassergraben oder einem Teiche niederzubücken, um diesen Durst zu löschen. Wir sind noch leckerhaft genug, um zu warten, bis wir an einen kühlen Brunnen oder eine klare, durchsichtige Quelle kommen.

Dies aber ist kein Durst oder vielmehr es ist der Durst in seinem ersten und mildesten Stadium, und ein fast angenehm zu nennendes Gefühl, weil man weiß, daß man bald im Stande sein wird, es zu beseitigen. Nimmt man aber diese Zuversicht weg, wird man überzeugt, daß keine Quellen oder Brunnen in der Nähe sind, keine Teiche, keine Wassergräben, Seen oder Flüsse, daß Hunderte von Meilen in der Runde kein süßes Wasser zu haben ist, keine Flüssigkeit irgend einer Art, welche den Durst zu stillen vermag, – dann wird das beginnende Gefühl von Durst sofort einen neuen Charakter annehmen und sehr peinlich zu ertragen sein.

Ich bedurfte jetzt vielleicht des Trinkens noch nicht so absolut nothwendig, denn es war ja noch nicht gar so lange her, daß ich zum letzten Male getrunken.

Ich hatte oft mehrere Tage lang an Wasser nicht gedacht, aber blos deßhalb, weil ich wußte, daß ich zu jeder Zeit so viel Wasser haben konnte als mir beliebte. Jetzt aber, wo keins zu haben war, und auch keine Aussicht vorhanden, dessen zu bekommen, fühlte ich zum ersten Male in meinem Leben, daß der Durst eine wirkliche Qual war.

Hungrig war ich noch nicht wieder. Die Vorräthe, die ich für den Erlös meiner Schaluppe eingekauft, waren

noch nicht erschöpft. Einige Stückchen Käse und ein Theil der Semmeln war noch da, aber ich getraute mir nicht, sie anzurühren. Mein Durst wäre dadurch nur noch gesteigert worden. Die letzten Bissen, die ich gegessen, hatten diese Wirkung hervorgebracht. Mein ausgetrockneter Schlund verlangte bloß Wasser; Wasser schien mir in diesem Augenblicke das wünschenswertheste Ding von der Welt zu sein.

Ich befand mich in einer Lage, die eine gewisse Aehnlichkeit mit der des Tantalus hatte. Ich sah kein Wasser, aber ich hörte dessen.

Das heisere Rauschen der Wellen die Wände des Schiffes entlang war deutlich hörbar. Ich wußte, daß es das Wasser des Meeres war, Salzwasser, welches mir Nichts nützen konnte, selbst wenn ich es hätte erreichen können; aber dennoch war es das Geräusch von Wasser, welches fortwährend mein Ohr umspielte, wie um meiner zu spotten und mich zu quälen.

Ich brauche nicht die vielen kleinlichen Betrachtungen zu wiederholen, die während des nun folgenden Zeitraumes durch mein Gehirn gingen. Es genüge, wenn ich sage, daß ich viele schreckliche Stunden lang die Qual des Durstes erduldet, ohne Hoffnung, davon erlös't zu werden. Ich war überzeugt, daß sie mich tödten würde. Wie schnell dies geschehen würde, wußte ich nicht, aber ich fühlte die Gewißheit, daß sie früher oder später meinen Tod herbeiführen müsse.

Ich hatte von Menschen gelesen, die von solchem Durste gemartert noch Tage lang gelebt hatten, ehe das Leben erloschen war. Ich versuchte, mich zu besinnen, wie *vielen* Tage sie gelebt hatten, aber mein Gedächtniß war in dieser Beziehung unsicher. Sechs oder sieben waren, glaubte ich, die längste Zeit.

Diese Aussicht war entsetzlich. Wie konnte ich Das, was ich jetzt duldete, sechs oder sieben Tage aushalten? Wie konnte ich auch nur einen einzigen Tag noch ertragen? O, es war furchtbar zu erdulden! Ich hoffte, daß der Tod *eher* kommen und mich von dieser Qual erlösen würde.

Doch es war eine weit schönere Hoffnung nahe, und beinahe in demselben Augenblicke, wo ich im Stillen diesem verzweifelnden Wunsche Ausdruck gegeben, schlug ein Geräusch an mein Ohr, welches meinen Gedanken sofort eine andere Richtung gab und mich das Gräßliche meiner Lage vergessen ließ.

O dieses wonnige Geräusch! Es glich dem Flüstern eines Engels der himmlischen Barmherzigkeit.

DREIUNDZWANZIGSTES KAPITEL. EIN WONNIGES GERÄUSCH.

Ich lag oder stand vielmehr halb aufrecht, mit meiner Schulter an einen der großen Rücken des Schiffes gelehnt, welche mein kleines Gemach von oben bis unten durchschnitten und in zwei beinahe gleiche Theile schieden.

Ich hatte blos um der Veränderung willen diese Positur angenommen, denn während der langen Tage und Nächte, seitdem ich mich in meinem engen Quartiere befand, hatte ich jede Attitüde, auf die ich mich besinnen konnte, versucht, um die Eintönigkeit des zu langen Verharrens in einer und derselben Position zu beseitigen.

Ich hatte versucht zu sitzen, auch zu stehen, obschon ein wenig geduckt; meistens aber hatte ich gelegen, bald auf der einen, bald auf der anderen Seite, zuweilen auf dem Rücken und manchmal sogar auf dem Gesichte.

Die Positur, welche jetzt angenommen, um einen Augenblick auszuruhen, war eine stehende, obschon nur halb aufrechte, weil die Höhe meines Gemaches nicht ganz so viel betrug wie die Länge meines Körpers.

Die Spitze meiner Schulter fand einen Ruheplatz an der Rippe des Schiffes, und mein vorwärts neigender Kopf kam beinahe in Berührung mit der Wand des großen Fasses, auf dessen Bauche meine Hand ruhte.

Natürlich war mein Ohr dicht an dem Fasse, es berührte beinahe die harten eichenen Dauben und durch dieselben erreichte mich das Geräusch, von welchem ich gesagt, daß es in meinen Gefühlen eine plötzliche und angenehme Umwandlung herbeiführte.

Das Geräusch war ziemlich leicht zu verstehen. Ich verstand es sofort. Es war das »Gluck! gluck!« von sich innerhalb des Fasses bewegendem Wasser. Diese Bewegung ward durch das Schwanken des Schiffes und durch ein leichtes Hin- und Herrutschen des Fasses selbst veranlaßt, welches nicht an seiner Stelle festgemacht worden.

Das erste »Gluck!« war Musik für mein Ohr; aber ich gestattete mir noch nicht den Genuß derselben, so lange ich mich nicht von der Beschaffenheit dessen, was ich gehört, vollständig überzeugt hatte.

Ich hatte rasch den Kopf emporgerichtet und lehnte jetzt meine Wangen an die eichenen Dauben und strengte jeden Nerv meines Ohres an, um das Geräusch deutlich zu vernehmen. Ich wartete ziemlich lange, denn nur in Zwischenräumen kam ein sehr bedeutendes Schwancken des Schiffes vor und nur dann ward die Flüssigkeit in dem Fasse unruhig. Ich wartete geduldig und meine Geduld ward belohnt.

Plötzlich hörte ich wieder: »Gluck! gluck! gluck!«
»Gluck–lick–lih–gluck!« ging es.

Es war nun keinem Zweifel mehr unterworfen, es war Wasser in dem Fasse! Ich konnte mich nicht enthalten, einen lauten Freudenruf auszustoßen. Es war mir zu Muth wie einem Menschen, der lange in Gefahr gewesen ist, zu ertrinken, und endlich das Land erreicht und gerettet ist. Der plötzliche Uebergang in meinen Gefühlen machte mich fast ohnmächtig. Ich taumelte zurück an den Balken und sank in einem Zustande von halber Bewußtlosigkeit zu Boden.

Ich blieb nicht lange so. Die Qual des Durstes trieb mich bald wieder zum Handeln.

Ich erhob mich und lehnte mich vorwärts gegen das Faß.

Zu welchem Zwecke? Um den Spund zu finden, natürlich, um ihn herauszuziehen und meinen Durst durch

einen Schluck Wasser zu löschen. Welchen anderen Zweck konnte ich haben, wenn ich mich dem Fasse näherte?

Ach, leider starb meine eben erst geborene Freude schnell wieder hinweg, fast eben so schnell sie als erwacht war.

Doch nein, nicht ganz so schnell, denn ich brauchte einige Zeit, um mit meinen Fingern über die ganzen Umrisse dieses großen Gefäßes hinaufzufahren, an den Enden entlang, so weit als die daneben liegende schwere Kiste gestattete, und dann noch einmal von vorn, Zoll für Zoll und Daube für Daube mit der sorgfältigen Berührung eines Blinden.

Ich brauchte Minuten, um damit fertig zu werden und um mich zu überzeugen, daß der Spund sich nicht auf der mir zugewendeten Seite des Fasses befand, daß er entweder oben darauf oder auf der entgegengesetzten Seite war.

Ob aber das Eine oder das Andere der Fall war, konnte ich nicht ermitteln, und es war mir daher eben so nutzlos, als ob gar keine solche Oeffnung existirt hätte.

Bei meinem Suchen nach dem Spunde hatte ich das Luft- oder Zapfloch nicht vergessen. Ich wußte, daß jedes Faß mit diesen beiden Oeffnungen versehen ist, daß eine davon sich an der Seite und die andere in einem der beiden Böden befinden mußte. Mein Suchen nach dem Zapfloche nahm jedoch kaum zwei Secunden Zeit in Anspruch. Ich bemerkte sofort, daß beide Enden oder Böden des Fasses mit Ausnahme einiger weniger Zoll nahe am

Rande, vollständig versperrt waren, das eine durch die Kiste und das andere durch das schon erwähnte andere Faß, welches letztere ein Seitenstück zu dem vor mir liegenden zu sein schien.

Es fiel mir ein, daß dieses andere Faß vielleicht Wasser enthielte, und ich begann es zu recognosciren, aber ich konnte nur einen kleinen Theil des Endes betasten und hier fühlte ich das harte Spundlod von Eichenholz, welches meiner Berührung widerstand wie eine Felsenwand.

Erst nachdem ich alles Dies untersucht, begann ich wieder das Elend meiner Lage zu fühlen und mich abermals der Verzweiflung hinzugeben.

Meine Qual war jetzt sogar größer als vorher. Dann und wann hörte ich das »Quatschern« des Wassers kaum zwei Zoll von meinen Lippen entfernt und war dennoch nicht im Stande, es zu kosten! O, was hätte ich darum gegeben, nur einen Tropfen davon auf meiner Zunge zu fühlen, nur einen Schluck zu thun, um meine ausgetrocknete, wie Feuer brennende Kehle zu befeuchten! Wenn ich ein Beil und Platz zum Schwingen desselben gehabt hätte, wie würde ich diese riesige Cisterne aufgeschlagen, wie gierig von ihrem Inhalte getrunken haben! Aber ich hatte kein Beil, keine Waffe irgend einer Art, und ohne eine solche waren die dicken eichenholzernen Dauben für mich so undurchdringlich, als wenn sie von massivem Eisen gewesen wären.

Selbst wenn mir gelungen wäre, den Spund von dem Zapfloche zu erreichen, wie hätte ich den Spund oder den Zapfenpflock herausbringen sollen?

Mit meinen Fingern wäre es offenbar unthunlich gewesen, obschon ich im Eifer meiner ersten Hoffnung an diese Schwierigkeit gar nicht gedacht hatte.

Ich glaube, ich setzte mich oder taumelte wieder nieder, und nach einer kleinen Weile erhob ich mich abermals und untersuchte das Faß von Neuem. Doch wußte ich nicht gewiß, was ich that, denn diese neue Enttäuschung hatte mich ganz betäubt und ich kann mich auf Das, was eine ziemliche Weile nachher geschah, nicht genau besinnen. Ich glaube jedoch, daß ich alles Dies gewissermaßen mechanisch bemerkte und daß ich auch noch einmal das Faß zu bewegen suchte und mit aller Kraft mich dagegen stemmte, aber, eben so wie vorher, umsonst.

Nun legte ich mich wieder nieder und überließ mich der Verzweiflung, die mich abermals in ihre gräßliche Umarmung schloß. Wie lange, kann nicht sagen, doch ward diese Erstarrung endlich durch einen Umstand unterbrochen, der meine Sinne mit einem Male wieder wach rief.

VIERUNDZWANZIGSTES KAPITEL. DAS ANZAPFEN DES FASSES.

Ich hatte mich der Länge nach in meiner Zelle ausgestreckt und lag auf der rechten Seite, den Kopf auf den Arm stützend. Während ich so dalag, fühlte ich Etwas an meinen Schenkel drücken, als ob die Planke des Fußbodens eine Erhöhung hätte oder als ob ein harter Gegenstand unter mir läge.

Es begann mir wehe zu thun und ich fuhr mit der Hand hinunter, um den Gegenstand zu entfernen, während ich gleichzeitig meinen Körper in die Höhe hob, um dazu gelangen zu können.

Ich war ein wenig überrascht, Nichts zu finden; im nächsten Augenblicke aber bemerkte ich, daß der harte Gegenstand, der mich belästigte, nicht auf den Planken lag, sondern sich in der Tasche meiner Hosen befand.

Was hatte ich denn darin? Ich konnte mich auf Nichts besinnen und würde geglaubt haben, es seien einige Ueberbleibsel von den Semmeln. Diese aber hatte ich in die Taschen meiner Jacke gesteckt und sie konnten nicht hinunter in meine Hosen gelangt sein.

Ich befühlte den Gegenstand von außen. Es war etwas sehr Hartes und von länglicher Form, aber ich konnte mir nicht denken, was es sei, denn konnte ich mich nicht besinnen, Etwas weiter mitgebracht zu haben als die Semmeln und den Käse.

Ich mußte mich in die Höhe richten, um mit der Hand in die Tasche fahren zu können, und erst, nachdem ich dies gethan, erlangte ich Kenntniß von der Beschaffenheit des Inhaltes.

Der harte längliche Gegenstand, der auf diese Weise meine Aufmerksamkeit erregte, war das mir von Waters, dem Matrosen, geschenkte Messer, welches ich, da ich gleich im Augenblicke des Empfanges mechanisch in meine Tasche gesteckt, vollständig vergessen hatte.

Diese Entdeckung versetzte mich für dem Augenblick in keine besondere Gemüthsbewegung. Es erwachte in

mir blos ein Gedanke an die Freundlichkeit des Matrosen im Gegensatze zu der Brutalität des Steuermannes – gerade derselbe Gedanke, der in mir in dem Augenblicke erwacht war, wo mir das Geschenk gemacht ward.

So denkend, zog ich das Messer heraus, warf es neben mich, damit es mich nicht mehr drücke, und legte mich wieder, wie vorher, auf die Seite.

Kaum aber hatte ich mich ausgestreckt, als mich ein Gedanke durchzuckte, der mich bewog, emporzufahren, als ob ich auf glühendem Eisen gelegen hätte. Dennoch aber war sein Gefühl von Schmerz, welches diese schnelle Bewegung veranlaßte, sondern ein Gefühl von Freude – von freudiger Hoffnung.

Es war mir eben eingefallen, daß ich mit dem Messer ein Loch in die Wand des Fasses machen und auf diese Weise zu dem Inhalte gelangen könnte.

Dieses Project schien mir so ausführbar zu sein, daß ich nicht bezweifelte, damit zu Stande kommen zu können, und die Gewißheit, die ich nun fühlte, zu dem kostbaren Inhalte des Fasses zu gelangen, erzeugte eine vollständige Umwandlung in meinen Gefühlen – einen abermaligen plötzlichen Uebergang von Verzweiflung zu Hoffnung. Ich tastete begierig umher und fand das Messer natürlich sofort wieder.

Als ich es aus den Händen des freundlichen Matrosen erhielt, hatte ich es kaum angesehen. Jetzt untersuchte ich es sorgfältig – natürlich blos durch Berührung. Ich betastete es seinem ganzen Umfange nach und berechnete, so gut ich dadurch in Stand gesetzt ward, die Stärke

und Tauglichkeit des Werkzeuges zu der Aufgabe, die ich damit zu lösen gedachte.

Es war ein sogenanntes Einschlagemesser mit einem Griffe von Büffelhorn und nur einer einzigen Klinge – ein Messer, wie es Matrosen gewöhnlich an einer Schnur um den Hals tragen, an der es vermittelst eines in den Griff gebohrten Loches hängt. Die Klinge war eine viereckige und ungefähr wie die eines Rasirmessers geformt.

Eben so wie bei dem letztern, war auch der Rücken dick und stark, wie ich durch Anfühlen ganz deutlich ermittelte.

Ich freute mich sehr, dies zu bemerken, denn ich wußte, daß es einer starken Klinge bedürfen würde, um ein Loch durch die festen Dauben eines Fasses von Eichenholz zu bohren.

Das Werkzeug, welches ich jetzt in meinen Händen hielt, war zu diesem Zwecke ganz geeignet und fast eben so gut als ein Meisel. Heft und Klinge waren von gleicher Länge und maßen, wenn letztere geöffnet ward, zusammen ungefähr zehn Zoll. Ich beschreibe dieses Messer mit Fleiß so umständlich, denn es verdient von mir Alles, was zum Lobe seiner guten Eigenschaften gesagt worden ist, und noch weit mehr, denn hätte ich es nicht gehabt, so wäre ich jetzt nicht mehr am Leben und könnte nicht erzählen, welche wunderbare Dinge ich damit ausführte.

Nachdem ich also das Messer geöffnet und die Klinge ihrer ganzen Länge nach wiederholt betastet, um mich genau von ihrer Form und Tauglichkeit zu überzeugen –

nachdem ich hierauf die Feder untersucht und die Festigkeit derselben durch mehrmaliges Oeffnen und Schließen erprobt – nachdem ich alles Dies gethan, machte ich mich an's Werk, das harte Eichenholz zu bearbeiten.

Der Leser wird sich wundern, daß ich so viel Vorsicht anwendete. Er wird glauben, ich hätte, da ich vom Durste so gräßlich gemartert ward, kaum so viel Geduld gehabt, sondern würde sofort begonnen haben, das Loch zu machen, um so bald als möglich meine Qual durch einen Schluck Wasser zu lindern.

Allerdings gerieth meine Geduld auch in große Versuchung, aber ich war nie, was man einen voreiligen Knaben nennt, und in dieser schwarzen Stunde fühlte ich mehr als je in meinem Leben die Nothwendigkeit der Geduld und Vorsicht.

Ich wußte, daß der Tod – der schreckliche Tod des Verdurstens – meiner harrete, wenn mir nicht gelang, zu dem Inhalte des Fasses zu gelangen, und wenn mir mit dem Messer ein Unglück passirte, wenn die Klinge brach oder auch nur die Spitze absprang, – so war dieser Tod sicherlich mein Theil.

Kein Wunder daher, daß ich die Vorsicht gebrauchte, meine Waffe genau zu untersuchen und ihre Stärke zu ermitteln.

Hätte ich noch weiter nachgedacht, so wäre ich vielleicht mit weniger Behutsamkeit zu Werke gegangen.

Wenn ich nun auch die Gewißheit hatte, mir Wasser zu verschaffen, was war dann weiter gewonnen? Es konnte mich bloß vor dem Tode des Verdurstens retten. Wie

stand aber mit dem Hunger? Wie sollte ich diesen stillen? Wasser war Getränk, aber keine Speise. Wo sollte ich Speise herbekommen?

Seltsamer Weise dachte ich in diesem Augenblicke aber nicht an Speise. Ich war noch nicht wieder hungrig und die Qual des Durstes war bis jetzt meine einzige Furcht gewesen, die alle Gedanken an den andern Appetit ausschloß. Die Aussicht auf die nähere Gefahr, nämlich die, durch Mangel an Wasser umzukommen, hatte mich abgehalten, bei der zu verweilen, welche entfernter war, und seltsamer Weise hatte ich bis jetzt Dem, was kurz darauf meine ausschließliche Furcht war – der Gefahr des Hungertodes – kaum einen Gedanken gewidmet.

Es ist daher gewiß, daß, wenn ich hieran gedacht hätte, ich mit weniger Vorsicht zu Werke gegangen wäre. Glücklicher Weise aber dachte ich nicht daran, sondern machte mich mit gebührender Vorsicht und Methode an die Ausführung meines Vorsatzes.

Ich wählte eine Stelle in der Seite des Fasses, wo eine der Dauben ein wenig abgerieben und beschädigt zu sein schien. Ich wählte sie ein wenig über der Hälfte von dem obern Rande herab.

Das Faß konnte ja nur halb voll sein, obschon dies nicht wahrscheinlich war. War dies aber der Fall, so mußte ich unterhalb des Wasserspiegels anzapfen, denn sonst hätte ich dann die Arbeit noch ein Mal von vorn zu beginnen gehabt. Ein Loch, welches sich nicht unterhalb der Wasserlinie befand, konnte mir Nichts nützen.

Nachdem ich die Stelle gewählt, machte ich mich sofort an's Werk und hatte nach kurzer Zeit die Freude, zu finden, daß ich ziemlich rasch einen Raum in die dicke Daube höhlt. Das Messer hielt sich wunderbar, und so hart das Eichenholz auch war, so mußte es doch vor dem noch härteren Stahle dieser schönen Klinge weichen.

Faser um Faser und Span um Span ward das Holz durch die scharfe Spitze abgelös't, und so wie eine frische Faser gelockert war, faßte ich sie mit den Fingern und riß sie ab, um der Klinge Raum zu machen.

Ueber eine Stunde arbeitete ich so – natürlich immer im Finstern. Ich hatte mich jedoch nun an dieses Dunkel so sehr gewöhnt, daß ich nicht mehr das Gefühl von Hülfslosigkeit empfand, welches man stets hat, wenn man plötzlich in Finsterniß versetzt wird. Mein Gefühlssinn schien schärfer und feiner geworden zu sein, wie dies mit Blinden bekanntlich stets der Fall ist. Ich fühlte in Bezug auf Licht keine Schwierigkeit, und da es mir bei der Arbeit, mit der ich beschäftigt war, nur wenig hätte helfen können, so dachte ich an diesen Mangel gar nicht weiter.

Ich kam nicht so rasch vorwärts wie ein Zimmermann mit seinem Lochmeisel oder ein Böttcher mit seinem Drillbohrer gekommen sein würde, aber ich hatte die Freude, zu wissen, daß ich doch vorwärts kam. Wenn auch langsam, ward das Loch doch, wie ich bemerkte, immer tiefer und tiefer – die Daube konnte nicht über einen Zoll stark sein – ganz gewiß mußte ich bald hindurchkommen.

Ich hätte die Arbeit in weniger Zeit fertig bringen können, wenn ich weniger Rücksicht auf die Folgen genommen hätte. Ich getraute mich aber nicht, zu stark auf die Klinge zu drücken, und des alten Sprichwortes: »Eilen thut nicht gut,« eingedenk, handhabte ich das kostbare Werkzeug mit der größten Sorgfalt.

Es dauerte über eine Stunde, ehe ich mich der innern Fläche des Holzes näherte. An der Tiefe, durch welche ich schon hindurch war, sah ich, daß es nicht mehr lange dauern konnte.

Meine Hand zitterte jetzt, während ich arbeitete. Das Herz pochte mir laut an die Rippen. Es war ein Augenblick der größten Aufregung! Ein furchtbarer Gedanke erwachte in mir – ein furchtbarer Zweifel beunruhigte mich – der Zweifel, ob es auch wirklich Wasser sei! Dieser Zweifel war schon früher in mir erwacht, aber ich hatte ihn noch nie so heftig gefühlt wie in diesem Augenblicke – eben als er gelös't werden sollte.

O Himmel, wenn nun kein Wasser war – wenn sich ergab, daß der Inhalt des Fasses in Rum, oder Branntwein, oder auch in Wein bestand!

Ich wußte, daß keine dieser Flüssigkeiten im Stande sein würde, meinen brennenden Durst zu löschen. Für den Augenblick allerdings konnten sie es, aber nur für den Augenblick; dann mußte der Durst, wilder und grimmiger als je, wieder erwachen.

O, wenn es eine der genannten Flüssigkeiten war, dann war ich in der That verloren; dann konnte ich immerhin

auf meine letzte Hoffnung verzichten und ich mußte sterben, wie Menschen oft gestorben sind – im Wahnsinn des Rausches!

Ich war nun dicht an der innern Fläche des Holzes – schon sickerte Feuchtigkeit durch das Holz, an der Stelle, wo ich es mit der Spitze meines Messers durchgraben hatte. Ich zögerte, den letzten Schnitt zu thun – ich fürchtete das Ergebnis.

Ich zögerte, aber nur kurze Zeit. Die Qual meines Durstes stachelte mich an, und indem ich die Klinge tief hineinstieß, fühlte ich, wie die letzten Fibern vor der Spitze wichen.

Beinahe in demselben Augenblicke stürzte ein kalter Strom heraus und benetzte meine Hand auf dem Hefte bis weit den Aermel hinauf. Nachdem ich die Klinge ein wenig gedreht, zog ich sie heraus und nun schoß ein Strahl hervor wie aus einer Spritze.

Schon im nächsten Augenblicke bedeckten meine Lippen das gemachte Loch und ich trank in wonnigen Zügen – keinen Branntwein, keinen Wein – sondern Wasser, so kalt und süß, als ob es aus einem Kalksteinfelsen hervorsprudelte.

FÜNFUNDZWANZIGSTES KAPITEL. DER ZAPFEN.

O, wie trank ich dieses köstliche Wasser! Ich dachte, ich würde nie satt werden.

Endlich aber ward ich es und ich durstete nicht mehr.

Die Wirkung war keine augenblickliche; der erste lange Zug brachte mir keine Erleichterung oder doch nur

auf kurze Zeit. Ich sehnte mich wieder und legte wieder meine Lippen an den Rand der sprudelnden Quelle, und so that ich wiederholt, bis diese Sehnsucht nicht wiederkehrte und die Qualen des Durstes vergessen waren, als ob ich sie niemals empfunden hätte.

Es geht über die Kraft der Phantasie, sich einen Begriff von der Qual des Durstes zu machen; die bloße Einbildung vermag nicht, sich dieselbe zu denken. Man muß diese Qual erfahren haben, um sie zu kennen, ein Beweis von ihrer Größe aber läßt sich dadurch geben, wenn man die furchtbaren Alternativen erwägt, zu welchen die Menschen ihre Zuflucht genommen haben, wenn sie durch diese Marter auf's Aeüßerste getrieben worden sind.

Und dennoch, sobald die Sehnsucht gestillt ist, sobald eine hinreichende Quantität Wasser über die Lippen gegangen ist, besteht der Schmerz nicht mehr, sondern endet mit der Plötzlichkeit eines Traumes. Kein anderes körperliches Uebel kann so schnell geheilt werden.

Mein Durst war nun verschwunden und ich fühlte mich wieder muthig und kräftig, aber meine gewohnte Klugheit verließ mich deßwegen nicht.

Während der Zwischenzeit, wo meine Lippen das gemachte Loch verließen, hatte ich das Wasser am weiteren Herauslaufen dadurch gehindert, daß ich die Spitze meines Zeigefinger in das Loch drückte und mich desselben sonach wie eines Propfens bediente.

Eine innere Stimme flüsterte mir zu, daß es gerathen sein würde, die kostbare Flüssigkeit nicht zu vergeuden, und ich beschloß, dieser Mahnung zu gehorchen.

Als ich mit Trinken fertig war, bediente ich mich meines Fingers wie zuvor; nach einer Weile aber ward ich müde, meinen Finger als Pfropf zu gebrauchen, und sah mich nach etwas Anderem um.

Ich tastete auf dem ganzen Boden umher, konnte aber Nichts finden, nicht das kleinste Stückchen Holz befand sich innerhalb des Bereiches meiner rechten Hand.

Es war der Zeigefinger meiner linken Hand, welcher die Rolle des Pfropfes spielte, und ich wagte nicht, ihn wegzunehmen, sonst wäre das Wasser in einem ziemlich starken und deßhalb sehr verschwenderischen Strahle hervorgeschossen.

Ich besann mich auf ein Stück Käse und zog, was ich davon noch übrig hatte, aus meiner Tasche. Es taugte aber nicht zu dem Zwecke, sondern zerbröckelte, als ich auf die Oeffnung drückte, und die Kraft des hervorsprudelnden Wassers spülte es mir aus den Fingern heraus. Eine Semmel wäre eben so wenig tauglich gewesen. Was sollte ich thun?

Zur Antwort auf diese Frage fiel mir ein, daß ich das Loch vielleicht mit einem abgerissenen Fetzen von meiner Jacke verstopfen könnte. Es war Barchent und entsprach dem Zwecke vielleicht auf ganz bewundernswürdige Weise.

Nicht so bald war dieser Gedanke mir eingekommen, so schnitt ich mit meinem Messer ein Stück von dem

Schooße, legte es über das Loch, trieb es mit der Klinge gut hinein und gelang mir, dadurch das Auslaufen des Wassers zu hemmen, obschon ich bemerkte, daß es noch ein wenig hindurchsickerte.

Dies hatte jedoch weiter Nichts zu bedeuten. Das Zeug sollte ja ohnehin blos ein einstweiliger Pfropf sein, bis ich etwas Anderes und Besseres auftreiben könnte.

Ich hatte nun wieder Zeit zum Nachdenken und ich brauche nicht erst zu sagen, daß meine Betrachtungen mich sehr bald wieder zur Verzweiflung zurückführten.

Zu welchem Zwecke war ich vom Verdursten gerettet? Mein Elend ward dadurch nur verlängert. Ich gewann dadurch nur noch einige Stunden einer qualvollen Existenz, denn ganz gewiß war nun der Hungertod mein Theil.

Es gab keinen Ausweg. Mein kleiner Proviantvorrath war ziemlich aufgezehrt. Zwei Semmeln und eine Handvoll Käsebrocken, dies war Alles, was ich noch hatte. Ich konnte noch eine Mahlzeit davon halten, eine sehr unbedeutende, und dann – ja dann – dann kam der Hunger, der nagende Hunger, Ermattung. Erschöpfung, der Tod!

Es war seltsam, daß ich, während mich der Durst peinigete, nicht an's Verhungern gedacht hatte.

Richtiger wäre es, zu sagen, daß ich *kaum* daran gedacht hatte. Dann und wann war allerdings in Schimmer von einem solchen Schicksale vor mein inneres Auge getreten, aber, wie ich schon gesagt, die größere Qual hatte die schwächere in den Hintergrund gedrängt und beinahe unbeachtet gemacht.

Jetzt jedoch, wo alle Furcht vor der erstern gehoben war, trat das Entsetzen der letzteren an ihre Stelle. Der kleine Zwischenraum von wieder erwachender Energie war bloß die Folge der unerwarteten Linderung einer unerträglich gewordenen Qual und dauerte bloß so lange, bis die ruhige Ueberlegung zurückkehrte.

Nach wenigen Minuten war diese Zwischenzeit vorüber und meine Furcht vor dem Tode ward so peinlich wie je.

Es ist nicht richtig, wenn ich es eine Furcht nenne, denn es war vielmehr eine positive Gewißheit, die mir in's Antlitz stierte.

Ich hatte noch nicht fünf Minuten über meine Lage nachgedacht, so war ich des Todes so gewiß, als daß ich noch lebte.

Es gab für mich keine Hoffnung, aus meinem Gefängnisse zu entinnen, diese Hoffnung hatte ich längst aufgegeben, und da ich Nichts zu essen hatte und nicht die mindeste Hoffnung hatte, Etwas zu bekommen, wie sollte ich daher leben?

Es bedurfte keiner langen Schlußfolgerungen, um eine Antwort auf diese Frage zu finden.

Umkommen mußte ich, und zwar durch Hunger. Eine andere Wahl gab es nicht, wenn ich nicht etwa durch meine eigene Hand sterben wollte. Ich wußte jetzt, daß ich das Mittel besaß um eine solche That zu vollbringen, aber seltsamer Weise war der Wahnsinn, der mich dazu während der ersten Anwandlung meiner Verzweiflung getrieben haben würde, verschwunden und ich konnte

jetzt dem Tode mit einer Ruhe in's Angesicht schauen, die mich überraschte.

Es waren *drei* Todessarten möglich, – Durst, Hunger und Selbstmord, und man wird sich wundern, wenn ich sage, daß das Nächste, was ich that, darin bestand, zu überlegen, welche von diesen dreien am leichtesten zu ertragen sein würde.

Dies war in der That mein vorherrschender Gedanke, sobald ich überzeugt war, daß ich sterben *müsse*.

Man darf sich darüber nicht wundern. Man denke sich bloß in meine Lage und man wird einsehen, daß solche Gedanken ganz natürlich waren.

Die erste schon diesen drei Todesarten verwarf ich sofort, sie konnte nicht die leichteste sein. Ich hatte sie beinahe versucht und meine Erfahrung überzeugte mich, daß das Leben kaum auf eine weniger angenehme Weise beendet werden könne.

Nur bei den zwei letzten verweilten daher meine Gedanken, und eine Zeit lang saß ich da und wog kaltblütig die eine gegen die andere ab.

Unglücklicher Weise hatte ich meine Knabenjahre in fast heidnischer Weise verlebt und damals mußte ich nicht einmal, daß es ein Verbrechen sei, sich das Leben zu nehmen. Diese Erwägung warf daher kein Gewicht in die Waagschaale und es beschäftigte mich weiter Nichts als die Muthmaßung, welche von den beiden Todesarten die am wenigsten schmerzliche sei.

Und saß eine Weile, kaltblütig und ruhig saß ich, beschäftigt mit dieser eigenthümlichen Betrachtung.

Der Begriff von Recht und Unrecht muß dem Menschen von Natur eingepflanzt sein. Eine innere Stimme sagte mir, daß es Unrecht wäre, mir das Leben zu nehmen, welches Gott gegeben, selbst wenn ich mich dadurch von einer langwierigen Marter befreite.

Dieser Gedanke siegte, und indem ich meinen ganzen Muth zusammenraffte, beschloß ich, den Ausgang abzuwarten, zu welcher Zeit es auch immer Gott gefallen möchte, meinen Leiden ein Ende zu machen.

SECHSUNDZWANZIGSTES KAPITEL. DIE ZWIEBACKKISTE.

Nachdem ich also beschlossen, nicht durch meine eigene Hand zu sterben, kam ich gleichzeitig zu dem Entschlusse, zu leben, so lange könnte. Obschon meine zwei Semmeln nicht mehr für eine tüchtige Mahlzeit ausreichten, so beschloß ich doch wenigstens vier davon zu machen und daneben auch die Zwischenzeiten zwischen denselben so lange als möglich auszudehnen, so lange als ich es überhaupt aushalten konnte, ohne zu essen.

Der Wunsch, mein Dasein zu verlängern, hatte sich allmählig meiner bemächtigt, seitdem ich der Qual des Durstes enthoben war, und jetzt war er so stark geworden wie zu irgend einer anderen Zeit meines Lebens. Ich hatte nämlich eine Ahnung, daß ich am Leben bleiben, daß ich *nicht* verhungern würde, und diese Ahnung, obschon schwach in Zwischenräumen gehegt, half mich durch eine gewisse schwache Hoffnung aufrecht erhalten.

Ich kann kaum sagen, weshalb ich diese Ahnung überhaupt hegte, so wirklich hoffnungslos erschien meine Lage; ich bedachte jedoch, daß vor nur wenigen Stunden die Aussicht, Wasser zu erlangen, eben so hoffnungslos war, und nun besaß ich auf einmal so viel, daß ich mich darin hätte ersäufen können.

So wahnsinnig dieser Gedanke auch scheinen mag, so war er mir doch wirklich eingekommen, – nämlich der Gedanke, mich zu ersäufen. Nur einen Augenblick zwar, während ich über die leichteste Todesart nachdachte, hatte an's Ertränken gedacht. Ich hatte oft gehört, daß es so ziemlich die am wenigsten schmerzhafteste Methode war, dem Leben ein Ende zu machen. Ich konnte überdies auch sagen, daß ich selbst schon einen Versuch in dieser Beziehung gemacht.

Als Harry Blew mich rettete, war ich wirklich so gut wie todt, wenigstens so weit die Empfindung von Schmerz in Frage kam, und ich war überzeugt, wenn man mich hätte zu Boden sinken lassen, so würde ich niemals wieder Schmerz empfunden haben.

Deßhalb war ich überzeugt, daß das Ertrinken kein so schwerer Tod sei, und ich überlegte wirklich, ob ich mir nicht mit meinem Messer den Weg in das große Faß bahnen und auf diese Weise mein Leben ein Ende machen sollte.

Dies war während der Augenblicke meiner Verzweiflung, wo ich ernsthaft mit Selbstmordgedanken umging, aber diese Augenblicke waren vorüber und ich fühlte

wieder einen unerklärlichen Wunsch, daß mein Leben noch nicht zu Ende sein möchte.

Vielleicht ist diese Veränderung in meinen Gesinnungen nicht so unerklärlich. Der seltsame Umstand, daß ich das Wasser gefunden, und die daraus hervorgegangene Rettung vom Tode des Verdurstens hatte etwas beinahe Wunderbares, Etwas, was mich auf den Gedanken brachte, daß die Vorsehung selbst ihre Hand ausgestreckt habe, um mich zu retten.

Diese Hand half mir dann sicherlich auch in anderer Weise, und obschon ich nicht wußte wie, so konnte sie mich doch sicherlich aus meinem furchtbaren Gefängnisse befreien.

Vielleicht gingen einige Gedanken dieser Art durch meinen Kopf und aus diesen schöpfte ich jene unerklärliche Ahnung, daß ich noch mit dem Leben davon kommen würde.

Ich aß meine halbe Semmel und trank wieder von dem Wasser, denn der Durst, erwachte immer und immer wieder, obschon er mir jetzt keine Unruhe mehr machte.

Ich verstopfte das Zapfloch wieder wie zuvor, und setzte mich dann schweigend nieder.

Ich dachte nicht daran, irgend eine Anstrengung zu machen. Ich hatte keine Hoffnung, daß irgend Etwas, was ich thun könnte, meine Lage im Geringsten ändern würde.

Was konnte ich thun? Meine Hoffnung, wenn ich es eine Hoffnung nennen darf, beruhte blos auf dem Schicksale, auf dem Zufalle, oder vielmehr, sollte ich sagen, auf Gott.

Wie aber die Hand der Vorsehung sich zu meinen Gunsten einmischen würde, davon hatte ich nicht den mindesten Begriff.

Diese finsternen, schweigenden Stunden waren schwer zu ertragen. Nur dann und wann ward ich durch die eben geschilderte Ahnung aufrecht erhalten, in den weit längeren Zwischenzeiten aber fühlte ich mich bedrückt und von Verzweiflung erfüllt.

Beinahe zwölf Stunden mußten vergangen sein, ehe ich eine zweite halbe Semmel aß. Ich wartete damit so lange als ich konnte, endlich aber mußte ich dem Andrängen des Hungers nachgeben.

Der kleine Bissen führte keine Sättigung herbei, sondern schien eher meinen Appetit noch mehr zu reizen.

Ich trank viel; obschon aber das Wasser meinen Magen füllte, so vermochte es doch nicht die Empfindung des Hungers zu beseitigen.

Ungefähr sechs Stunden später hielt ich wieder eine Mahlzeit, wieder eine halbe Semmel. Ich konnte nicht länger aushalten, und als die winzige Krume verschlungen war, wußte ich nicht, daß ich gegessen hatte. Ich war so hungrig wie zuvor.

Kaum drei Stunden war die nächste Pause. Mein muthiger Entschluß, mit den zwei Semmeln wenigstens eben so viel Tage zu reichen, war vergebens. Noch nicht

ein Tag war vergangen und der letzte Bissen war verschwunden.

Was aber nun? Was sollte ich nun essen? Ich war so hungrig wie je.

Ich dachte an meine Schuhe. Ich hatte von Leuten gelesen, die sich dadurch eine Zeit lang am Leben erhielten, daß sie ihre Stiefeln, ihre Gürtel, ihre Gamaschen, ihre Schießtaschen und Sättel, kurz Alles zerkauten, was von Leder war. Leder ist eine animalische Substanz und besitzt, selbst wenn es gegerbt und verarbeitet ist, noch Nahrungsstoff, obschon nur in geringem Grade. Diese Erinnerung bewog mich also, an meine Schuhe zu denken.

Ich bückte mich nieder, um sie aufzuschnüren, als ich durch etwas Kaltes, was mich auf der Rückseite meines Kopfes berührte, stutzig gemacht ward.

Es war ein Wasserstrom. Der Barchentlumpen war aus dem Zapfloche herausgedrängt worden und das Wasser lief aus. Der Strahl hatte die Hinterseite meines Kopfes gerade auf den entblößten Theil des Halses getroffen und die Kälte des Wassers in Verbindung mit der Plötzlichkeit des Ereignisses bewog mich, mit einiger Ueberraschung in die Höhe zu schauen.

Natürlich hörte mein Erstaunen sofort auf, als ich bemerkte, was war, das mich erschreckt hatte.

Ich steckte meinen Finger in die Oeffnung, tastete nach dem Lumpen umher, fand ihn sehr bald und verstopfte das Faß wieder.

Dies war nun mehr als einmal geschehen und viel Wasser dabei verloren gegangen. Der Lumpen war durch

die Wirkung des Wassers locker gemacht und herausgedrückt worden. Es fiel mir ein, daß dies leicht wieder geschehen könnte, während ich schlief, wo dann der größte Theil des Wassers aus dem Fasse herauslaufen und auf diese Weise ganz verloren gehen konnte.

Es mußte daher irgend welche Vorsicht gebraucht werden, ich mußte einen besseren Pfropf ausfindig machen.

In dieser Absicht suchte ich auf dem Fußboden meines kleinen Gemaches umher, in der Hoffnung, etwa einen Holzspan oder Etwas dergleichen zu finden, aber es war Nichts der Art da.

Ich gedachte nun ein Stück Holz von einer der großen Rippen des Schiffes loszuschneiden und machte mit meinem Messer den Versuch. Das Holz war aber hartes Eichenholz und angestrichen, und trotzte allen meinen Bemühungen, ein Stück loszuschneiden, welches für meinen Zweck groß genug gewesen wäre.

Nach und nach würde es mir ohne Zweifel gelungen sein, aber gerade in diesem Augenblicke fiel mir ein, daß ich auf viel leichtere Weise ein Stück Holz von der Kiste erlangen könnte.

Diese war eine rohe Packkiste und ohne Zweifel von gewöhnlichen Bretern gefertigt. Durch Berührung überzeugte ich mich, daß Dem wirklich so war.

Da dieses Holz viel weicher war als das eichene, und sich mit einem Messer weit leichter spalten ließ, so bot sich mir hier mehr Aussicht dar, mir zu verschaffen was ich brauchte, und überdies eignete sich zu einem Pfropfen ein Stück weiches Holz weit besser.

Indem ich mich herumdrehte, so daß ich mein Gesicht der Kiste zukehrte, begann ich sie ihrer ganzen Fläche nach zu betasten, um die beste Stelle zu finden, an welcher ich mein Messer in Anwendung bringen könnte.

An einer der Ecken bemerkte ich den vortheilhaftesten Punkt, weil eines der Breter oberhalb des Randes einen kleinen Vorsprung bildete.

In diesen Vorsprung stieß demzufolge meine Klinge und drückte sie abwärts, so daß sie gleichzeitig die Stelle eines Keils und eines Meisels vertrat ich.

Ich hatte erst ein einziges Mal darauf gedrückt, als ich bemerkte, daß das Bret locker war. Die Nägel, welche es festgehalten, waren entweder auf dem Transport hierher in den Raum abgebrochen oder herausgezogen worden.

Doch mochte Dem sein wie ihm wollte, so fühlte ich, daß das Bret locker war und sich unter meiner Berührung bewegte.

Sofort zog ich die Klinge wieder heraus. Ich sah, daß ich das Bret mit der Hand losreißen konnte und daß es mir dann leichter fallen würde, das Stück, welches ich brauchte, abzuschneiden. Ich legte das Messer nieder, faßte das hervorragende Ende des Bretes fest mit der Hand und zerrte aus Leibeskräften.

Es gab nach. Es war einiges Knistern und Krachen zu hören, so wie die Nägel herausgezogen wurden oder zerbrachen, und dann schlug ein Geräusch an mein Ohr, welches mich bewog, inne zu halten und zu horchen

Es war der Schall von einigen harten Gegenständen, die aus der Kiste heraus- und polternd auf den Fußboden

fielen. Ich war neugierig, zu wissen, was für Gegenstände dies wären, und indem ich das Bret losließ, streckte ich die Hände abwärts und tastete nach den herabgefallenen Gegenständen umher.

Ich hob zwei von fast gleicher Gestalt und Größe auf, und während ich mit den Fingern daran herumfuhr, konnte ich mich nicht enthalten, einen lauten Freudenruf auszustoßen.

Ich habe schon gesagt, daß mein Gefühl fast eben so fein geworden war wie das eines Blinden; aber wäre es auch noch so stumpf gewesen, so hätte ich doch gleich in diesem Augenblicke sagen können, was die zwei flachen, runden Gegenstände waren, die zwischen meinen Fingern hielt. Wer sie anfühlte, konnte sich unmöglich irren.

Es waren *Zwiebacke*!

SIEBENUNDZWANZIGSTES KAPITEL. EIN FASS BRANNTWEIN.

Ja, *Zwiebacke* – jeder derselben so groß wie ein kleiner Teller und beinahe einen halben Zoll dick, glatt und rund und angenehm zu befühlen und von schöner brauner Farbe – ja, ich konnte die Farbe bezeichnen, denn das Befühlen sagte mir, daß wirkliche *Seezwiebacke*, oder, wie sie gewöhnlich genannt werden, »*Matrosenzwiebacke*« waren, um sie von den weißen »*Capitainszwiebacken*« zu unterscheiden, welchen sie nach meiner Ansicht weit vorzuziehen sind, weil sie besser schmecken und auch der Gesundheit zuträglicher sind.

Wie herrlich schmeckten sie in diesem Augenblicke! Denn nicht so bald hatte ich sie erfaßt, so hob ich auch einen davon an meinen Mund und biß ein großes Stück aus dem glatten Rande.

Köstlicher Bissen! Es dauerte nicht lange, so war ein ganzer Zwieback zermalmt und verschlungen und dann ein zweiter und ein dritter und ein vierter und ein fünfter und vielleicht noch einer, denn es fiel mir nicht ein zu zählen, so lange der Hunger mich antrieb, zu essen.

Natürlich spülte ich sie mit reichlichen, langen Zügen aus dem Wasserfasse hinunter.

Ich kann mich nicht entsinnen, daß mir in meinem ganzen Leben eine Mahlzeit so gut geschmeckt hätte wie diese aus Zwieback und Wasser bestehende. Der Genuß lag nicht blos in der Befriedigung eines hungrigen Magens – die schon an und für sich, wie Jeder weiß, höchst angenehm ist – sondern auch in der Freude über meine Entdeckung – mich dem wonnigen Bewußtsein, daß mein Leben, welches ich den Augenblick zuvor verloren gegeben, mir nun doch erhalten bleiben sollte.

Außer allem Zweifel hatte die Hand der Vorsehung sich wirklich eingemischt, um mich zu retten.

Ich zweifelte nicht, daß dem so sei. Mit einem solchen Vorrathe an Speise und Trank konnte ich – trotz der Finsterniß meines Kerkers – Wochen, ja Monate lang leben, bis die Reise zu Ende war und das Schiff ausgeladen wurde.

Ich überzeugte mich davon, daß ich wirklich geborgen war, durch die Untersuchung, die ich mit meiner Provi-
antkiste vornahm. Die köstlichen Kuchen kamen, sobald ich nur ein, wenig daran rüttelte, hervorgekollert und klapperten an einander an wie Kastagnetten.

Dieses Geklapper war Musik für mein Ohr. Ich steckte meine Hände in die Kiste hinein, und begrub meine Finger in der Fülle des Inhalts, gerade wie der Geizhals in seinen Goldhaufen schwelgt.

Ich dachte, ich, würde es nie müde werden, darunter herumzutasten, zu fühlen, wie groß und dick sie waren, und sie aus der Kiste herauszuziehen und wieder hineinzustecken und sie nach allen Richtungen umherzuwerfen.

Ich verfuhr gerade wie ein Kind mit seiner Trommel und seinem Ball, seinem Kreisel und seiner Orange, indem ich sie von einer Seite auf die andere warf, und es dauerte lange, ehe ich dieses kindischen Spiels überdrüssig ward.

Lange – ich bin überzeugt, daß ich es beinahe eine Stunde so getrieben haben muß, ehe die Aufregung, in welche diese Entdeckung mich versetzt hatte, wieder abkühlte und ich ruhig handeln und nachdenken konnte.

Es ist schwer, das Gefühl zu beschreiben, welches man empfindet, wenn man plötzlich aus dem Rachen des Todes errettet wird. Das Entrinnen von einer drohenden Gefahr ist etwas Anderes, weil man ja nicht gewiß weiß, ob die Gefahr mit dem Tode enden wird, denn es giebt nur

wenige Arten von Gefahren, welche die Ueberzeugung hervorbringen, daß der Tod das Ende davon sein müsse.

Wenn aber diese Ueberzeugung sich des Gemüths einmal bemächtigt hat und das sich selbst dafür haltende Schlachtopfer dennoch am Leben bleibt, dann ist der plötzliche Umschlag von Verzweiflung in Freude ein Gefühl so innigen Glückes, daß es beinahe betäubt.

Es sind schon Menschen an solcher Freude gestorben, während andere wahnsinnig geworden sind.

Ich aber starb weder, noch ward ich wahnsinnig; hätte aber Jemand mein Benehmen einige Zeit lang nachdem ich die Zwiebackkiste erbrochen, beobachten können; so würde er vielleicht *geglaubt* haben, ich hätte den Verstand verloren.

Das Erste, was mich wieder auf ruhigere Gedanken brachte, war die Entdeckung, daß das Wasser in vollem Strome aus dem Fasse lief. Die Oeffnung war völlig unverschlossen. Ich ärgerte mich nicht wenig, als ich diese Entdeckung machte – oder vielmehr, ich erschrak darüber. Ich wußte nicht, wie lange das Wasser schon lief. Das Rauschen der Wellen draußen hielt mich ab, es zu hören, und das Wasser selbst sickerte, so wie es aus dem Fasse herausrann, unter die Balken des Schiffes hinein.

Vielleicht war es ununterbrochen gelaufen, seitdem ich das letzte Mal getrunken hatte, denn ich konnte mich nicht besinnen, daß ich den Lumpenpfropf wieder hineingesteckt hätte. Meine Aufregung hatte mich abgehalten, daran zu denken.

Wenn dies wirklich der Fall war, dann war viel verloren gegangen, und dieser Gedanke erfüllte mich mit Entsetzen.

Vor nur einer Stunde würde ich mir aus diesem Verluste von Wasser mich sehr viel gemacht haben. Damals wußte ich, daß noch genug Getränk vorhanden wäre, um länger zu dauern als die Speise – länger als ich zu leben erwartete.

Jetzt jedoch veranlaßten meine veränderten Aussichten mich, diesen Umstand mit ganz anderen Gedanken zu betrachten.

Ich konnte Monate leben und immer noch hinter das Faß eingepfercht sein.

Dann konnte ich aber vielleicht keinen Tropfen von seinem Inhalte entbehren. Wenn dieser alle ward, ehe das Schiff den Hafen erreichte, so sah ich mich dann wieder in meine ursprüngliche Lage zurückversetzt und der Tod des Verdurstens war dann doch noch mein Theil.

Kein Wunder daher, wenn ich erschrak, als ich bemerkte, daß der Pfropf aus dem Loche heraus war und daß das Wasser herausfloß.

Ich verlor keinen Augenblick, meinen Finger in das Loch hineinzudrücken und dem Auslaufen Einhalt zu thun. Dann stopfte ich wieder den Lumpen hinein und begann meine ursprüngliche Absicht, einen passenden Zapfenpfropf von Holz zu fertigen, in's Werk zu setzen.

Ein Stück Holz erlangte ich mit leichter Mühe von dem Bret, welches ich von dem Deckel der Kiste abgerissen – denn es war der Deckel, der mir zugekehrt war, und das

weiche Holz ließ sich durch die scharfe Klinge meines Messers sehr bald in einen kegelförmigen Pflock verwandeln, der ganz genau in das Loch hineinpaßte.

Wackerer Matrose, wie segnete ich Dich für Dein Geschenk!

Ich machte mir über meine Nachlässigkeit nicht wenig Vorwürfe und bereuete obendrein auch, daß ich das Faß so tief unten angezapft hatte.

Indessen, das Letztere war an und für sich eine Vorsichtsmaßregel gewesen, und damals als es geschah, hatte ich bloß *einen* Gedanken, nämlich meinen Durst so schnell als möglich zu stillen.

Es war noch ein Glück, daß ich das Auslaufen so bald bemerkte. Wäre das Wasser so fort gelaufen, bis es von selbst aufgehört hätte – mit andern Worten, wäre der Wasserspiegel auf gleiche Höhe mit dem Zapfenloche herabgesunken – dann wäre nur noch wenig übrig geblieben, kaum so viel als ich in einer Woche gebraucht hätte.

Ich bemühte mich, zu ermitteln, wie groß die Quantität des vergeudeten Wassers sei, konnte aber zu keinem genügenden Schlusse kommen.

Ich sondirte das Faß, indem ich an verschiedenen Stellen mit dem Hefte meines Messers daran schlug, aber erhielt dadurch wenig Aufschluß.

Das Knarren der Balken des Schiffes und das Rauschen der Wellen draußen verhinderte jede genaue und sorgfältige Beobachtung in dieser Beziehung.

Es kam mir vor, als ob die Schläge, die ich an das Faß that, einen sehr hohlen Ton zurückgäben, gerade als ob ein sehr großer Raum im Innern leer wäre.

Wenn dies Einbildung von mir war, so war sie weit entfernt, eine angenehme zu sein, und ich stellte daher mein Sondiren mit einem bedeutenden Gefühl von Unbehaglichkeit wieder ein.

Zum Glück war das Zapfloch ein sehr kleines und der daraus hervorspringende Strahl nicht sehr stark. So viel ich durch Berühren und durch wiederholtes Anlegen der Lippen daran ermitteln konnte, war das Loch nicht viel größer als der Umfang meines kleinen Fingers, der damals nicht viel stärker war als ein Gänsekiel.

Ich wußte, daß ein so dünner Ausfluß lange Zeit brauchen würde, um einen so großen Behälter zu leeren, und bemühte mich, mir in's Gedächtniß zurückzurufen, wie lange es wohl her sei, daß ich zum letzten Male getrunken hatte.

Dies gelang mir jedoch nicht. Es schien mir nur kurze Zeit her zu sein, aber in meiner Aufregung und Verwirrung konnte auch eben so gut eine Stunde oder auch noch längere Zeit vergangen sein, und ich vermochte mit Einem Worte nicht eine genaue Berechnung anzustellen.

Ich dachte noch lange Zeit über ein Mittel nach, mit dessen Hilfe ich die in dem Fasse befindliche Quantität Wasser bestimmen könnte, denn daran lag mir jetzt sehr viel.

Nur eine Stunde vorher war *Speise* die Quelle meiner Unruhe gewesen, noch früher das *Getränk*, und nun sorgte ich mich abermals um's Getränk, denn an Speise hatte ich Ueberfluß.

Ich besann mich, gehört zu haben, daß Brauer, Böttcher und andere Leute, die in den großen Weingewölbten der Dock's zu thun haben, ein Mittel besäßen, den Inhalt einer Tonne Flüssigkeit ziemlich genau zu bestimmen, ohne diesen Inhalt wirklich zu messen; aber ich hatte nicht gehört, wie sie dabei zu Werke gingen.

Ich bedauerte sehr, daß ich mir dies nicht hatte sagen lassen.

Ich verfiel auf eine Methode, durch welche ich das, was ich zu wissen wünschte, ziemlich genau hätte ermitteln können, leider aber fehlte mir das geeignete Werkzeug, um diese Methode in Anwendung zu bringen.

Ich verstand von der Hydraulik genug, um zu wissen, daß das Wasser, wenn es durch eine Röhre geleitet wird, stets sein Niveau behauptet. Ich wußte deßhalb, daß, wenn ich nur ein Stückchen Hülse oder Rohr besessen hätte, ich dieses an dem Zapfloch hätte befestigen und auf diese Weise ermitteln können, wie hoch das Wasser in dem Fasse, stand.

Aber wo war die Hülse oder andere Röhre her zu bekommen? Natürlich konnte ich nicht zu dem gelangen, was ich in dieser Beziehung wünschte, und ich gab daher den Gedanken auf, ohne ihn in weitere Erwägung zu ziehen.

Gerade in diesem Augenblicke bot sich mir ein besseres Mittel dar und ich machte mich sofort an die Ausführung.

Es war so einfach, daß ich mich wunderte, daß es mir nicht schon vorher eingefallen war.

Es bestand in Nichts mehr und Nichts weniger, als noch ein Loch höher oben durch die Dauben zu schneiden, und wenn es nöthig wäre, noch eins und so weiter, bis ich einen Punkt erreichte, wo das Wasser aufhörte zu laufen. Dadurch mußte ich die Kenntniß erlangen, deren ich bedurfte.

Machte ich mein erstes Loch zu tief, so konnte ich es leicht durch einen Pflock verstopfen, und so auch mit allen übrigen verfahren.

Allerdings bürdete ich mir dadurch eine bedeutende Arbeit auf, aber das war mir gerade recht. So lange ich beschäftigt war, fühlte ich mich natürlich weit glücklicher, denn eine Beschäftigung setzte mich in den Stand, besser die Zeit hinzubringen, und hielt mich ab, allezeit über meine unglückliche Lage nachzudenken.

Gerade aber, als ich im Begriff stand, meine Experimente an dem Fasse zu beginnen, fiel mir ein, daß ich besser thun würde, wenn ich das andere Faß untersuchte, nämlich das, welches an dem Ende meines kleinen Gemachs stand.

Erwies sich dies ebenfalls als ein Wasserfaß, dann brauchte ich nicht länger unruhig zu sein, denn zwei solche große Gefäße enthielten ganz gewiß genug, um mich

während der längsten Reise, die jemals gemacht worden, zu versorgen.

Ohne weitere Umstände wendete ich mich zu dem zweiten Fasse und begann ein Loch in den Boden desselben zu bohren.

Ich war nicht so aufgeregt wie vorher, denn es war mir jetzt, als ob auf das Ergebniß nicht soviel ankäme wie das erste Mal.

Dennoch aber fühlte ich mich nicht wenig in meinen Erwartungen getäuscht, als ich, indem die Spitze meiner Klinge die innere Fläche erreichte, entdeckte, daß der Strom, der herausgespritzt kam, kein *Wasser*, sondern reiner *Branntwein* war, woraus hervorging, daß es ein Branntweinfäß war, welches ich angezapft hatte.

Wieder wendete ich meine Aufmerksamkeit dem Wasserfasse zu. Nun lag mir mehr als je daran, zu ermitteln, wie viel es enthielt, denn davon hing mein ferneres Wohl und Wehe ab.

Ich wählte eine Daube ziemlich in der Mitte des Fasses und verfuhr auf dieselbe Weise wie ich gethan, als ich meinen ersten Einschnitt machte. Ueber eine Stunde stetig fortarbeitend fühlte ich, wie die dünnen Holzfasern vor der Spitze meines Messers wichen.

Meine Befürchtungen waren groß, obschon nicht so groß wie bei der ersten Gelegenheit. Damals war es eine Frage, bei der es fast augenblicklich Leben oder Tod galt. Jetzt dagegen war die Gefahr entfernter und nicht ganz so bestimmt oder sicher.

Dennoch konnte ich mich einer bedeutenden Unruhe nicht erwehren und deßhalb auch nicht einen Freudenschrei unterdrücken, als ich das kalte hervorspringende Wasser über die Klinge meines Messers fließen fühlte.

Ich schloß die kleine Oeffnung sofort wieder und begann meine Bohrversuche wieder an der nächsten Daube höher hinauf. Auch diese durchbohrte ich mit der Zeit und wurde für meine geduldige Arbeit dadurch belohnt, daß mir wieder von inwendig heraus die Finger benetzt wurden.

Noch eine Stufe höher – dasselbe Resultat.

Noch eine und das Wasser blieb aus. Doch gleichviel, denn jetzt war ich hoch oben, beinahe am Deckel des Fasses.

Bis zum vorletzten Bohrloch hatte ich Wasser gefunden. Es mußte also immer noch höher stehen als dieses. Das Faß war demnach zu drei Viertheilen voll.

Ich dankte dem Himmel dafür, denn dies war genug, um mich auf viele Monate zu versorgen.

Ich war mit dem Ergebniß sehr zufrieden, setzte mich nieder und verzehrte wieder einen Zwieback mit so viel Genuß und Zufriedenheit, als wenn ich an dem Tische eines Lordmayor Schildkrötensuppe, und Wildpret geschmaus't hätte.

ACHTUNDZWANZIGSTES KAPITEL. DIE RATIONEN.

Ich war sehr froh. Nun gab es Nichts mehr, was mir Unruhe gemacht hätte. Die Aussicht, vielleicht sechs Monate eingepfercht zu bleiben, hätte unter andern Umständen

sehr unangenehm sein können; nach der weit schrecklicheren Furcht vor einem gräßlichen Tode aber, von der ich so eben erst befreiet worden, schien mir dies wie Nichts und ich beschloß, meine lange Gefangenschaft mit Geduld und Ergebung zu ertragen.

Sechs Monate lang sollte mich in diese letztere Einsperrung fügen, sechs Monate wenigstens, war wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden daß ich vor Ablauf eines halben Jahres erlös't werden würde – eine lange Zeit – lange und schwer zu ertragen von einem Gefangenen oder Verbrecher – hart selbst in einem hellen Zimmer mit Bett und Feuer und gutgekochten Speisen, in täglichem Umgange mit menschlichen Wesen und dem Schalle menschlicher Stimmen fast fortwährend vor den Ohren. Selbst unter diesen Begünstigungen sechs Monate eingesperrt zu sein, ist ein peinliches Experiment.

Wie viel peinlicher aber war mein Loos in diesem engen Raume, wo ich weder aufrecht stehen, noch völlig ausgestreckt liegen konnte, ohne Lager, ohne Feuer oder Licht, verdorbene Luft athmend, auf hartem Eichenholz liegend, von Brot und Wasser lebend, der einfachsten Kost, von welcher ein menschliches Wesen leben kann, und ohne daß die mindeste Abwechslung stattfand, ohne daß ein anderes Geräusch mein Ohr erreichte als das fast unaufhörliche Knarren der Schiffsbalken und das eintönige Rauschen der Meereswellen.

Sicherlich, sechs Monate einer solchen Existenz boten keineswegs eine verlockende Aussicht!

Dennoch fragte ich weiter nicht darnach. Ich war über meine Rettung vom Tode noch zu glücklich, als daß ich in Bezug auf das Leben, welches vor mir war, hätte wählerisch sein sollen, obschon ich auf die Länge höchstwahrscheinlich einer solchen erbärmlichen Existenz überdrüssig genug ward.

Jetzt war ich ganz Freude und Zuversicht. Dennoch aber nicht so zuversichtlich, daß ich mich hinsichtlich der Quantität meines Lebensmittelvorrathes auf bloße Muthmaßungen verlassen hätte.

In dieser Beziehung war ich entschlossen mir völlige Gewißheit zu verschaffen, und zwar ohne ferneren Zeitverlust.

Ich beschloß, meine Vorräthe, sowohl an Speise als an Trank, einer wirklichen Messung zu unterwerfen, um mich zu überzeugen, ob sie für mich bis an's Ende der Reise aushalten würden.

Bis jetzt hatte in dieser Beziehung keine Besorgniß empfunden.

Eine so große Kiste Zwieback und ein so unerschöpflicher Brunnen konnte niemals alle werden.

Dies war mein erster Gedanke; nach ein wenig Nachdenken aber begann ich Zweifel zu hegen.

Der immerwährend fallende Tropfen höhlt ein Loch in den härtesten Stein, und würde auch die größte Cisterne leeren, wenn ihm Zeit genug, dazu gegeben wird, und sechs Monate waren eine lange Zeit, beinahe zweihundert Tage, eine sehr lange Zeit.

Während ich überlegte, war ich in Bezug auf die Quantität sowohl meiner Speise als meines Trankes ein wenig unruhig, und um allem Zweifel über diesen Punkt ein Ende zu machen, kam ich zu dem oben erwähnten Entschlusse, meine Vorräthe zu messen.

Ich erkannte die Klugheit eines solchen Verfahrens an. Wenn sich ergab, daß von beidem genug und mehr als genug vorhanden war, so ward ich dann nicht länger von Zweifeln beunruhigt. War dagegen Gefahr vorhanden, daß eins von beidem *nicht* ausreichte, so gebrauchte ich dann die einzige Vorsicht, welche möglich war, und setzte mich sofort auf *knappe Rationen*.

Wenn ich zurückblicke und an meine Schlaueit in diesem frühen Lebensalter denke, wundere ich mich jetzt darüber, aber es ist wunderbar, welche Voraussicht selbst ein Kind bethätigt, wenn es in Umstände versetzt wird, wo der Trieb der Selbsterhaltung alle seine Instinkte und Thatkraft wach ruft.

Ohne weitere Umstände begann ich demnach meine Berechnung anzustellen. Als Zeit nahm ich die vollen sechs Monate, oder mit andern Worten, einen Zeitraum von 183 Tagen an. Ich brachte nihr einmal die Zeit – ungefähr eine Woche – in Abzug, seitdem wir unter Segel gegangen waren. Diese behielt zu meinen Gunsten inne, und nahm die volle Periode von 183 Tagen an, um nicht durch Annahme einer zu kurzen Zeit mich zu verrechnen.

In sechs Monaten erreichte das Schiff gewiß seinen Hafen und lud seine Fracht aus.

Konnte ich mich wirklich und unbedingt darauf verlassen?

Nein, unbedingt nicht. Ich war weit entfernt, in dieser Beziehung allzu zuversichtlich zu sein. Ich wußte, daß eine Reise nach Peru gewöhnlich zu sechs Monaten angenommen ward, aber ich wußte nicht gewiß, ob dies als die durchschnittliche Zeit betrachtet, ob dies als eine lange oder eine kurze Reise angenommen wurde, und deßhalb war ich nicht unbedingt geneigt, meine Berechnung auf so unsichere Annahmen zu gründen.

In den tropischen Breitengraden, die wir zu passiren hatten, drohete Gefahr der Verzögerung durch Windstillen, an dem bei den Seefahrern so berühmigten Cap Horn durch Stürme.

Auch andere Hindernisse konnten sich in den Weg stellen und die Reise weiter über die oben erwähnte Zeit hinaus verzögern.

»Diese Befürchtungen erwachten in mir, während ich meine Hilfequellen genau zu untersuchen begann.

Zu ermitteln, wie lange mein *Speisevorrath* dauern würde, war sehr einfach und leicht. Ich brauchte blos die Zwiebacke zu zählen. Ihre Größe kannte ich und daß ich von zweien derselben den Tag leben konnte, obschon ich dabei allerdings keine Aussicht hatte, satt zu werden. Selbst einer täglich, oder noch weniger, wäre hinreichend gewesen, das Leben zu fristen, und ich beschloß, damit so sparsam umzugehen als ich konnte.

Es dauerte nicht lange, so ermittelte ich die Zahl genau. Die Kiste war, so viel ich errathen konnte, ungefähr

zwei Fuß breit und einen Fuß hoch, denn ich bemerkte, daß es eine flache, auf die hohe Kante gesetzte war.

Hätte ich ihre Dimensionen ganz genau gekannt, so hätte ich die Zahl der Zwiebacke nennen können, ohne sie erst zu zählen. Jeder derselben hielt etwas weniger als sechs Zoll im Durchmesser und war durchschnittlich dreiviertel Zoll dick. Deßhalb mußten, dicht gepackt, wie sie gewesen waren, genau zweiunddreißig Dutzend in der Kiste sein.

Das einzelne Durchzählen war aber durchaus keine Arbeit für mich, sondern machte mir im Gegentheile Vergnügen, und indem ich sie aus der Kiste herauszog, zählte ich sie dutzendweise ab.

Ich fand, daß zweiunddreißig Dutzend wirklich die richtige Zahl war, nur *acht* fehlten daran, aber auch diesen Umstand konnte ich auf genügende Weise erklären. Ich wußte, wo die fehlenden acht Zwiebacke hin waren.

Zweiunddreißig Dutzend waren zusammen 384 Zwiebacke, und jetzt, wo ich bereits acht gegessen, blieben genau 376, die zu zwei Stück *per* Tag gerechnet, folglich 188 Tage reichten. Allerdings waren 188 Tage ein wenig über sechs Monate; da ich aber nicht fest überzeugt war, daß die Reise wirklich nicht länger als sechs Monate dauern würde, so sah ich ein, daß ich mich gleich von vorn herein auf knappe Rationen setzen und weniger als zwei Zwiebacke täglich verzehren mußte.

»Wie,« dachte ich, »wenn nun hinter der Zwiebackkiste, die ich geleert, eine zweite stünde?«

Dies natürlich hätte mich gegen alle Gefahren gesichert und meinen Zweifeln und Besorgnissen auf immer ein Ende gemacht.

Wie, wenn nun noch eine zweite vorhanden war? War dies unwahrscheinlich?

Nein, eher das Gegentheil. Bei dem Beladen eines Schiffsraumes wird in Bezug auf die Gattung der neben einander zu stellenden Güter keine große Ordnung beobachtet, sondern fast nur Rücksicht auf Größe und Form der Frachtstücke genommen. Deßhalb werden sehr oft Dinge von sehr verschiedener Art neben einander gepackt, je nachdem das betreffende Frachtstück, sei es nun Kiste, oder Ballen oder Tonne, in einen besondern Raum hineinpaßt.

Trotzdem, daß ich alles Dies wußte, war es aber dennoch wahrscheinlich, daß zwei Kisten Zwieback neben einander gesetzt worden.

Wie sollte ich dies aber ermitteln? Um die Kiste herum konnte ich nicht, selbst jetzt nicht, wo ich sie ausgeleert hatte, denn sie versperrte, wie ich schon bemerkt habe, die ganze Oeffnung, durch welche ich mich ursprünglich hindurchgequetscht hatte.

Eben so wenig konnte ich darüber hinweg klettern oder darunter hinweg kriechen.

»Ha!« rief ich, als mich plötzlich ein Gedanke durchzuckte, »ich werde mich *hindurch* arbeiten!«

Der Gedanke war ganz gut ausführbar. Das Bret, welches ich schon losgerissen, ließ eine Oeffnung, die weit genug war, um meinen Körper hindurch zu lassen.

Dieses Bret war ein Theil des Deckels gewesen. Deßhalb konnte ich meinen Kopf und meine Schultern hineinzwängen und mit meinem Messer ein großes Loch in den gegenüber befindlichen Boden schneiden. Dies setzte mich dann in den Stand, zu ermitteln, ob dahinter eine zweite Zwiebackkiste stand.

Ich verlor keine Zeit, meine neue Absicht in Ausführung zu bringen. Zuerst weitete die Oeffnung in dem Deckel noch ein wenig mehr aus, so, daß ich bequem arbeiten konnte, und dann eröffnete ich mit meinem Messer den Angriff auf den Boden.

Das weiche Fichtenholz gab ziemlich rasch nach, aber ich war auf diese Weise noch nicht weit gekommen, als mir ein besseres Mittel einfiel.

Ich bemerkte, daß die Bodenbreter der Kiste nur aufgenagelt waren, vielleicht nur ein wenig fester als die des Deckels, aber immer noch nicht fest genug, um den Schlägen eines Hammers oder eines Beiles zu widerstehen.

Ich hatte keins von beiden, aber ich besann mich auf ein ganz leidliches Ersatzmittel – meine Fersen.

Indem ich mich daher in horizontaler Richtung niederlegte und meine Hand an die große Schiffesrippe stemmte, stieß ich meine beiden Füße in die Kiste hinein.

In dieser Positur war ich im Stande, den Bodenbretern eine solche Anzahl kräftiger Stöße zu versetzen, daß eins davon bald die Nägel sprengte und auswärts gedrängt

ward, bis ich fühlte, daß es wegen eines gewaltigen Hindernisses auf der andern Seite nicht weiter gedrängt werden konnte.

Nun stand ich wieder auf und untersuchte, wie weit ich es gebracht hätte. Ich sah, daß ich ein breites Bret losgesprengt, nämlich so weit die Nägel in Frage kamen; dennoch aber stand es immer noch aufrecht, und hinderte mich, zu fühlen, was wohl dahinter sei.

Indem alle meine Kräfte aufbot, gelang es mir endlich, auf die eine Seite, und dann abwärts zu drängen, bis endlich eine Oeffnung entstand, durch die ich die Hände hindurchstecken konnte.

Ja, es stand auf der andern Seite wieder eine Kiste, eine Packkiste wie die, welche so eben durchbrochen; ob aber auch der Inhalt ein gleicher war, das mußte erst noch ermittelt werden.

Dazu bedurfte es keiner langen Zeit. Ich bot abermals meine Kräfte auf, und gelang mir, das losgesprengte Bret in völlig horizontale Richtung nieder zu drängen, so daß mich nicht mehr hinderte.

Die andere Kiste stand kaum zwei Zoll dahinter, und indem ich mich mit meiner Klinge darüber hermachte, drang ich bald durch die Wand hindurch.

Leider sollte meine Hoffnung, noch mehr Zwieback zu finden, getäuscht werden. Eine wollige Substanz, entweder grobes Tuch oder dicht zusammengepackte ähnliche Stoffe, füllten das Innere aus, und griffen sich so fest an wie ein Stück Holz.

Zwiebacke waren nicht da, und ich war nun überzeugt, daß ich mich zu den knappen Rationen bequemen und mit dem, was ich bereits besaß, so haushälterisch als möglich umgehen mußte.

NEUNUNDZWANZIGSTES KAPITEL. DAS MESSEN DES WASSERFASSES.

Meine nächste Operation bestand darin, daß ich sämtliche Zwiebacke wieder in die Kiste zurück that; denn da sie zerstreut umherlagen, so thaten sie der Bequemlichkeit meiner Kajüte bedeutenden Eintrag, weil sie den Umfang derselben um mehr als die Hälfte verminderten.

Ich hatte wirklich kaum Platz, mich umzudrehen, so lange sie außerhalb der Kiste blieben, und deßhalb verlor ich keine Zeit, sie wieder an ihren früheren Aufbewahrungsort zu bringen.

Damit sie alle wieder in die Kiste hineingingen, mußte ich sie in regelmäßige Reihen übereinander packen, wie sie vorher gewesen, nur mit dem Unterschiede, daß, weil die Kiste seitwärts gestürzt worden, die Zwiebacke mit den Rändern in horizontaler Richtung gelegen hatten, wogegen ich sie jetzt senkrecht aufbauete, denn dies ist die richtige Methode, solche Güter zu verpacken, und sie waren auch auf diese Weise verpackt gewesen, als sie aus dem Kaufladen des Bäckers kamen.

Natürlich kam in Bezug auf den Raum, den sie einnahmen, Nichts darauf an, in welcher Richtung sie gelegt wurden. Mochte ich sie auf die flache Seite legen oder auf

die Ränder stellen, so daß sich dies immer gleich, und als ich die einunddreißig Dutzend und vier Stück zählte, war die Kiste voll, mit bloß einem kleinen leeren Raume in der Ecke, welchen früher die acht fehlenden Zwiebacke eingenommen hatten.

Somit hatte ich über meine Speisekammer Inventur gehalten und kannte nun genau die Quantität des Mundvorrathes, über den ich zu verfügen hatte.

Mit zwei Zwiebacken täglich konnte ich die Belagerung etwas länger als sechs Monate aushalten.

Das hieß natürlich nicht köstlich leben, aber dennoch beschloß ich, mit noch weniger auszukommen, denn ich wußte ja nicht, ob meine Entbehrungen nicht vielleicht noch länger dauerten als sechs Monate. Ich nahm mir vor, zwei Stück täglich zur Regel anzunehmen und diese Zahl niemals zu überschreiten.

An den Tagen, wo ich mich am fähigsten fühlte, Hunger zu ertragen, wollte mir einen Viertel-, halben Zwieback, oder vielleicht auch einen ganzen, wenn es möglich wäre, abdarben.

Dieser ökonomische Vorsatz mußte, wenn er auf erfolgreiche Weise ausgeführt ward, den Tag des absoluten Mangels auf eine weit längere Zeit als sechs Monate hinausschieben.

Nachdem ich auf diese Weise meinen Speisevorrath ausgerechnet, schien es eben so nothwendig für mich, daß ich die Quantität Wasser erführe, die ich jeden Tag verwenden könnte.

Dies zu ermitteln schien anfangs meine Fähigkeiten zu übersteigen. Ich hatte anscheinend kein Mittel, um zu messen, wie viel noch Wasser in dem Fasse war.

Es war ein altes Wein- oder Spiritusfaß, denn solche nimmt man gewöhnlich auf Schiffen zum Trinkwasser für die Mannschaft; was für ein Weinflaß aber es war, konnte ich nicht sagen, und deßhalb auch keine Vermutung über die Quantität aufstellen, die es vielleicht faßte, wenn es voll war.

Hätte ich nur diesen Punkt in Gewißheit setzen können, so wäre ich dann auch im Stande gewesen, eine ungefähre Berechnung dessen anzustellen, was schon weg war, ich sage *ungefähr*, obschon es für meinen Zweck hinreichend genau gewesen wäre.

Ich entsann mich wohl der Tabelle über die Flüssigkeitsmaße, ich hatte guten Grund, mich ihrer zu entsinnen, denn es war die schwierigste von allen zum Auswendiglernen. Ich hatte manche Tracht Hiebe bekommen, ehe ich sie richtig und ohne Anstoß hersagen konnte; doch endlich hatte ich es so weit gebracht.

Ich wußte, daß man Weinflässer von sehr verschiedenen Dimensionen hat, je nach der Sorte Wein, welche sie enthalten – daß unter den verschiedenen Namen: »Pipen, Eimer, Orthofte, Tonnen, Viertel und Stücken« sie mehr oder weniger halten – von dem Oxhoft Hochheimer von dreißig Gallonen an, bis zu dem großen Eimerfasse, welches deren 252 enthält. Ich wußte auch, daß die Spirituosen: Branntwein, Whiskey, Rum und Gin – und die Weine: Xeres, Portwein, Madeira, Teneriffa, Malaga und viele

andere Sorten, in Fässern von sehr verschiedener Größe transportirt werden, die aber gewöhnlich ungefähr hundert Gallonen enthalten.

Ich entsann mich sogar der Gallonenzahl eines jeden, so gut hatte mein Lehrer, ein großer Rechenmeister, mir die Flüssigkeitsmaasse eingebläut, und wenn ich gewußt hätte, was für eine Art Wein früher in meinem Wasserfasse befunden, so hätte ich augenblicklich auch die Größe desselben angeben können.

Es kam mir vor, als wenn das Wasser einen Beigeschmack von Xeres hätte, und dann wäre es eine Pipe von 108 Gallonen gewesen. Es konnte aber auch eine Madeira-Pipe gewesen sein, die bloß 92 Gallonen hält, oder Kapwein oder Marsala, die ungefähr eben so groß sind.

Es konnte auch Portwein gewesen sein, wonach sich der Umfang des Fasses auf 115 Gallonen erhöht haben würde, oder ein Stückfaß schottischer Whiskey, von welchen manche 120 Gallonen enthalten.

Daß es dieses letztere gewesen sei, glaubte ich nicht, denn ich würde sofort den eigenthümlichen Geschmack erkannt haben, welchen schottischer Whiskey dem Wasser mittheilt, in wie geringer Menge er auch beigemischt sein mag.

Nach einer gewissen spirituösen Flüssigkeit schmeckte das Wasser allerdings, aber ich war noch zu jung, um in Getränken erfahren zu sein, und konnte daher aus diesem Umstande keine Belehrung schöpfen.

Ein Weinkoster würde allerdings augenblicklich haben sagen können, welche Gattung Wein früher das Faß gefüllt hatte, denn ein altes Weinfäß behält den eigenthümlichen »Bouquet« des Weines, der sich früher darin befunden, selbst nachdem es schon mehrere Reisen als Wasserfaß zurückgelegt hat.

Ich zog den Pfropfen heraus und kostete das Wasser. Bis jetzt hatte ich noch nicht auf den Nebengeschmack geachtet. Er kam mir vor wie Xeres, aber, wie ich schon gesagt habe, es konnte auch Madeira sein, was einen, Unterschied von sechszehn Gallonen gemacht hätte, und dies war für eine Berechnung, wie *ich* sie anzustellen wünschte, schon eine bedeutende Summe.

Ich konnte deßhalb nicht wagen, dies bei meiner Berechnung als Basis anzunehmen, und mußte ein anderes Auskunftsmittel ersinnen.

Zum Glück waren in meiner Schul-Arithmetik einige Winke über Körpermessung mit untergelaufen, und unser guter Lehrer hatte uns darin unterrichtet.

Ich habe mich oft gewundert, daß die einfachen, aber nützlichen Uebungen in diesem Zweige des Unterrichts so sehr vernachlässigt werden, während man die armen unglücklichen Schüler oft zwingt, die unnützesten und widersinnigsten Dinge auswendig zu lernen. Ich trage kein Bedenken, meine Meinung dahin auszusprechen, daß eine Kenntniß der einfachen Körpermessung, die

man sich binnen einer Woche aneignen kann, dem Menschen, oder – wenn man will – dem ganzen Menschengeschlechte von größerem Nutzen sei als die vollkommenste Kenntniß aller todten Sprachen der Welt, *incl.* Griechisch und Latein! Welche Schranken für den Fortschritt nützlicher, praktischer Lebenskenntnisse!

Ich sagte also, daß mein alter Lehrer mich ein wenig im Messen unterrichtet hatte, und zum Glück waren mir diese Uebungen noch im Gedächtnisse. Ich kannte den Inhalt eines Kubus, eines Parallelepipedums, einer Pyramide, einer Kugel so ziemlich, eben so die eines Cylinders und eines *Kegels*. Diese letztere war die Figur, welche mich jetzt ganz besonders interessirte.

Ich wußte, daß ein Faß aus einem Kegelpaar zusammengesetzt ist. Das heißt aus stumpfen Kegeln oder Frustums, mit den untern Flächen einander zugekehrt. Natürlich ward mir, als ich im Messen eines Kegels unterrichtet ward, auch gesagt, wie ich mit dem Frustum eines solchen zu verfahren hätte.

Um den Inhalt meines Fasses zu erfahren, war es für mich daher bloß nothwendig, die Länge, oder auch nur die halbe Länge, den Umfang an beiden Enden so wie den Umfang an der dicksten Stelle oder dem sogenannten Bauche zu ermitteln.

Sobald ich diese drei Messungen hatte, konnte ich auf ein Quart sagen, wie viel Wasser dazu gehöre, um es zu füllen, oder mit andern Worten, ich konnte berechnen, wie viel Kubikzoll Wasser enthielte.

Sobald ich dies wußte, brauchte ich bloß mit 69 und einem kleinen Bruchtheile hineinzudividiren, und dann wußte ich die Anzahl der Quarts, die ich durch eine zweite einfache Division mit der Zahl 4 in Gallonen verwandeln konnte, wenn ich meine Berechnung auf dieses Maß zurückzuführen wünschte.

Deßhalb sah ich ein, daß, wenn ich diese drei Messungen vornehmen könnte, ich dann auch sehr bald die Größe meines Fasses feststellen würde; hierin aber lag eben die Schwierigkeit. Wie sollte zu den Messungen gelangen?

Die *Länge* hätte ich ermitteln können, denn diese war von einem Ende bis zum andern vor mir. Aber wie sollte ich den *Umfang*, entweder der Mitte oder eines der beiden Enden, ermitteln? Ueber den Rand hinweg oder um die Enden herum konnte ich nicht reichen. Nach beiden Richtungen hin war mir der Weg versperrt.

Auch noch eine zweite Schwierigkeit trat mir entgegen. Ich hatte Nichts, womit ich hätte messen können, weder einen Stab noch einen Faden, keinen Maßstab, nach welchem ich die Zahl Fuß oder Zolle hätte bestimmen können, so daß, selbst wenn alle Seiten mir zugänglich gewesen wären, ich mich immer noch in keinem kleinen Dilemma befunden hätte.

Ich war jedoch entschlossen, die Sache nicht eher aufzugeben als bis ich reiflich darüber nachgedacht hätte. Die Beschäftigung damit half mir die Zeit vertreiben und überdies war die Sache, wie ich schon angedeutet habe, von der größten Bedeutung. Mein guter alter Lehrer

hatte mir oft die Wahrheit eingeprägt, daß bei Ausdauer ein Gelingen oft da stattfindet, wo es unmöglich zu sein scheint.

Dieser Ermahnung eingedenk beschloß ich, die Sache nicht eher als unthunlich zu betrachten, bis ich alle meine Erfindungsgabe erschöpft hätte.

Deßhalb beharrte ich bei meinem Vorsatze und verfiel in weniger Zeit als ich gebrauchen werde, um es zu beschreiben, auf ein Mittel, das Faß zu »aichen«.

DREISSIGSTES KAPITEL. MEIN MASSSTAB.

Die Einzelheiten meines Plans stellten sich mir in der nachstehend angegebenen Reihenfolge heraus.

Während ich das Faß untersuche, um zu sehen, ob es nicht ein Mittel gäbe, die verschiedenen Durchmesser desselben zu finden, entdeckte ich plötzlich die beste Methode, die es geben konnte. Ich brauchte weiter Nichts als einen geraden Stab oder Stock von hinreichender Länge, um vollständig quer über das Faß an seiner dicksten Stelle reichen zu können.

Es leuchtete mir ein, daß wenn ich einen solchen Stab in ein Loch auf der einen Seite des Fasses hineinsteckte, bis er die Dauben auf der andern Seite an einem diametral entgegengesetzten Punkte berührte, ich auf diese Weise genau das Maß des Durchmessers dieses Theils des Gefäßes erhalten würde, weil der von einer Seite bis zur andern reichende Theil des Stabes nothwendig dieser Durchmesser selbst sein mußte.

Hatte ich auf diese Weise den Durchmesser ermittelt, so brauchte ihn bloß mit 3 zu multipliciren, um die Peripherie zu erfahren.

Bei der Berechnung aber, die ich anzustellen wünschte, war es der Diameter selbst, den ich zu finden wünschte, nicht die Peripherie.

Ich dachte an die letztere bloß, weil unter gewissen Umständen, wenn ein Faß zugespündet ist, es leichter ist, die Peripherie des Bauches zu messen als den Durchmesser.

Auf keinen Fall kommt Etwas darauf an, welches von beiden ermittelt wird, da ja die Zahl 4 stets das eine Maß auf das andere reducirt – ziemlich genau für die meisten praktischen Zwecke, obschon nicht ganz mathematisch richtig.

Nun traf es sich zufällig, daß eins der Löcher, die ich durch die Faßdauben geschnitten, gerade in der Mitte des Bauches an der Stelle befand, wo das Faß am stärksten war.

Wenn daher ein gerader Stab in dieses Loch gesteckt und hineingeschoben ward, bis er an die entgegengesetzte Wand des Fasses stieß, so ergab sich dadurch der größte Durchmesser des Fasses.

Der Leser wird glauben, dies hätte sich auch dadurch erreichen lassen, wenn ich den Stock einfach im verticaler Richtung *außerhalb* des Fasses an dasselbe angestellt und an dem Punkte, der mich mit dem obersten Rande des Wassers in gleicher Ebene befand, eine Kerbe gemacht hätte.

Dies hätte allerdings geschehen können, wenn ich mit einem auf einer freien Fläche liegenden Fasse zu thun gehabt hätte, wo mir rings herum Nichts im Wege gewesen wäre und ich vollauf Licht gehabt hätte, um das Niveau genau zu beobachten.

Selbst dann aber wäre die Arbeit eine ziemlich ungenaue und unzuverlässige gewesen, wenn es galt, eine Berechnung anzustellen, bei welcher Leben und Tod in Frage kam – denn dies war wirklich der Fall – wenigstens glaubte ich es.

Das Faß lag aber so auf den Balken des Schiffes und mit dem stärksten Theile zwischen dieselben hinein versenkt, daß ich auf diese Weise doch nicht hätte messen können.

Wenn ich auch einen Stab in gleicher Linie mit dem Oberrande hätte markiren können, so wäre ich doch nicht im Stande gewesen, das andere Ende so aufzupflanzen, daß es sich in gleicher Ebene mit der Basis des Fasses befunden hätte.

Es schien daher keinen andern Ausweg, die Sache möglich zu machen, zu geben, als daß ich einen graden Stock in das Loch schob und auf diese Weise den Durchmesser maß.

Ich zerbrach mir auch weiter nicht den Kopf über eine andere Methode, weil diese ja die allerbeste zu sein schien, die ich befolgen konnte.

Wo aber sollte ich den Stock – meinen Maßstab finden? Das war die Frage, nicht wahr?

Sie läßt sich leicht beantworten. Das von der Zwiebackkiste losgesprengte Bret konnte mir das Material dazu liefern und ich mir aus demselben sehr bald einen solchen Meßstock schneiden.

Diesen Gedanken hatte nicht so bald gefaßt, als ich ihn auch schon in Ausführung zu bringen begann.

Das Bret war nur wenig über zwei Fuß lang und daher nicht lang genug, um quer über das große Faß zu reichen, welches an seiner stärksten Stelle vier oder fünf Fuß zu messen schien. Es bedurfte indeß nur geringen Scharfsinns, um dieses Hinderniß zu überwinden.

Ich brauchte blos drei dünne Stücken loszuspalten, sie an einander zu stecken und dann hatte ich einen Stab von hinreichender Länge.

Ich that es. Zum Glück war das Bret gerade »nach dem Strich« geschnitten, und indem ich es zerspaltete, lenkte ich die Klinge meines Messers so, daß es nicht seitwärts herausfuhr.

Es gelang mir, drei Stücken von der Stärke zu bekommen, die ich brauchte, und nachdem ich sie abgeschabt, um sie sauber und glatt zu machen, schnitt ich die Enden schräg ab, um sie aneinander binden zu können.

Das Nächste, was ich brauchte, waren zwei Stücken Schnur; auch diese waren sehr leicht zu erlangen.

Ich trug an meinen Füßen ein Paar Schuhe, die bis an die Knöchel herauf zugeschnürt waren. Die Schnürbänder bestanden aus kalbsledernen Riemen, jeder von ihnen volle drei Fuß lang.

Diese entsprachen gerade meinem Zwecke, und nachdem ich sie aus den Schnürlöchern herausgezogen, band ich die abgespaltenen Brettheile zusammen und hatte nun einen geraden Stab in den Händen, der volle fünf Fuß lang war – völlig lang genug, dachte ich mir, um quer über den dicksten Theil des Fasses hinwegzureichen, und dünn genug, um in das Loch hineinzugehen, welches letztere ich übrigens schon zu diesem Zwecke ein wenig ausgeweitet hatte.

»So weit wäre es gut,« dachte ich. »Nun werde ich den Meßstock hineinschieben und den Durchmesser finden.«

Ich erhob mich auf meine Füße, um diese Absicht in Ausführung zu bringen, überzeugte mich aber zu meiner bittern Enttäuschung sofort, daß gleich die erste dieser Operationen – die doch die einfachste von allen zu sein schien – nicht ausgeführt werden konnte.

Gleich bei dem ersten Versuche sah ich, daß es nicht möglich war.

Der Grund lag nicht darin, daß das Loch zu klein und der Stab zu dick gewesen wäre, in dieser Beziehung hatte ich keinen Irrthum begangen, sondern der Umstand, hinsichtlich dessen ich mich verrechnet hatte, betraf den Raum, innerhalb dessen ich zu arbeiten hatte.

Der Länge nach maß mein kleines Gemach ziemlich sechs Fuß, in der Breite aber wenig über zwei, und die Höhe an der Stelle, wo das Loch war, in welches ich den Meßstock zu schieben beabsichtigte, betrug noch weniger.

Natürlich war es offenbar unmöglich, den unbiegsamen Stock in das Faß zu bringen. Wollte ich ihn biegen so brach das trockene Fichtenholz sicherlich von einander wie der Stiel einer Thonpfeife.

Ich ärgerte mich nicht wenig, daß ich hieran nicht früher gedacht hatte, aber noch mehr ärgerte ich mich über den Gedanken, daß ich nun auf die beabsichtigte Messung verzichten sollte; denn ehe ich über die Sache nachdachte, glaubte ich, dies müsse die nothwendige Folge sein.

Ein wenig weitere Ueberlegung gab mir jedoch einen neuen Plan an die Hand und bewies, wie wichtig es ist, sich bei seinen Schlußfolgerungen nicht zu übereilen.

Ich entdeckte nämlich ein Mittel, den Meßstock seiner vollen Länge nach in das Faß zu schieben, ohne ihn zu zerbrechen oder zu biegen.

Dies ließ sich dadurch bewirken, daß ich ihn wieder auseinander nahm, dann erst eines der Stücken hineinschob und festhielt, bis das zweite angebunden werden konnte, dann beide in das Faß schob und das dritte auf ähnliche Weise anfügte.

Dies schien durchaus keine Schwierigkeit machen zu können und der Ausgang bewies, daß auch wirklich keine Schwierigkeit dabei war; denn in weniger als fünf Minuten, nachdem ich den Plan gefaßt, hatte ich ihn auch schon in Ausführung gebracht und der Meßstock stand in dem Fasse, während das eine Ende noch einige Zoll weit herausragte.

Dieses Ende sorgfältig in der Hand haltend, ließ ich das andere an der entgegengesetzten Wand spielen, bis ich überzeugt war, daß es den Punkt berührte, welcher sich der Oeffnung gerade gegenüber befand. Dann hielt ich den Stock still und machte an dem Punkte, wo er die äußere Fläche der Faßdaube berührte, mit meinem Messer eine Kerbe.

Die Berechnung auf diese Kerbe zu gründen, wäre nicht ganz richtig gewesen, weil diese etwas mehr als den Diameter des Fasses angab; aber dies war auch nicht meine Absicht. Ich nahm mir die Stärke der Faßdaube in Abrechnung zu bringen und dann erhielt ich das Maß, welches ich brauchte. Nachdem ich die Kerbe gemacht, zog ich meinen Meßstock Stück für Stück, wie ich ihn hineingesteckt, wieder heraus.

Ich trug Sorge, indem ich dies that, auch die beiden Stücke an der Verbindungsstelle zu markiren, um sie wieder genau so zusammensetzen zu können.

Die Aufmerksamkeit auf so geringfügig scheinende Umstände war von Wichtigkeit und ich wußte das, denn wenn ich mich bei Ermittlung des Diameters auch nur um einen Viertelzoll verrechnete, machte dies bei dem Facit einen Unterschied von vielen Gallonen. Es kam daher ganz gewiß sehr viel darauf an, daß ich mit der größten Genauigkeit zu Werke ging.

Ich hatte nun den Durchmesser des Bauches; die nächste Aufgabe war, den der Länge zu ermitteln. –

Dies machte weniger oder vielmehr gar keine Schwierigkeit und ich kam damit binnen wenigen Secunden zu Stande.

Obschon ich mich nicht selbst um eines der bei den Enden des Fasses herum oder auch nur meinen Arm in dieser Richtung bewegen konnte, so konnte ich doch den Meßstock an diese Stelle bringen und auf diese Weise das erforderliche Maß nehmen.

Selbst wenn kein Raum für den Meßstock dagewesen wäre, hätte ich doch kein anderes Auskunftsmittel gefunden, denn dann brauchte ich bloß mit meinem Messer dicht an jedem der beiden Enden des Fasses noch ein Loch zu bohren und zu messen wie vorher.

Dies aber würde Zeit in Anspruch genommen haben und war nicht nöthig, denn der Meßstock ließ sich ohne Hinderniß längs des oberen Theils des Fasses bewegen, bis die Spitze an den vorspringenden Rand der entgegengesetzten Seite anstieß. Ich hatte weiter Nichts zu thun als mich zu überzeugen, daß die Spitze richtig in der Mitte war, und dann wieder eine Kerbe zu machen.

Die Länge des Fasse war das Letzte, was zu ermitteln blieb, und diese Operation kostete, obschon anscheinend sehr einfach, mir viel Ueberlegung, ehe ich sie mit einem gewissen Grade von Genauigkeit vornehmen konnte.

Man wird glauben, es müsse sehr leicht gewesen sein, die Länge zu berechnen, wenn man den Meßstock parallel neben das Faß gelegt und die beiden Enden an der betreffenden Stelle gekerbt hätte.

Dies wäre auch in der That sehr leicht gewesen, wenn der Platz hell genug gewesen wäre, um zu sehen, daß die Kerbe richtig war, und wenn ich eine ebene Fläche gehabt hätte, auf welche ich den Meßstab hätte legen können.

Da ich aber von Keinem von Beidem – von Licht eben so wenig als einer ebenen Fläche – begünstigt war, so stieß ich bei dieser Operation auf große Schwierigkeiten.

Ich konnte durch bloße Berührung nicht ermitteln, wenn die Enden des Meßstocks mit den betreffenden Punkten des Fasses zusammentrafen. Ich mußte mit den Fingern von einem nach dem andern fahren und konnte nicht beide – d. h. den Rand des Fasses und das Ende des Stabes – zu gleicher Zeit fassen, da sie ja nothwendig durch einen Zwischenraum von mehreren Zollen von einander getrennt waren.

Der Tag lag übrigens auch nicht fest und durch bloßes Fühlen konnte ich mich nicht überzeugen, wenn das Ende dem Deckel oder Boden des Fasses richtig gegenüber lag.

Irrte ich mich bloß um einen Zoll – und ich konnte mich sehr leicht um mehrere irren – so wurden alle meine Berechnungen unrichtig und nutzlos. Es konnte mir Nichts nützen, auf eine unsichere Basis hin zu operiren, und eine Weile lang wußte ich nicht, was ich anfangen sollte, und mußte inne halten.

Dies war ein unerwartetes Hinderniß, denn ich hatte von Anfang an die Durchmesser als die einzige Schwierigkeit betrachtet, dagegen in Bezug auf die Möglichkeit, die Länge zu ermitteln, niemals einen Zweifel gehegt.

Mein Scharfsinn kam mir jedoch wieder zu Hilfe und ich entdeckte bald ein Mittel, welches den beabsichtigten Zweck erreichen helfen sollte.

Ich mußte einen zweiten Meßstock fertigen, indem ich noch zwei Späne der ganzen Länge des Bretes nach abspaltete, und damit war ich im Stande, den Punkt zu bestimmen.

Ich verfuhr dabei auf folgende Weise:

Den alten Meßstock schob ich den Deckel des Fasses entlang bis über den äußeren Rand desselben hinaus, so daß beide Enden gegen den vorspringenden Rand anstießen. In dieser Lage befand er sich genau parallel mit der Fläche des Faßdeckels, während ein Fuß oder noch etwas mehr nach mir zu hervorragte.

Das Ende des zweiten Stabes gegen diesen vorspringenden Theil und in rechtem Winkel haltend, gab ich ihm eine Richtung längs der Seite des Fasses und ward dadurch in den Stand gesetzt, den Punkt zu markiren, wo der mittlere Theil des Bauches in Berührung mit dem zweiten Stabe kam.

Dies gab mir natürlich – nach Abrechnung der Breite des Randes und der vermuthlichen Stärke des Deckels – die halbe Länge des inneren Fasses, und mehr brauchte ich nicht, denn zwei Hälften machen ein Ganzes.

Nun war ich im Besitze der einzelnen Ansätze des Exempels und brauchte es nur noch auszurechnen.

EINUNDDREISSIGSTES KAPITEL. »QUOD ERAT
FACIENDUM.«

Der Kubikinhalt des Fasses nach Fuß oder Zollen zu finden und ihn später auf Flüssigkeitsmaß – Gallonen oder Quarts – zu reduciren, wäre sehr leicht gewesen und bedurfte nur einer einfachen Zahlenrechnung.

Ich wußte, da ich im Rechnen geübt genug war, um diese Berechnung machen zu können, obschon ich weder Feder noch Papier, weder Schiefertafel noch Stift besaß, und hätte ich diese Gegenstände auch besessen, so hätte ich doch kein Licht gehabt, um mich ihrer bedienen zu können. Von »Tafelrechnen« konnte daher keine Rede sein, wohl aber hatte ich mich oft im Kopfrechnen geübt und konnte ohne Hilfe von Feder oder Stift eine ziemliche Reihe von Zahlen addiren, subtrahiren, multipliciren oder dividiren.

Das Exempel, welches ich hier vor mir hatte, drehte sich nur um eine sehr beschränkte Anzahl Ziffern und ich war überzeugt, daß ich damit sehr leicht würde zu Stande kommen können.

Ich habe gesagt, daß es eine sehr einfache und leichte Berechnung gewesen sein würde, den Inhalt des Fasses nach Kubikfuß oder Zollen zu ermitteln.

Die Worte »gewesen sein würde« setzen voraus, daß eine Schwierigkeit dabei obgewaltet habe, und eine solche war auch in der That vorhanden.

Es mußte eine wichtige »vorläufige« Frage entschieden werden, ehe ich irgend eine Berechnung vornehmen

konnte – eine sehr wichtige Frage, und sie betraf den Umstand, daß ich ja meine Messungen – die Durchmesser sowohl als die Längenmaße noch nicht auf Fuß und Zolle reducirt hatte.

Ich hatte das Faß mit einfachen Holzstücken gemessen und die Dimensionen durch einfache Kerben markirt.

Aber was war damit gewonnen? Ich wußte ja nicht, wie viel nach Fuß und Zollen diese Kerben von dem einen Ende oder von einander selbst entfernt waren. Ich konnte es wohl ungefähr errathen, aber dies konnte mir in der Hauptsache nicht viel nützen und nach all' meiner Mühe besaß ich immer noch keine Unterlagen, auf die ich meine Berechnung gründen konnte, und konnte dergleichen auch nicht eher haben als bis ich vorher meine Maßstäbe selbst gemessen hatte.

Anscheinend war dies eine Schwierigkeit, die von mir nicht überwunden werden konnte. Ich hatte keinen Maßstab zur Hand – weder eine Schmiege, noch eine Elle, noch sonst Etwas der Art – und man wird daher glauben, ich hätte mich in die Nothwendigkeit versetzt gesehen, das ganze Rechenexempel ruhen zu lassen.

Eine auf die bloße Länge des Meßstocks gegründete Berechnung wäre abgeschmackt gewesen und hätte mir über den Punkt, in Bezug auf welchen ich unterrichtet zu sein wünschte, keinen Aufschluß geben können. Um den cubischen und flüssigen Inhalt des Fasses zu finden, mußte ich erst seine Länge, mit den größten und kleinsten Durchmessern in bestimmten Ausdrücken, das heißt

entweder nach Fuß oder Zollen, oder nach irgend welchen andern Eintheilungen eines Maßstabes ermitteln.

Und wie, frage ich, sollte ich das ermitteln, da ich kein bestimmtes Längenmaß in meiner Nähe hatte? Ich konnte auch keines fertigen, denn zu diesem Zwecke hätte ich erst ein anderes zur Richtschnur haben müssen. *Errathen* konnte ich natürlich die Länge nach Fuß oder Zollen nicht. Wie sollte ich daher zu Werke gehen?

Die Schwierigkeit war anscheinend nicht zu überwinden. Die Sache schien unausführbar. Vielleicht scheint sie dies meinen Lesern, *mir* aber schien sie es nicht. Ich hatte schon daran gedacht. Ich hätte mir mit dem Spalten und Zusammenbinden meiner Meßstöcke und den genauen Messungen nicht so viel Mühe gegeben, wenn ich nicht diese Schwierigkeit vorhergesehen und an ein Mittel gedacht hätte, sie zu überwinden. Alles Dies war schon im Voraus geordnet.

Ich wußte, daß ich, meine Stöcke messen und die Längendimensionen derselben bis auf den Zoll bestimmen könnte.

»Aber wie?«

»So.«

Als ich vorhin sagte, ich hätte keinen Maßstab bei mir gehabt, sprach die Wahrheit nur buchstäblich. Obschon nicht gerade *bei* mir, so hatte ich doch einen *an* mir, denn ich selbst war dieser Maßstab.

Man wird sich entsinnen, daß ich mich selbst einer Messung unterzogen hatte, welche ergab, daß ich vier Fuß lang war. Wie werthvoll erwies sich mir jetzt diese

Kenntniß! Da ich sonach wußte, daß meine Körperlänge ziemlich vier Fuß betrug, so konnte ich dieses Maß an einem der Stöcke markiren und hatte dann eine Elle von vier Fuß Länge.

Ohne Verzug nahm ich die zu diesem Zwecke erforderliche Operation vor. Sie war einfach und leicht. Ich legte mich wagerecht nieder, stemmte meine Füße an eine der großen Rippen des Schiffes und stützte das Ende des Stockes dazwischen.

Nun streckte ich mich zu meiner vollen Länge aus, hielt den Stock so, daß er parallel mit der Achse meines Körpers blieb, und führte ihn dann über die Stirn hinaus.

Mit meinen Fingern konnte ich den Punkt ermitteln, der sich dem Wirbel meines Kopfes gegenüber befand, und nachdem ich diesen Punkt sorgfältig markirt, machte ich später mit dem Messer eine Kerbe.

Nun besaß ich einen Maßstab von vier Fuß, der für meinen Zweck genau genug war.

Aber es gab noch andere Schwierigkeiten zu überwinden.

Mit einer Elle von vier Fuß kam ich in meiner Berechnung nicht viel weiter. Ich konnte das Maß meiner Durchmesser ein wenig genauer berechnen, aber dies half mir Nichts. Ich mußte sie *ganz genau* kennen; ich mußte sie nach Zollen und selbst Bruchtheilzollen kennen, denn, wie ich schon gesagt habe, ein Irrthum von einem halben Zoll in einigen meiner Unterlagen hätte in dem Facit einen Unterschied von mehreren Gallonen ausgemacht.

Wie sollte daher einen vier Fuß langen Stock in Zolle theilen und die Zolle am Rande angeben? Wie sollte dies geschehen?

Die Sache scheint ziemlich einfach. Die Hälfte meiner bereits ermittelten vier Fuß gab natürlich zwei Fuß, und hiervon wieder die Hälfte reducirte den Maßstab auf einen Fuß. Diesen wiederum in der Mitte gekerbt, hätte zwei Hälften, jede von sechs Zoll, gegeben. Diese beiden Hälften konnte ich dann wieder in Striche von drei Zoll und, wenn diese zu meiner Berechnung noch nicht klein genug waren, wieder in drei gleiche Theile theilen, von welchen ein jeder dann das gewünschte Minimum von einem Zoll gewesen wäre.

Ja – dies Alles scheint der Theorie nach sehr leicht zu sein, und dennoch, wie sollte es an einem glatten, geraden Stecken in Ausführung gebracht werden? Noch dazu in so vollkommener Finsterniß, wie die ist, die einen Blinden umgiebt? Wie sollte ich die genaue Mitte – denn genau mußte sie sein – von auch nur den vier Fuß finden – geschweige denn sie mehrmals theilen, bis ich auf die Zolle herabkam?

Ich gestehe, daß ich eine Weile lang in Verlegenheit war und inne halten und nachdenken mußte.

Nicht sehr lange jedoch. Bald war ich im Stande, über dieses geringfügige Hinderniß hinwegzukommen.

Das Auskunftsmittel, an welches ich zuerst dachte, bestand darin, ein drittes Stück Holz von ein wenig über zwei Fuß Länge, zu schneiden, was ich bis auf wenige Zoll leicht nach Gedanken abmessen konnte. Dieses

konnte ich dann an meinen Vierfußmaßstab anlegen, indem an dem Ende anfang und damit fortfuhr, als ob ich das letztere mit dem ersteren määße.

Natürlich mußten bei dem ersten Versuche zwei Längen von dem Ende des Meßstockes bis an die Kerbe reichen, welcher die Vierfußlänge bezeichnete, und vielleicht noch ein wenig hinausragen. Dann mußte ich das Maß kürzen und wieder anlegen.

Diesmal kam das Ende der eben erwähnten Kerbe schon näher. Noch ein wenig Verkürzung brachte es noch näher, und indem so allmählig so viel als nöthig war von dem Ende des Stockes abschnitt, mußte ich endlich finden, daß die zweimalige Länge desselben mit der Länge meiner Vierfußelle übereinstimmte.

Dann hatte ich ein genau zwei Fuß langes Holz; mit Hilfe desselben konnte ich die Mitte des längeren aufsuchen und dieselbe durch einen Einschnitt bezeichnen. Wenn ich dann das kurze Stücke in zwei ziemlich gleiche Theile schnitt, so konnte ich dann den größeren von beiden nehmen und unter Beobachtung eines ähnlichen Verfahrens den Maßstab von einem Fuß erhalten und ihn ebenfalls auf meiner Elle markiren.

So konnte ich weiter machen, bis es mir gelungen war, bis auf die Zolle zu kommen.

Natürlich gehörte zu all' diesem Zeit und Geduld und die größte Genauigkeit. Zeit aber hatte ich genug, und geduldig und genau zu sein lag in meinem eigenen Interesse.

Obschon ich daher die Zeit nicht in Anschlag brachte, so fiel mir doch, gerade als ich den beschriebenen Plan in Ausführung bringen wollte, ein anderer ein, der noch eher zum Ziele zu führen versprach. Er machte deßhalb auch weniger Geduld nothwendig, obschon er einen gleichen Grad von Genauigkeit erforderte.

Dieser Plan war ein Seitenstück zu dem erstern, und der einzige Unterschied bestand darin, daß ich meine Untereintheilung und Gradbezeichnung anstatt mit einem Stocke mit einer Schnur ausführen wollte.

Die Riemen meiner Schuhe fielen mir wieder ein – sie mußten ganz meinem Zwecke entsprechen. Ich hätte gar keine bessere Schnur zur Erfüllung meiner Aufgabe finden können. Es waren schmale Streifen vom besten Kalbsleder, nach dem Strich geschnitten, sodaß sie auch nicht um den achten Theil eines Zolles hätten ausgedehnt werden können. Aus diesem Grunde maßen sie so genau wie ein Lineal von Buchsbaumholz oder Elfenbein.

Einer allein wäre nicht lang genug gewesen – deßhalb band ich beide zusammen und trug Sorge, einen saubern festen Knoten zu machen. Sie gaben eine Schnur von über vier Fuß, und nachdem ich sie die Vierfußelle entlang gelegt, schnitt ich sie mit meinem Messer zu genau dieser Länge.

Ich gab mich nicht eher zufrieden, als bis ich sie wiederholt gemessen, wobei ich sie jedes Mal aus Leibeskräften dehnte, damit nicht etwa ein Knötchen sei, welches

sich später lös'te. Ein kleiner Irrthum konnte meinen beabsichtigten Maßstab sehr unzuverlässig machen – ob schon, wenn man vier Fuß in Zolle eintheilt, weniger Gefahr vorhanden ist als wenn man von dem kleineren nach dem größeren Maßstabe fortschreitet.

Im erstern Falle war jede Unterabtheilung den Irrthum natürlich kleiner, während im letzteren fortwährend verdoppelt wird.

Als ich mich überzeugt, daß ich dem Riemen die richtige Länge gegeben, nahm ich ihn doppelt zusammen, zog ihn scharf durch die Finger und knickte ihn genau in der Mitte. Dann hielt ich ihn fest auf die Klinge meines Messers, schnitt ihn an der geknickten Stelle durch und theilte ihn so in zwei Hälften von gleicher Länge, nämlich jede von zwei Fuß. Den Theil mit dem Knoten legte ich als nicht länger nöthig beiseite und die andere Hälfte nahm ich wieder doppelt zusammen und schnitt sie abermals entzwei.

Auf diese Weise bekam ich zwei Stücken, jedes von einem Fuß Länge. Eines hiervon faltete ich hierauf dreifach zusammen und knickte es vor dem Zerschneiden wie vorher.

Es war dies eine sehr kritische Operation und bedurfte der ganzen Geschicklichkeit meiner Finger, denn es ist weit leichter, eine Schnur in *zwei* gleiche Theile zu theilen als in *drei*.

Es dauerte ziemlich lange, ehe ich sie zu meiner Zufriedenheit dreifach bekam, endlich aber gelang es mir und dann schnitt ich die einzelnen Theile auseinander.

Mein Zweck, indem ich die Riemen so in drei Stücken schnitt, war, diese Stücken in gleiche Abtheilungen von vier Zoll jede zu schneiden, damit ich nochmaliges Zusammenlegen dann genauer den Zoll heraus bekäme.

Um mich zu überzeugen, daß ich keinen Irrthum begangen, nahm ich das knotige Stück, welches ich beiseite gelegt, zur Hand, und, nachdem ich die andern Bruchtheile dahin gelegt, wo eben Platz war, reducirte ich die zweite Hälfte des Riemens eben so wie ich mit der ersten gethan.

Zu meiner Freude stimmte der Zoll, den ich von beiden erhielt, genau überein. Sie waren auch um kein Haar breit von einander verschieden.

Nun war ich im Besitze eines Führers zu der richtigen Eintheilung meines Meßstockes. Ich hatte Stücken von einem Fuß, von vier Zollen, von einem Zoll, und mit Hilfe derselben begann ich meinen Stab nach der Art und Weise zu markiren, wie man dies an der Elle eines Schnitthändlers sieht.

Ich brauchte dazu einige Zeit, denn ich ging mit Vorsicht und Behutsamkeit zu Werke. Meine Geduld ward aber endlich belohnt und ich sah mich im Besitze eines Maßstabes, auf den ich mich verlassen konnte – selbst bei einer Berechnung, welche eine Frage über Leben und Tod entscheiden sollte.

Ich brauchte nicht viel länger, um nun vollends ganz in's Klare zu kommen. Die Durchmesser wurden nun

nach Fuß und Zollen gemessen und dann der Durchschnitt von beiden genommen. Diese Ziffer ward in Flächenmaß verwandelt und zwar durch die gewöhnliche Methode, indem man mit acht multiplicirt und mit zehn dividirt. Dies gab die Basis des hohlen Cylinders, die dem Frustum eines Kegels von gleicher Höhe gleich war, und eine zweite Multiplication durch die Länge gab den vollständigen Kubikinhalt. In diesen mit 69 hineindividirend, bekam ich die Zahl der Quarts und dann der Gallonen.

Das Faß hatte im vollen Zustande etwas über hundert Gallonen enthalten – so genau ich berechnen konnte, ungefähr 108 – deßhalb war aller Wahrscheinlichkeit nach eine alte Pipe, in welcher sich früher Xereswein befanden.

ZWEIUNDDREISSIGSTES KAPITEL. DIE SCHRECKEN DER FINSTERNISS.

Das Ergebniß meiner Berechnung war von höchst zufriedenstellender Art. Achtzig Gallonen war eine halbe Gallone täglich für 160 Tage oder 1 Quart täglich für 320 Tage, beinahe ein ganzes Jahr.

Sicherlich konnte ich von einem Quart täglich existiren, sicherlich dauerte die Reise nicht so lange wie 320 Tage.

Ein Schiff konnte ja in geringerer Zeit die Reise, um die Welt machen. Ich erinnerte mich, daß man mir dies gesagt, und es war ein Glück, daß ich mich entsann, denn in Bezug auf Wasser war mein Gemüth nun ruhig. Trotzdem aber beschloß ich, nicht mehr als 2 Quart täglich zu

trinken, und ich zweifelte nicht, daß dann der Vorrath ausreichen würde.

Die Gefahr, daß die *Speise* nicht zulangen würde, war größer; im Ganzen genommen empfand ich jetzt jedoch sehr wenig Furcht, da ich fest beschlossen hatte, mich nach dem, ökonomischsten Maßstabe zu beköstigen.

So weit daher *Speise* und *Trank* in Frage kamen, fühlte ich keine weitere Unruhe. Ich war überzeugt, daß ich weder verdursten noch verhungern würde, und die merkwürdige Weise, auf welche mir *Speise* und *Trank* gewährt, gleichsam hergesetzt worden, führte mich natürlich auf den Gedanken, daß die Hand der Vorsehung sich ausgestreckt habe, um mir zu helfen, und noch weiter ward ich durch die Hoffnung getröstet, daß Er, der mich bis jetzt so wunderbar erhalten, mich auch in der Zukunft nicht verlassen werde.

In dieser Gemüthsstimmung verlebte ich mehrere Tage, und obschon es ein peinliches Leben war, – jede Stunde schien an und für sich ein ganzer Tag zu sein – so war ich doch im Stande, es zu ertragen.

Zuweilen bemühte ich mich, die Zeit dadurch zu verkürzen, daß ich nicht blos die Stunden, sondern sogar die Minuten und Secunden zählte, und mit dieser Beschäftigung – denn eine andere konnte ich nicht denken – brachte ich oft mehrere Stunden hinter einander zu.

Meine Uhr setzte mich in den Stand, mich auf diese Weise zu amüsiren, und ihr munteres Ticken leistete mir gewissermaßen Gesellschaft.

Es kam mir vor, als wenn sie lauter schlugen als ich sie je zuvor gehört, und dies war auch wahrscheinlich der Fall, weil der Schall durch die hölzernen Mauern, die meine Zelle umgaben, verstärkt ward.

Ich trug Sorge, die Uhr niemals ganz ablaufen zu lassen, weil dadurch meine Zeitrechnung in Unordnung gekommen wäre.

Nicht als ob mir daran gelegen hätte, immer genau die Stunde zu wissen. Dies war von keiner Bedeutung. Ich wußte nach der Uhr nicht einmal, ob es Nacht oder Tag war, und es würde auch nicht viel ausgemacht haben, wenn ich die eine von dem anderen hätte unterscheiden können, da ja selbst der hellste Sonnenschein seinen Strahl seines Lichtes in meinen Kerker senden konnte.

Zufällig aber unterschied ich doch die Nacht vom Tage. Man wird sich ohne Zweifel wundern, wie ich zu dieser Kenntniß kam, da ich während der ersten hundert Stunden, nachdem ich an Bord gekommen, keine Zeitrechnung gehabt hatte und es dann in der vollständigen Finsterniß, die mich einhüllte, kein Mittel gab, das Eine von dem Anderen zu unterscheiden.

Ich hatte aber dennoch ein Mittel und zwar folgendes: Während meines ganzen Lebens war ich gewöhnt worden, zu einer besonderen Stunde, nämlich um 10 Uhr Abends, zu Bette zu gehen und um Schlag 6 Uhr aufzustehen.

Dies war Regel, in dem Hause meines Vaters sowohl als in dem meines Onkels; in dem letzteren ward mit ganz besonderer Strenge darauf gehalten.

Die Folge dieser Gewohnheit war, daß ich, so oft die zehnte Stunde herankam, ganz natürlich Neigung zum Schlafe fühlte, und diese Gewohnheit war so fest gewurzelt, daß sie trotz der veränderten Umstände sich auch noch jetzt erhielt.

Ich bemerkte dies sehr bald. Ich fühlte, wie der Wunsch zu schlafen sich zu regelmäßig wiederkehrenden Perioden meiner bemächtigte, und deßhalb schloß ich, daß, so oft dieses Gefühl über mich kam, es gegen zehn Uhr Abends sei.

Auch hatte ich mit Hilfe meiner Uhr beobachtet, daß ich gewöhnlich ungefähr acht Stunden schlief und dann keinen Wunsch empfand, länger zu schlafen.

Wenn ich erwachte, pflegte es sechs Uhr Morgens zu sein, und in diesem Glauben stellte ich meine Uhr nach der Stunde.

Ich war von dieser Thatsache so überzeugt, daß ich zuversichtlich glaubte, ich könnte die Tage auch ohne Uhr zählen. Da ich aber fürchtete, daß in meinen gewohnten Ruhestunden in Folge der verschiedenen Umstände, in die ich mich versetzt sah, Eine Aenderung eintreten könne, so beschloß ich, meine Uhr fortwährend im Gange zu erhalten.

Allemaal, ehe ich mich zum Schlafen niederlegte, brauchte ich die Vorsicht, sie zur vollständigen Länge der Kette aufzuziehen, und wenn ich erwachte, wiederholte ich diese Operation, damit die Gefahr eines selbst augenblicklichen Stillstehens vermieden würde.

Obschon ich überzeugt war, daß ich die Nacht vom Tage unterscheiden konnte, so habe ich doch schon gesagt, daß sehr wenig oder gar Nichts darauf ankam. Dennoch aber war es von Wichtigkeit, allemal zu wissen, wenn vierundzwanzig Stunden um waren, denn nur auf diese Weise konnte ich Kenntniß vom Fortgange der Reise haben. Ich trug daher besonders Sorge, die Stunden zu zählen, und so oft ich es bemerkte, daß der Stundenzeiger zweimal seinen Weg um das Zifferblatt herum zurückgelegt hatte, schnitt ich eine frische Kerbe in ein zu diesem besonderen Zwecke bestimmtes Holz.

Ich brauche nicht erst zu sagen, daß mein Register mit der größten Sorgfalt geführt ward. Der einzige Theil desselben, auf den ich mich nicht verlassen konnte, war der, welcher sich auf die ersten Tage nach meiner Abreise bezog, wo ich von der Zeit, die vergangen war, gar keine Notiz genommen hatte. Auf bloße Muthmaßung hin hatte ich diese Tage und Nächte mit vier Kerben bezeichnet und später fand ich, daß diese Rechnung ganz richtig war.

So vergingen mehrere Tage, beinahe eine Woche, die Stunden, – die langen Stunden, – lang, finster und langweilig. Stets fühlte ich mich mehr oder weniger elend, dann und wann sehr niedergeschlagen, aber niemals positiv verzweifelnd.

Seltsamer Weise hatte meine größte Pein ihren Grund in dem Mangel an Licht. Anfangs hatte mir der Mangel an Platz, so wie das Liegen auf dem harten Eichenholze zu

schaffen gemacht, an diese Uebelstände hatte ich mich gewöhnt.

Ueberdies entdeckte ich gegen die Härte meine Bettes bald ein Gegenmittel.

Ich hatte bemerkt, daß die Kiste, welche auf der anderen Seite meines Zwiebackhauses stand, eine Art Stoff enthielt, der sich wie wollenes Zeug anfühlte.

Bei näherer Untersuchung fand ich, daß es feines Tuch, fest in großen Stücken, wie es aus der Fabrik gekommen, zusammengepackt war.

Dies brachte mich auf einen Gedanken, der wahrscheinlich zu meiner Bequemlichkeit beitragen mußte, und ich begann sofort, ihn in Ausführung zu bringen.

Nachdem ich die Zwiebacke mir aus dem Wege geschafft, erweiterte ich das Loch, welches ich bereits in die Wand der Tuchkiste gemacht, so daß ich, obschon nicht ohne viele Mühe, im Stande war, eines der Stücken herauszuziehen. Dann zog ich mit weniger Mühe ein zweites und ein drittes heraus, bis ich so viel hatte, als ich zu meinem Zwecke gebrauchte.

Ich brauchte zwei Stunden, um mit dieser Operation zu Stande zu kommen; nachdem ich mich aber einmal in den Besitz des Tuches gesetzt und es aus seinen harten Falten geschüttelt, bereitete ich mir daraus einen Teppich und ein, Lager, welches für einen König weich genug gewesen wäre.

Vielleicht war auch eben so kostbar, denn ich fühlte, daß ich einen Artikel in den Händen hatte, welcher *superfein* war. Ich verwendete nicht mehr davon als absolut nöthig war, um die harten eichenen Planken zu bedecken.

Die Masse würde mir unbequem gewesen sein, wenn ich viel aus der Kiste genommen hätte, und ehe ich es ausbreitete, mußte ich den Weg frei machen, indem ich sämmtliche Zwiebacke wieder in ihren alten Behälter räumte.

Nachdem ich mein kostbares Lager bereitet, legte ich mich darauf nieder und fühlte mich weit behaglicher als ich bis jetzt gethan.

Dennoch aber sehnte ich mich nach Licht mehr als sonst Etwas.

Man kann sich nur schwer einen Begriff von der Kläglichkeit eines Lebens in vollständiger Finsterniß machen, und ich begriff nun wohl, weßhalb der Dunkelarrest stets als die furchtbarste Strafe betrachtet worden ist, die man einem Gefangenen dictiren kann.

Kein Wunder, daß unter solchen Umständen mancher Mensch graues Haar bekommen hat oder daß sein Verstand wankend geworden ist, denn in der That, die Finsterniß ist so schwer zu ertragen, als wenn das Licht für unser Dasein wesentlich nothwendig wäre.

Ich glaubte, wenn ich nur ein Licht hätte, so könnte ich die Zeit zubringen, ohne daß sie mir so lang vorkäme. Die Finsterniß schien mir die Dauer der Stunden zu verdoppeln, als ob etwas Physisches und Materielles wäre, was

sich zwischen die Räder meiner Uhr hineinzwängte und die Bewegung der Zeit selbst hemmte.

Gestaltlose Finsterniß! es war mir, als wenn sie mir Schmerz verursachte, einen Schmerz, den das Licht sofort gemildert haben würde, und zuweilen war es mir zu Muthe, wie es mir einmal früher gewesen, als ich das Krankenlager hüten mußte, die langen Stunden der Nacht zählte und begierig dem Tage entgegenharrte.

Auf diese Weise verging langsam und keineswegs angenehm die Zeit.

DREIUNDREISSIGSTES KAPITEL. DER STURM.

Ueber eine Woche hatte ich in dieser langweiligen, eintönigen Existenz zugebracht. Der einzige Schall, der mein Ohr erreichte, war das heisere Rauschen der Wellen *über* mir. Ueber mir, denn ich wußte, daß ich weit unten in den Tiefen derselben saß, weit unter der Fläche des Meeres. In langen Zwischenräumen bloß unterschied ich auch andere Klänge, wie z. B. ein Poltern auf dem Deck, als ob ein schwerer Gegenstand darauf umherbewegt würde, und dies war ohne Zweifel auch die Ursache davon.

Bei ruhigem Wetter bildete ich mir zuweilen ein, ich könnte die Glocke hören, welche die Mannschaft zur Wache rief, aber davon war ich nicht überzeugt.

Auf alle Fälle war der Klang so entfernt und undeutlich, daß ich nicht bestimmt sagen konnte, daß es eine Glocke sei, und wenn dem so war, so hörte ich sie bloß während der ruhigsten Witterung.

Ich spreche von ruhiger Witterung, denn ich wußte recht wohl, wenn Veränderungen eintraten. Ich konnte den scharfen Wind, den Sturm, den Orkan unterscheiden, ich wußte, wenn sie begannen und wenn sie endeten, gerade so gut, als ob ich auf dem Deck gewesen wäre.

Das Rollen des Schiffes und das Knarren der Balken waren gute Anzeichen in Bezug auf die Stärke des Windes oder ob es rauhe oder milde Witterung war.

Am sechsten Tage, d. h. am zehnten nach der Abreise, also am sechsten nach meinem Register hatten wir einen regelmäßigen Sturm zu bestehen. Er dauerte zwei Tage und eine Nacht und mußte ein furchtbar heftiger gewesen sein, denn er rüttelte an den Balken des Schiffes, als wenn er sie auseinander reißen wollte.

Manchmal glaubte ich wirklich, das große Schiff ginge in Stücken, und das Getöse der an einander und an die Wände des Schiffes anschlagenden riesigen Kisten und Fässer war wirklich entsetzlich.

Dann und wann unterschied ich auch das Getöse großer Wellen, die sich an dem Schiffe brachen, als wenn ein ungeheurer Hammer oder ein Mauerbrecher mit aller Kraft gegen die Wand des Schiffes in Bewegung gesetzt worden wäre.

Ich zweifle nicht, daß das Schiff in Gefahr war zu scheitern, und meine Lage unter diesen Umständen kann man sich leicht denken.

Ich brauche nicht erst zu sagen, daß ich mich fürchte. Wenn ich bedachte, daß wir zu Grunde gehen müßten, und ich in meiner Lage, von allen Seiten eingeschlossen wie in einem Sarge, ohne Möglichkeit, mich zu bewegen oder auch nur einen Versuch zu machen, mich durch Schwimmen zu retten, – wie konnte diese Zeit für mich eine andere sein als eine Zeit großer Furcht?

Wäre ich auf dem Verdeck frei gewesen, so hätte ich sicherlich nicht halb so viel Angst wegen dieses Sturmes gehabt.

Um mein Elend zu erhöhen, hatte sich auch die Seerkrankheit wieder meiner bemächtigt, denn dies ist bei Denen, welche eine erste Seereise machen, gewöhnlich der Fall. Ein heftiger Sturm führt die Wiederkehr dieser Krankheit herbei, und zwar oft in so hohem Grade wie während der ersten vierundzwanzig Stunden, welche der Passagier zur See zubringt.

Es läßt sich Dies sehr leicht erklären, denn es ist einfach die Folge des heftigeren Schwankens des Schiffes, während es von dem Sturme, hin- und hergeworfen wird.

Beinahe 49 Stunden dauerte der Sturm und dann trat vollkommene Windstille ein. Ich wußte, daß dies der Fall war, weil ich nicht mehr jenes siedende Geräusch hörte, welches gewöhnlich verräth, daß das Schiff sich durch das Wasser bewegt.

Trotzdem aber, daß der Wind aufgehört hatte zu wehen, taumelte das Schiff immer noch hin und her; die Balken knarrten und Kisten und Fässer rollten und schlugen noch so toll an einander wie vorher.

Dies ward durch das sogenannte »Schwellen« verursacht, welches allemal auf einen schweren Sturm folgt und dem Schiffe zuweilen eben so gefährlich ist wie der Sturm selbst.

Das Schwellen legte sich allmählig, bis es nach ungefähr vierundzwanzig Stunden ganz aufhörte und das Schiff wieder ruhiger und glatter als je durch das Wasser glitt.

Die widerliche Krankheit schwand zu derselben Zeit und ich fühlte die Reaction der Gesundheit, die eine etwas heiterere Stimmung in mir erweckte.

Da meine Furcht mich während der ganzen Zeit, wo der Sturm tobte, wach erhalten hatte und ich, so lange das heftige Schaukeln dauerte, krank gewesen war, so war ich jetzt ganz abgemattet, und in dem Augenblicke, wo Alles wieder seinen ruhigen Gang ging, sank ich in tiefen Schlaf.

Ich hatte Träume, die fast eben so schrecklich waren als die Wirklichkeit, die ich durchgemacht.

Ich träumte nämlich Das, was ich in der eben vergangenen Stunde gefürchtet. Ich träumte, ich stände im Begriffe zu ertrinken, und zwar gerade unter den Umständen, in welchen ich mich befand, eingeschlossen in den Raum, ohne Möglichkeit, auch nur einen Strich zu schwimmen und mein Leben zu retten. Ja, noch mehr, ich träumte, ich wäre wirklich gestorben und läge auf dem Boden des Meeres, todt, aber nicht ohne Bewußtsein. Im

Gegentheile konnte ich mich rings umschauen und bemerkte unter anderen Dingen gräßliche grüne Ungeheuer, Krabben oder Hummern, die auf mich zugekrochen kamen, wie in der Absicht, mich mit ihren gräßlichen Klauen zu zerreißen und mein Fleisch zu schmausen!

Einer dieser Unholde zog meine Aufmerksamkeit besonders auf sich. Er war größer und sah tückischer aus als die übrigen, auch war er mir näher als irgend Einer. Dabei rückte er auch mit jedem Augenblicke noch weiter heran.

Ich glaubte, er hätte meine Hand erreicht, und ich fühlte ihn auf derselben hinkriechen. Ich fühlte die kalte, harte Berührung während er seine scheußliche Gestalt über meine Finger hinwegschleppte, aber ich konnte weder Hand noch Finger rühren, um ihn von mir zu schleudern.

Immer weiter kam er über mein Handgelenk und gerade meinen Arm herauf, der ausgestreckt vor meinem Körper lag. Er schien die Absicht zu haben, mich im Gesichte oder an der Kehle zu packen. Ich las diese Absicht in der Begier, mit welcher er näher kam; trotz des Entsetzens aber, welches ich fühlte, konnte ich doch Nichts thun, um ihn fortzuscheuchen.

Ich konnte weder Hand noch Arm, ich konnte keinen Muskel meines Körpers rühren.

Wie hätte ich auch gekonnt, da ich ja ertrunken und todt war!

Ha! jetzt sitzt er mir auf der Brust, jetzt rückt er mir an die Kehle, jetzt wird er mich packen, ha!

Mit einem lauten Gekreisch erwachte ich und fuhr in die Höhe. Ich würde völlig auf meine Füße emporgesprungen sein, wenn Platz genug dagewesen, wäre, um aufrecht stehen zu können. So aber war nicht Raum genug dazu vorhanden, und den Stoß, den ich dadurch bekam, daß ich mit dem Kopfe gegen die größte Rippe des Schiffes anslug, warf mich auf mein Lager nieder und brachte mich nach einigen Augenblicken zum Bewußtsein meiner Situation zurück.

VIERUNDREISSIGSTES KAPITEL. EIN NEUMODISCHER
TRINKBECHER.

Trotzdem daß Alles ein Traum war und daß unmöglich ein Krebs mir den Arm hinaufgekrochen sein konnte – trotzdem daß ich jetzt wach war und wußte, daß ich bloß geträumt hatte – konnte ich doch nicht umhin, zu glauben, daß wirklich ein Krebs über mich hinweggekrochen sei – ein Krebs, oder eine andere Kreatur.

Ich fühlte jene eigenthümliche summende Empfindung längs meines Armes und auf meiner Brust – die ganz offen und entblößt war – welche durch die Krallen eines kleinen kriechenden Thieres hervorgebracht zu werden pflegt, und konnte nicht umhin, zu glauben, daß wirklich *Etwas* dagewesen sei.

Davon war ich so fest überzeugt, daß ich, als ich erwachte, mechanisch meine Arme umherwarf und auf dem ausgebreiteten Tuche und um die Ränder meines Lagers herumtastete in der Erwartung, irgend ein *lebendiges Geschöpf* in die Hände zu bekommen.

Noch halb im Schlafe, glaubte ich, es sei wirklich ein Krebs gewesen; so wie aber meine Sinne klarer wurden, bedachte ich, wie unwahrscheinlich das Vorhandensein eines solchen Thieres an einem solchen Orte war.

Und doch, warum konnte nicht sein? Ein Krebs konnte recht wohl in dem Raume eines Schiffes Quartier finden. Er konnte auf seltsame Weise mit an Bord gekommen sein – unter den Balast – oder vielleicht durch einen der Matrosen, der ihn aus Kuriosität mitgebracht. Dann hatte man ihn vielleicht seinem Schicksale überlassen und er hatte sich unter den zahlreichen Winkeln und Spalten versteckt, die sich unter dem Holzwerke eines Schiffsraumes finden. Seine Nahrung, hatte er vielleicht in dem Kimmwasser oder in dem Ballastgerülle gefunden, oder vielleicht konnten die Krebse oder Krabben eben so, wie das Chamäleon, von der Luft leben.

Solche Gedanken hatte ich, nachdem ich erwachte, aber nur einige Augenblicke lang, und so wie ich weiter über die Sache nachdachte, verbannte ich diese Gedanken.

Es konnte nur mein Traum sein, der mich überhaupt verleitet hatte, an Krabben zu denken. Außerdem wäre der Gedanke an ein solches Geschöpf mir nicht in den Sinn gekommen. Es konnte keine Krabbe da sein, sonst wäre sie mir in die Hände gekommen, denn ich hatte keine Zeit verloren, auf der Decke meines Tuchteppichs genau umherzutasten, aber ich hatte Nichts gefunden.

Es waren nur zwei aus meiner Zelle hinausführende Spalten vorhanden, durch welche ein Krebs von irgend

einer bedeutenden Größe hätte herein- oder hinauskommen können, und nach diesen Stellen hatte ich gleich im ersten Augenblicke gefühlt. Ein so langsamer Wanderer hätte in so kurzer Zeit weder die eine noch die andere dieser Oeffnungen zu passiren vermocht. Nein, eine Krabbe oder ein Krebs konnte es nicht gewesen sein, aber dennoch, *Etwas war es* – Etwas war über mich hinweggekrochen. Ich konnte mich nicht von dem Gegentheile überzeugen.

So lag ich lange da und dachte über meinen Traum nach. Das unangenehme Gefühl, welches er in mir erweckte, verging sehr bald wieder. Es war sehr natürlich, daß ich so Etwas geträumt hatte, denn es war ja beinahe dasselbe, was ich während des Sturmes gedacht.

Als ich meine Uhr zu Rathe zog, fand ich, daß ich bedeutend länger geschlafen hatte als gewöhnlich – da ich nämlich beinahe sechs Stunden lang ohne Bewußtsein gewesen war.

Dieser lange Schlaf war die Folge des Umstandes, daß ich durch den Sturm und die Krankheit, die er herbeigeführt, so lange wach gehalten worden war.

Ich fühlte mich jetzt hungriger als seit mehrern Tagen der Fall gewesen, und begann sofort dieses Gelüst zu befriedigen. Ich mochte mich wehren, wie ich wollte, so konnte ich nicht der Versuchung widerstehen, mehr als meine bestimmte Ration zu essen, und ich hörte nicht eher auf, als bis ich vier meiner kostbaren Zwiebacke gegessen hatte.

Man hatte mir gesagt, daß Nichts mehr Appetit macht als ein Anfall von Seekrankheit, und ich fand, daß dies vollkommen gegründet war. In der That, es war mir, als wenn ich meinen ganzen Vorrath hätte aufzehren können, und die vier Zwiebacke, die ich aß, stillten kaum den ersten Appetit.

Nur die Furcht, später Mangel leiden zu müssen, hielt mich ab, drei Mal so viel zu essen.

Ich empfand auch großen Durst und trank weit mehr als meine festgesetzte Portion Wasser; damit nahm ich jedoch nicht so genau, denn ich glaubte, daß es ganz gewiß bis an's Ende der Reise reichen würde.

Ein Umstand in Bezug auf das Wasser machte mir nicht wenig zu schaffen. Jedes Mal, wo ich einen Trunk that, ging eine ziemliche Quantität Wasser verloren, weil ich kein Gefäß hatte, um es in dieses einzulassen, und überdies aus dem Loche, das ich gemacht, zu trinken, war eine sehr unbequeme Art und Weise, den Durst zu löschen. Sobald ich den Pflock herauszog, schoß ein starker Strahl heraus, an welchen ich den Mund hielt. Ich konnte aber nicht so schnell schlucken als das Wasser kam, und während ich kaum Athem zu holen vermochte und das Wasser mich halb erstickte – spritzte es mir über das ganze Gesicht und durchnäßte meine Kleider und alles Andere an mir herum, ehe ich den Pfropf wieder an Ort und Stelle befestigen konnte.

Wenn ich nur ein Gefäß gehabt hätte, um das Wasser einzulassen – einen Becher oder so Etwas.

Ich dachte schon daran, einen meiner Schuhe zu diesem Zwecke zu benutzen, denn ich bedurfte ihrer jetzt zu sonst Nichts weiter; aber ich empfand doch einigen Widerwillen, diesen Gebrauch davon zu machen.

Ich würde nicht gezögert haben; aus demselben oder aus irgend einem andern Gefäße zu trinken, als mich, bevor ich das Faß angezapft, der Durst quälte; jetzt aber, wo ich Wasser im Ueberfluß hatte, war die Sache eine andere.

Dennoch konnte ich ja einen meiner Schuhe für diesen Zweck hinreichend sauber machen. Besser, dachte ich, ist es, ein wenig Wasser auf das Auswaschen eines der Schuhe zu verwenden, als jedes Mal, wo ich trinke, eine große Quantität verloren gehen zu lassen.

Ich stand schon im Begriffe, diese Absicht in Ausführung zu bringen, als mir ein besserer Gedanke einkam – nämlich einen Trinkbecher aus einem *Stück Tuche* zu machen.

Dies war viel besser. Ich hatte schon bemerkt, daß das Tuch wasserdicht war – wenigstens schien das Wasser, welches aus dem Fasse vergossen ward, darauf liegen zu bleiben, ohne durchzudringen – denn ich war bei jeder Gelegenheit genöthigt gewesen, es herunterzuschütteln.

Ein Stück Tuch daher in Becherform verwandelt, mußte wahrscheinlich meinem Zwecke entsprechen, und demgemäß beschloß ich, mir ein solches Gefäß zu fertigen. Ich brauchte nur einen breiten Streifen mit meinem Messer abzuschneiden und ihn zusammenzurollen, als ob

ich einen Trichter machen wollte, wobei ich jedoch Sorge tragen mußte, das Tuch zu wiederholten Malen übereinander zu legen.

Als ich es zusammengerollt hatte, band ich es an der geeigneten Stelle mit einem Riemen aus meinen Schuhen fest, und auf diese Weise gelang es mir, ein Trinkgefäß zu fertigen, welches mir eben so gute Dienste leistete als wenn vom besten Porzellan oder Glas gewesen wäre.

Nun war ich in Stand gesetzt, mit mehr Bequemlichkeit zu trinken und zugleich, ohne Etwas von der kostbaren Flüssigkeit zu vergeuden, von welcher mein Leben abhing.

FÜNFUNDREISSIGSTES KAPITEL. GEHEIMNISSVOLLES VERSCHWINDEN.

Da ich so viele Zwiebacke zum Frühstück gegessen hatte, so nahm ich mir vor, mit diesem Frühstücke mich für den ganzen Tag zu begnügen; aber ich war zu hungrig und nicht im Stande, meinem guten Vorsatze treu zu bleiben.

Gegen Mittag tastete ich mich wieder nach der Kiste und die Folge war, daß ich wieder einen Zwieback stibitzte.

Ich nahm mir jedoch vor, nur die Hälfte davon zum Mittagsmahle zu genießen, und mir die andere zum Abendbrote aufzuheben.

Diesem Vorsatze zufolge brach ich den Zwieback in der Mitte entzwei und legte die eine Hälfte auf die Seite. Die

andere aß ich und spülte sie wieder mit ein wenig Wasser hinunter.

Man wird sonderbar finden, daß ich nicht zuweilen Appetit zu ein wenig Branntwein bekam, den ich ohne Mühe hätte haben können, da ja eine Quantität von wenigstens hundert Gallonen in meiner Nähe stand. Der Branntwein war mir aber Nichts, und das große Faß hätte eben so gut Vitriol enthalten können. Ich kümmerte mich nicht darum.

Es gab mehrere Gründe, weshalb ich Nichts damit zu schaffen haben mochte.

Erstens fand ich keinen Geschmack daran und zweitens machte er mir Uebelkeiten und verdarb mir Gaumen und Magen.

Wahrscheinlich war er von geringer Qualität und nicht Handelsartikel, sondern zum Gebrauche für die Mannschaft bestimmt, denn auf den meisten Schiffen werden sehr schlechte Gattungen von Branntwein und Rum zum Gebrauche für die Mannschaft mitgenommen.

Ein dritter Grund, weshalb ich mit dem Branntweine Nichts zu thun machen wollte, war, daß ich schon davon getrunken – blos ungefähr ein Weinglas voll – und es hatte die Wirkung, mich ungeheuer durstig zu machen, so daß ich beinahe eine halbe Gallone Wasser trinken mußte, ehe es mir gelang, meinen Durst vollständig zu löschen.

Deßhalb bedachte ich, daß der Branntwein, wenn ich ihn berührte, mir entweder große Qualen durch den Durst bereiten, oder daß ich dann mehr Wasser würde

trinken müssen als ich mir eigentlich gestatten konnte. Aus diesem Grunde beschloß ich, mich von dem Alkoholgeiste gänzlich entfernt zu halten.

Als meine Uhr mir sagte, daß meine gewöhnliche Stunde zum Schlafengehen da war, wollte ich die andere Hälfte Zwieback, die ich zum Abendbrote aufgehoben, zu mir nehmen und mich dann zur Ruhe begeben.

Diese letzte Operation bestand in weiter Nichts, als daß ich mich in eine neue Positur streckte und ein Paar Falten des Tuches über mich hinwegzog, um während des Schlafes nicht zu frösteln.

Während der ersten Woche, nachdem wir den Hafen verlassen, hatte ich es sehr kalt gefunden, denn es war Winter, als wir die Heimath verließen. Das Tuch setzte mich jedoch, nachdem ich es entdeckt hatte, in den Stand, mich gemüthlich einzuwickeln, und ich fragte nicht mehr nach Kälte.

Nach einiger Zeit jedoch begann ich zu bemerken, daß die Kälte gänzlich verschwunden war, und jeden Tag und jede Nacht schien die Atmosphäre im Schiffsraume wärmer zu werden.

In der Nacht, nachdem der Sturm vorüber war, fühlte ich es durchaus nicht kalt und die leichteste Decke genügte.

Anfangs wurde ich durch diese plötzliche Veränderung in dem Zustande der Atmosphäre überrascht; als ich aber ein wenig nachdachte, konnte ich mir sie zu meiner Zufriedenheit erklären.

Ohne Zweifel, dachte ich, sind wir diese ganze Zeit südwärts gesegelt und kommen jetzt in die heißen Breitengrade der warmen Tone.

Ich wußte nur wenig davon, was dies bedeutete, aber ich hatte gehört, daß die heiße Zone – oder die Wendekreise, wie man sie auch nannte – südlich von England lagen und daß das Klima dort heißer sei als der heißeste Sommertag daheim. Ich hatte auch gehört, daß Peru ein südliches Land sei, und deshalb mußten wir in südlicher Richtung steuern, um es zu erreichen.

Das war eine sehr gute Erklärung der warmen Witterung, die seit einiger Zeit begonnen hatte. Das Schiff war jetzt seit beinahe einer Woche unterwegs, und wenn man annahm, daß es täglich hundert englische Meilen zurückgelegt – und ich wußte, daß Schiffe oft noch weit schneller gehen – so mußte es nun schon weit von England hinweg und in einem ganz anderen Klima sein.

So mit mir selbst mich unterhaltend, verbrachte ich den Nachmittag und Abend, und als ich fühlte, daß die Zeiger meiner Uhr auf Zehn standen, beschloß ich, wie schon vorher bemerkt worden den halben Zwieback zu essen und mich dann schlafen zu legen.

Zuerst ließ ich mir einen Becher Wasser ein, um den Zwieback nicht trocken essen zu müssen, und nachdem dies geschehen, streckte ich meine Hand nach dem Brote aus. Ich kannte den Ort, wo es lag, ganz genau, denn ich hatte einen kleinen Winkel – längs des großen Balkens – wo ich mein Messer und meinen Becher und hölzernen Kalender aufbewahrte, eine Art kleinen Sims, der durch

eine Rolle Tuches über die sonstige Ebene meiner Zelle erhöht war.

Hier hatte ich den halben Zwieback hergelegt und hier konnte ich ihn natürlich erreichen, ohne Licht so gut wie mit Licht. Ich war mit jedem Winkel meines Gemachs und jeder aus demselben hinausführenden Spalte so vollkommen vertraut geworden, daß ich, ohne im Mindesten zu zögern, meinen Finger auf jeden gegebenen Punkt von der Größe eines Schillings legen konnte.

Ich streckte meine Hand aus, um den köstlichen Bissen zu ergreifen.

Man denke sich mein Erstaunen, als ich die Stelle, wo er nach meiner Meinung liegen mußte, berührte und fand, daß *er nicht da war!*

Anfangs glaubte ich, ich irrte mich – ich hätte den Zwieback vielleicht nicht an den gewöhnlichen Ort auf meinem Simse gelegt. Da war er sicherlich nicht. Ich fühlte den Tuchbecher, denn diesen hielt ich, voll Wasser, in meiner Hand. Das Messer war an seinem Orte. – eben so auch der kleine gekerbte Stab und die Stücken Schnur, deren ich mich bediente, um das Faß zu messen – aber kein halber Zwieback.

Konnte ich ihn anderswohin gethan haben? Ich glaubte es nicht, aber dennoch fühlte ich, um mich zu überzeugen, auf dem ganzen Boden meiner Zelle umher und unter den Falten und Runzeln des Tuches und selbst in den Taschen sowohl meiner Jacke als meiner Hosen. Ich fühlte auch in meine Schuhe – denn diese waren nicht an

meinen Füßen, weil ich ihrer ja nicht bedurfte, sondern lagen unbenutzt in einem Winkel.

Ich ließ keinen Zoll breit des Platzes ununtersucht – aber dennoch war kein halber Zwieback zu finden.

Ich sah mich sorgfältig darnach um – nicht sowohl seines Werthes wegen, sondern weil sein Verschwinden von dem Simse etwas sehr Seltsames war, und noch etwas Seltsameres, daß ich ihn nirgends finden konnte.

Hatte ich ihn gegessen?

Ich begann zu glauben, daß ich es gethan. Vielleicht hatte ich während einer Anwandlung von Geistesabwesenheit ihn verschlungen, ohne zu bedenken, was ich that.

Besinnen konnte ich mich durchaus nicht, daß ich einen Bissen genossen, seitdem ich das Gegenstück – die andere Hälfte – gegessen, und wenn ich sie wirklich ebenfalls gegessen hatte, so mußte es mir sehr wenig genützt haben. Ich hatte weder Genuß von der Mahlzeit gehabt, noch schien mein Magen dadurch, wenn auch nur wenig, gefüllt worden zu sein, denn ich war jetzt gerade noch so hungrig als wenn ich diesen ganzen Tag keinen Bissen gegessen hätte.

Ich entsann mich ganz bestimmt, daß ich das Stück Zwieback neben das Messer und den Becher gelegt hatte, und wie konnte es von dieser Stelle weggekommen sein, wenn es nicht von meiner eignen Hand weggenommen worden war? Zufällig konnte ich es nicht von dem

kleinen Simse heruntergeworfen haben, denn ich entsann mich nicht, eine Bewegung nach dieser Richtung gemacht zu haben.

Aber wenn dies auch der Fall gewesen, wäre, so hätte es doch noch irgendwo in meiner Nähe liegen müssen.

Unter das Faß konnte es nicht gerathen sein, denn die Spalte war hier geschlossen und mit Tuchflicken ausgestopft. Ich hatte dies gethan, um mir für meine Lagerstätte eine möglichst ebene Fläche zu schaffen.

Der halbe Zwieback war durchaus nicht zu finden. Er war fort. Ob nun meine Kehle hinunter, oder auf einem andern Wege, das konnte ich nicht entscheiden – wenn aber das Erstere der Fall war, dachte bei mir selbst, wie schade war es dann, daß ich ihn gegessen, ohne zu wissen, was ich that – denn sicherlich hatte meine Geistesabwesenheit mir allen Genuß an der Mahlzeit geraubt.

Ich war lange unschlüssig, ob ich einen andern Zwieback aus der Kiste nehmen oder ohne Abendbrot zu Bett gehen sollte. Die Furcht vor der Zukunft bestimmte mich jedoch, meinem Appetite Zwang anzuthun, und indem ich meine ganze Entschlossenheit zusammenraffte, trank ich das kalte Wasser aus, setzte meinen Becher auf den Sims und streckte mich auf mein Lager.

SECHSUNDREISSIGSTES KAPITEL. EIN WIDERWÄRTIGER EINDRINGLING.

Eine lange Weile schlief ich nicht, sondern lag da und dachte über das geheimnißvolle Verschwinden des halben Zwiebacks nach. Ich sage *geheimnißvoll*, denn ich war

mehr als halb überzeugt, daß ihn *nicht* gegessen, sondern daß er auf eine andere Weise verschwunden war, obschon ich nicht einmal errathen konnte *wie*, denn ich war vollkommen allein und, wie ich glaubte, in dem Raume dieses Schiffes das einzige lebende Wesen, welches ihn hätte berühren können.

Ha! jetzt fiel mir mein Traum ein, – der Krebs! Vielleicht war doch ein Krebs dagewesen, und obschon es nur ein Traum war, daß ich ertrunken wäre, so konnte doch alles Uebrige wahr und ein Krebs wirklich über mich hinweggekrochen sein.

Hatte dieser den Zwieback verzehrt? Zwieback wäre sein natürliches Futter nicht gewesen, das wußte ich; wenn er aber in dem Raume des Schiffes eingeschlossen war, wo er keine andere Wahl hatte, so war es dennoch wahrscheinlich, daß er lieber so etwas fraß, als geradezu verhungerte.

Theils durch diese Gedankenreihe und theils durch das Knurren meines Magens ward ich stundenlang wach gehalten. Endlich fiel ich aber doch, wenn auch nicht in einen regelmäßigen Schlaf, doch in einen gewissen Halbschlaf oder Schlummer, aus welchem alle zwei oder drei Minuten erwachte.

In einem dieser Zwischenräume, während dessen ich wach lag, war es mir, als hörte ich ein Geräusch, welches von den Klängen, die gewöhnlich an mein Ohr schlugen, verschieden war.

Das Schiff ging sehr ruhig und ich unterschied diesen ungewöhnlichen Ton durch das sanfte Rauschen der Wellen hindurch.

Dieses letztere war jetzt so leise, daß ich das Ticken meiner Uhr lauter und deutlicher zu sein schien als ich es jemals bemerkt hatte.

Das Geräusch, welches meine Aufmerksamkeit angezogen, und welches mir etwas Neues war, glich einem leisen Kratzen. Es kam von dem Winkel her, wo meine Schuhe leer und unbenutzt lagen. *Es kratzte Etwas an meinen Schuhen!*

»Das ist ganz gewiß der Krebs!« sagte ich zu mir selbst. Dieser Gedanke scheuchte sofort jeden Schlaf hinweg und ich nahm eine horchende Stellung an und beschloß, wo möglich den diebischen Eindringling zu fangen. Ich war nun überzeugt, daß, Krebs oder nicht Krebs, das Geschöpf, welches das kratzende Geräusch machte, dasselbe war, welches mir mein Abendbrot gestohlen.

Wieder hörte ich das scharrende und kratzende Geräusch. Ganz gewiß kam es von meinen Schuhen her.

Langsam und schweigend richtete ich mich zu einer halb sitzenden Stellung empor, so daß ich mit einer einzigen Bewegung die Schuhe erreichen konnte, und in dieser Stellung horchte ich auf eine Wiederholung des Geräusches.

Obschon aber eine geraume Zeit mich ruhig und geduldig verhielt, so hörte ich es doch nicht wieder, und nun fuhr ich mit der Hand über die Schuhe und um den Platz herum, wo sie lagen, fühlte aber Nichts.

Sie schienen gerade noch so zu sein, wie ich sie ver-lassen, und Nichts zu fehlen. Ich tastete auch über den ganzen Boden meines Gemaches, hinweg, aber mit dem-selben Ergebniß war Nichts; da, was nicht hätte da sein sollen.

Ich war ein wenig verblüfft und lag eine ziemliche Wei-le wach und lauschte, ohne jedoch etwas Weiteres von dem geheimnißvollen Geräusche zu hören.

Der Schlaf begann sich abermals über mich hinwegzu-stehlen und ich verfiel in eine Reihe Anwandlungen von Schlummer wie vorher.

Wiederum störte mich das scharrende und kratzende Geräusch, indem es plötzlich an mein Ohr schlug, und ich lag wieder still und lauschte.

Ganz gewiß kam es von den Schuhen her; als ich mich aber bewegte, um denselben näher zu rücken, hörte es plötzlich auf, als ob ich das Geschöpf, von welchem das Geräusch ausging, erstreckt hätte, und eben so wie vor-her tastete ich überall herum und fand Nichts!

»Ha!« murmelte ich bei mir selbst, »nun weiß ich, wo diese ganze Störung herrührt. Ein Krebs ist es nicht, denn ein Krebs hätte unmöglich so schnell hinwegkriechen können. Der Eindringling ist eine Maus! Nichts mehr und nicht weniger. Sonderbar, daß ich nicht schon früher dar-an gedacht habe. Ich hätte errathen können, daß es eine Maus sei, und mich deßwegen nicht so zu beunruhigen gebraucht. Es konnte ja weiter Nichts sein als eine Maus, und ohne meinen Traum würde ich vielleicht auch gar nicht gedacht haben, daß es ein Krebs sei.«

Mit diesen Gedanken legte ich mich wieder nieder in der Absicht, sofort einzuschlafen und mich um die Maus und ihre Bewegungen nicht weiter zu kümmern.

Kaum aber hatte ich meinen Kopf auf den Pfühl niedergelegt, als das Kratzen abermals begann, und nun fiel mir ein, daß die Maus an meinen Schuhen nage und ihnen wahrscheinlich ernste Beschädigung zufüge.

Obschon sie mir gerade jetzt von weiter keinem Nutzen waren, so konnte ich doch nicht zugeben, daß sie auf diese Weise gefressen würden, und indem ich mich abermals aufrichtete, machte eine rasche Bewegung, um die Maus zu fangen.

Dies gelang mir jedoch Nicht. Ich berührte das Thier nicht einmal, wohl aber glaubte ich es durch die Spalte rennen zu hören, welche zwischen dem Branntweinfasse und den Balken des Schiffes hindurchführte.

Als ich die Schuhe betastete, entdeckte ich zu meinem Aerger, daß die Hälfte des Oberleders eines derselben hinweggenagt war. Die Maus mußte sehr fleißig gewesen sein, da sie in so kurzer Zeit so vielen Schaden angerichtet hatte, denn vor nur wenigen Stunden erst hatte ich die Schuhe in der Hand gehabt und nicht bemerkt, daß Etwas damit vorgegangen wäre.

Vielleicht waren *mehrere* Mäuse thätig gewesen. Dies war sehr wahrscheinlich.

Theils um die Schuhe vor gänzlicher Vernichtung zu retten und theils um mich nicht wieder stören zu lassen,

nahm ich sie aus dem Winkel, setzte sie in die Nähe meines Kopfes und bedeckte sie mit einem Zipfel des Tuches, worauf ich lag.

Nachdem dies geschehen, streckte ich mich wieder aus, um zu schlafen.

Nach einer Weile schlummerte ich auch wieder ein, ward aber wieder durch eine eigenthümliche Empfindung geweckt, als ob Etwas über mich hinwegkrieche. Es kam mir vor, als ob ein Thier eben mit großer Schnelligkeit über meine Beine hinweggerannt wäre.

Dieses Gefühl schreckte mich zu vollständigem Erwachen auf. Ich bewegte mich jedoch nicht, sondern verhielt mich ganz ruhig und wartete, um zu sehen, ob das Geschöpf wiederkäme.

Natürlich schloß ich, daß es noch eine Maus sei, die jetzt umherlaufe, um die Schuhe zu suchen.

Diese Störung ward mir lästig und ich wußte, daß es Nichts nützen würde, nach dem Thiere zu tasten, da es ja mit leichter Mühe, sobald es merkte, daß ich mich bewegte, durch eine der Spalten oder Ritze entfliehen konnte.

Deßhalb beschloß ich, ganz flach zu liegen und es wieder auf mich heraufklettern zu lassen, wie vorher, so daß ich es dann mit leichter Mühe fassen könnte.

Es war nicht meine Absicht, das kleine Geschöpf umzubringen, sondern ich nahm mir blos vor, es tüchtig zu quetschen oder in's Ohr zu kneipen, damit es mir nicht wieder zu nahe käme.

Ich lag lange, ohne es zu hören oder zu fühlen.

Endlich jedoch schien meine Geduld belohnt werden zu sollen.

An einer leichten Bewegung des Stückes Tuch, welches meine Beine bedeckte, merkte ich, daß Etwas darauf herum lief, und bildete mir sogar ein, daß ich das Trappeln kleiner Füße hörte. Immer näher schien das Tuch sich zu bewegen, bis ich deutlich fühlte, wie eine Kreatur über meine Knöchel und dann weiter hinauf nach meinen Schenkeln kroch.

Es schien mir für eine Maus ziemlich schwer zu sein, doch dachte ich weiter nicht lange darüber nach, denn jetzt oder nie war die Zeit, es zu fangen.

Herab fuhren meine Hände mit ausgestreckten Fingern, um das Thier zu halten, aber, o Entsetzen, wie sehr hatte ich mich geirrt.

Anstatt der kleinen winzigen Maus, welche ich zu packen gedachte, ruhte meine Hand auf dem Körper eines Thieres, das fast so groß war wie eine junge Katze!

Was es war, darüber war kein Irrthum möglich. Es war ohne Zweifel eine *große scheußliche Ratte!*

SIEBENUNDREISSIGSTES KAPITEL. BETRACHTUNGEN ÜBER RATTEN.

Das widerwärtige Thier ließ mir über seine Gattung keine Wahl. In dem Augenblicke, wo meine Finger sein glattes Fell berührten, erkannte ich es, aber ich fühlte das verruchte Geschöpf in doppeltem Sinne, denn ehe ich die

Hand wieder zurückziehen konnte, hatte es mir mit seinen scharfen Zähnen den Daumen fast durch und durch gebissen.

In demselben Augenblicke klug auch sein pfeifendes Gekreisch schnell und entsetzlich an mein Ohr.

Ich zog meine Finger so rasch als möglich zurück, warf mich in den fernsten Winkel meines Gemachs, das heißt in den, von welchem ich glaubte, daß er von meinem unangenehmen Gaste am weitesten entfernt sei, und duckte mich hier einige Minuten lang zusammen und lauschte, um zu hören, ob das gräßliche Thier mich verlassen habe.

Ich konnte aber Nichts hören und schloß daraus, daß es sich nach einem anderen Theile des Schiffes zurückgezogen habe.

Höchst wahrscheinlich war es eben so erschrocken als ich, obschon dies kaum der Fall sein konnte, und zum Beweise, daß ich von uns Beiden der Erschrocknere war, hatte die Ratte die Geistesgegenwart, von ihren Zähnen Gebrauch zu machen und mich zu beißen, während ich für den Augenblick vor Angst fast die Besinnung verlor.

In dem kurzen Kampfe hatte mein Gegner den Sieg davon getragen, denn außer dem Schrecken, den er mir eingejagt, hatte er mir auch eine tiefe und schmerzliche Wunde beigebracht, die jeden Augenblick schmerzlicher ward. Ich bemerkte, daß mein Daumen heftig blutete, denn ich fühlte, wie mir das Blut an den Fingern herabrann und sie bis an die Spitzen klebrig machte.

Meine Niederlage hätte ich ganz ruhig ertragen können, denn was hatte der Biß einer Ratte weiter zu bedeuten?

Dies war aber nicht die ganze Frage. Der Gedanke, der mich beunruhigte, war der, ob das Thier ganz fort oder ob es noch in der Nähe wäre und wiederkommen würde.

Der Gedanke, daß es wiederkommen könne, – vielleicht kühn gemacht, weil es das erste Mal ungestraft davongekommen – beunruhigte mich sehr.

Man wundert sich vielleicht hierüber, aber es war wirklich der Fall. Während meines ganzen Lebens hatte ich eine Art angeborene Antipathie gegen Ratten, ich möchte fast sagen, eine *Furcht* vor denselben besessen.

Dieses Gefühl war in meinen Knabenjahren stärker als später, denn obschon ich mit Thieren von weit gefährlicherer Art zusammengetroffen bin und mit einigen derselben gekämpft habe, so kann ich mich doch auf keines besinnen, welches mir mehr Furcht eingeflößt hätte als die Berührung mit dem überall anzutreffenden Geschöpfe – der *Ratte*.

Es ist Furcht mit einem Gefühl von Ekel vermischt, und es ist eine nicht ganz ungegründete Furcht, denn ich kenne viele völlig in Wahrheit beruhende Fälle, daß Ratten menschliche Wesen angefallen haben und daß Kinder und sogar Männer, die verwundet oder sonstwie wehrlos waren, von diesen gräßlichen, Alles fressenden Thieren umgebracht und aufgezehrt worden sind.

Dergleichen Geschichten waren mir, als ich noch ein Knabe war, viele erzählt worden, und es war daher ganz natürlich, daß sie mir in diesem Augenblicke einfielen.

Unter der Einwirkung solcher Erinnerungen fühlte ich eine Furcht, die sehr nahe an Entsetzen grenzte. Die Ratte war obendrein eine der größten, die mir jemals vorgekommen, so groß, daß ich einen Augenblick lang kaum glauben konnte, daß es eine Ratte sei, denn sie fühlte sich so umfangreich an wie eine halb ausgewachsene Katze.

Sobald ich mich wieder ein wenig gefaßt hatte, verband ich mir meinen Daumen mit einem von meinem Hemde abgerissenen Fetzen. Die Wunde war binnen wenigen Minuten außerordentlich schmerzhaft geworden, denn der Zahn einer Ratte ist fast eben so giftig wie der Stich eines Scorpions, und so klein die Wunde auch war, so wußte ich doch, daß sie mir viel zu schaffen machen würde.

Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß dieser Vorfall den Schlaf verbannt hatte, wenigstens auf einige Zeit.

Ich schlief in der That nicht eher wieder ein als bis gegen Morgen, und dann erwachte ich alle zwei bis drei Minuten, indem ich aus furchtbaren Träumen emporfuhr, in welchen allemal eine Ratte oder ein Krebs, die an mir heraufkrochen um mich bei der Kehle zu packen, die Hauptrolle spielten.

Stundenlang, ehe ich wieder einschlief, lag ich wach, um zu horchen, ob das Thier wiederkäme. Ich bemerkte jedoch während des übrigen Theiles dieser Nacht keine weitere Spur von seiner Gegenwart.

Vielleicht hatte der Schlag, den ich ihm versetzt, es so erschreckt, daß es sich dadurch von der Wiederholung seines Besuches abhalten ließ.

Mit dieser Hoffnung tröstete ich mich, denn sonst hätte es vielleicht noch länger gedauert, ehe ich wieder eingeschlafen wäre.

Das Dasein der Ratte erklärte natürlich sofort das Verschwinden meines halben Zwiebacks, eben so wie die Beschädigung des Oberleders meiner Schuhe, welchen letzteren Unfug ich erst auf Rechnung einer Maus gebracht hatte. Die Ratte mußte sich also schon während dieser ganzen Zeit um mich herumgetrieben haben, ohne daß ich Etwas davon wußte.

Während der Stunden, wo ich wach lag, ehe ich wieder einschlief, beschäftigte ich mich fast ausschließlich mit einem einzigen Gedanken, nämlich was ich beginnen sollte, im Falle die Ratte wiederkäme.

Wie sollte ich diesen höchst unwillkommenen Eindringling vernichten oder für alle Fälle wenigstens mich seiner entledigen?

In diesem Augenblicke hätte ich ein Jahr meines Lebens gegeben, wenn mir Jemand eine eiserne Falle oder sonst einen Apparat zum Fangen einer Ratte geliehen hätte; da jedoch von Leihen einer Falle nicht die Rede sein konnte, so strengte ich mein Gehirn an, um eine Vorrichtung zu erfinden, die mich in den Stand setzte, mich meines unangenehmen Nachbars zu entledigen.

Meinen Nachbar konnte ich das Thier nennen, denn ich wußte, daß sein Haus nicht weit war; vielleicht hatte

es in diesem Augenblicke seine Höhle nicht drei Fuß weit von meinem Gesichte, höchst wahrscheinlich unter der Zwiebackkiste oder unter dem Branntweinfasse.

Ich mochte mir aber den Kopf zerbrechen wie ich wollte, so fiel mir kein Mittel ein, mich meines Feindes zu bemächtigen, wenigstens keines, um ihn mit Sicherheit zu fangen.

Ich war allerdings überzeugt, daß ich ihn wieder packen könnte, dafern er mir nahe genug käme, gerade so wie ich bereits gethan; aber ich hatte keine Lust, diese Leistung zu wiederholen. Ich kannte die Ritze, durch welche er sich entfernt hatte. Es war die Oeffnung zwischen den beiden großen Fässern, dem Branntweinfasse und der Wassertonne.

Ich glaubte, er würde auf demselben Wege zurückkehren, wenn er nämlich überhaupt wiederkäme, und es fiel mir ein, wenn ich alle anderen Oeffnungen mit Ausnahme dieser verstopfte, was ich mit Tuchstücken sehr leicht thun konnte, – wenn ich ihn dann hereinkommen ließ und ihm durch Verstopfung dieser einen Oeffnung plötzlich den Rückzug abschnitt, so hatte ich ihn in der Falle.

Dadurch aber versetzte ich mich nothwendig selbst in eine mißliche Lage. Ich war dann eben so in der Falle wie er, und er dem Tode nicht näher als je, wenn ich ihm nicht durch einen Zweikampf den Garaus machte.

Natürlich wußte ich, daß ich die Ratte bezwingen und tödten konnte. Meine überlegene Kraft setzte mich in den Stand, das Thier zwischen meiner Hand todtzudrücken; ganz gewiß aber ging dies für mich nicht ohne viele

scharfe Bisse ab, und der, welchen ich schon bekommen, machte mich nach einem solchen Kampfe durchaus nicht lüstern.

Wie sollte ich folglich ohne eine Falle, mein Vorhaben ausführen? Dies war der Gedanke, der mich beschäftigte, während ich schlaflos und die Wiederkehr der Ratte fürchtend dalag.

Mein Nachdenken war jedoch vergebens. Es war beinahe Morgen, als ich vom Wachen und Nachsinnen ermüdet in den halb schlummernden, halb träumenden Zustand fiel, von welchem ich schon gesprochen, und immer noch hatte sich mir kein ausführbarer Plan dargeboten, das Scheusal zu fangen, welches mir so viel Unruhe und Angst verursacht.

ACHTUNDREISSIGSTES KAPITEL. IMMER NOCH DIE RATTE.

Nachdem ich mehrere Stunden lang geträumt und geschlummert, und dann und wann erschrocken emporgefahren war, erwachte ich endlich wieder vollständig und konnte nicht wieder einschlafen, weil ich fortwährend an die große Ratte dachte. Der Schmerz, den ich litt, reichte auch übrigens schon für sich allein hin, um mich wach zu erhalten, denn nicht bloß der Daumen, sondern die ganze Hand war geschwollen und that sehr weh’.

Ich konnte Nichts dagegegen thun als ruhig ertragen, und da ich wußte, daß die Entzündung sich bald wieder setzen und der Schmerz sich mindern würde, so nahm ich mir vor, es standhaft zu ertragen.

Größere Uebel absorbiren die geringeren, und so war es in meinem Falle. Meine Furcht, daß die Ratte mir wieder einen Besuch abstatten werde, war für mich weit beunruhigender als der Schmerz meiner Wunde, und da meine Aufmerksamkeit gänzlich durch den erstern Umstand in Anspruch genommen ward, so vergaß ich fast, daß mein Daumen wehthat.

Sobald ich ordentlich munter war, wendeten meine Gedanken sich wieder dem Projekte zu meinem Quälgeist zu fangen.

Ich war überzeugt, daß er wieder zurückkehren würde, denn ich hatte schon einige Andeutungen in seiner Nähe. Das Wetter war immer noch sehr ruhig, und ich hörte daher jedes gelegentliche Geräusch sehr deutlich. Ich hörte das Getrappel von kleinen Füßen und wenn die Ratte über den Deckel einer leeren Kiste lief, und ein oder zwei Mal unterschied ich deutlich das kurze gellende, heimchenartige Zirpen, welches die Ratten hören zu lassen pflegen.

Ich kann mir keinen unangenehmeren Ton denken als die Stimme einer Ratte, und in diesem Augenblicke klang sie doppelt unangenehm.

Der Leser lächelt vielleicht über meine Furcht, aber ich konnte mir nicht helfen. Ich konnte mich einer Ahnung nicht erwehren, daß durch diese Ratte auf eine oder die andere Weise mein Leben gefährdet sei, und diese Ahnung war keine müssige oder eitle, wie man später erfahren wird.

Die Furcht, die mich quälte, war demnach die, daß die Ratte mich im Schlafe überfallen könne.

So lange ich wachte, fürchtete ich nicht, daß sie mir sehr großen Schaden thun könnte.

Sie konnte mich beißen, wie sie schon gethan, aber dies hatte wenig zu sagen. Jedenfalls war ich im Stande, ihr auf irgend eine Weise den Garaus zu machen. Gesetzt aber, ich schlief sehr fest ein und das tückische Geschöpf packte mich dann bei der Kehle?

Dieser Gedanke hielt mich in fortwährender Angst. Ich konnte nicht immer wach und auf meiner Hut sein. Je länger ich dies that, desto fester schlief ich und dies war sodann die Zeit der Gefahr.

Ich konnte nicht eher wieder mit einem Gefühl von Sicherheit einschlafen, als bis diese Ratte vernichtet war, und ihre Vernichtung war deßhalb das Ziel, nach welchem ich trachtete.

Ich dachte fortwährend nach, wie ich dieses Ziel erreichen könnte, aber es fiel mir weiter kein Mittel ein als das Thier mit den Händen zu packen und todtzudrücken. Wenn ich es auf geschickte Weise packen konnte, nämlich mit den Fingern um den Hals, so daß es mich mit seinen Zähnen nicht erreichen konnte, dann war die Sache sicherlich sehr leicht.

Hierin lag aber die Schwierigkeit. Ich mußte ja im Finstern, auf's Grathewohl fassen, und höchstwahrscheinlich war eben so rasch als ich, und packte mich vielleicht zuerst.

Ueberdies war mein verwundeter Daumen in einem Zustande, daß ich mit dieser Hand, es war noch dazu die rechte, kaum hoffen konnte, die Ratte auch nur zu halten, weit weniger sie todtzudrücken.

Ich dachte nach, ob es nicht ein Mittel gäbe, meine Finger vor den Zähnen des Thieres zu schützen. Wenn ich ein paar tüchtige Handschuh besessen hätte, so wäre mir geholfen gewesen, aber ich besaß keine, und es konnte Nichts nützen, weiter daran zu denken.

Und doch nütze es Etwas, denn der Gedanke an die Handschuh gab den Gedanken an ein Ersatzmittel an die Hand, und dieses Ersatzmittel stand mir wirklich zu Gebote, es waren *meine Schuhe*!

Wenn ich die Hände hineinsteckte, so daß sie bis an den Arm bedeckt waren, so hatte ich hinreichenden Schutz gegen die scharfen Zähne der Ratte, und konnte ich das Thier nur unter die Sohlen bekommen, so besaß ich sicherlich Kraft genug, um ihm den Athem auszuquetschen.

Das war eine famose Idee, und ich schickte mich sofort an, sie in Ausführung zu bringen.

Ich stellte die Schuhe bereit und kroch in die Nähe der Spalte, wo die Ratte hereinkommen sollte. Alle andern hatte ich, wie schon gesagt, verstopft, und beschloß nun, wenn die Ratte hereinkäme, ehe sie Reißaus nehmen könnte, meine Jacke in die Oeffnung zu stopfen, so daß das Thier gefangen wäre. Dann wollte ich rasch in meine Handschuh fahren und darauf zustampfen, bis ich dem Thiere das Lebenslicht ausgeblasen hätte.

Es schien, als ob die Ratte sich entweder vorgenommen hätte, es auf den Kampf ankommen zu lassen, oder als ob das Glück ihr nicht hold wäre.

Kaum hatte ich mein Haus in Ordnung gebracht, um meinen Besuch zu empfangen, als das Getrappel auf dem Tuche und ein leises Quiken, welches ich hörte, mir verrieth, daß die Ratte durch die Spalte gekommen war und sich schon innerhalb der Einhegung befand. Ich hörte sie ganz deutlich umherrennen, während ich die Jacke in die Oeffnung schob, und ein oder zwei Mal fühlte ich sie über meine Beine hinweglaufen; doch nahm ich von allen diesen Bewegungen keine Notiz, bis ich ihr den Rückzug abgeschnitten.

Dann pflanzte ich meine Hände fest in die Schuhe und begann den Feind zu suchen.

Da ich die Form meines kleinen Gemaches genau kannte und auf die Breite eines Haares wußte, wo jeder Winkel sich befand, so stöberte ich das Thier bald auf.

Meine Verfahrungsweise bestand darin, daß ich die Schuhe empor hob und wieder niedersetzte, dabei aber jedes Mal ein neue Terrain traf. Ich glaubte, wenn ich nur einen der Schuhe auf einen Theil des Körpers der Ratte setzen könnte, so würde ich dann im Stande sein, sie zu halten, bis ich sie mit beiden Schuhen fester halten konnte, und dann würde ich Nichts weiter zu thun haben als aus Leibeskräften abwärts zu drücken.

Das war mein Programm; aber obschon es ganz gut ausgesonnen war, so war ich doch nicht im Stande, es durchzuführen.

Die Sache wendete sich ganz anders.

Allerdings gelang mir, einen der Schuhe auf das Thier zu pflanzen; aus Mangel, eines festen Bodens darunter aber war ich nicht im Stande, es zu halten, und das weiche nachgiebige Tuch machte es der Ratte möglich, zu entschlüpfen.

Sie entrann mir mit lautem Gekreisch und im nächsten Augenblicke fühlte ich, wie sie mir unten in meine Hosen hinein und an dem Beine in die Höhe lief.

Ein Gefühl des Entsetzens durchrieselte mich, aber verlor die Besinnung nicht, sondern warf die Schuhe, die mir nun Nichts mehr nützen konnten, auf die Seite, und packte den Körper der Ratte gerade als sie die Höhe meines Knies erreicht hatte.

Hier konnte ich sie festhalten, obschon sie sich mit einer Kraft sträubte, die mich ganz in Erstaunen setzte, und ihr lautes Gequik war furchtbar zu hören.

Ich hielt immer noch fest und drückte den Körper des Thieres mit all' meiner Kraft zusammen, ohne auf den Schmerz in meinem Daumen zu achten. Das Tuch meiner Beinkleider schützte meine Finger gegen das Gebissenwerden, aber dennoch kam ich nicht unversehrt davon, denn das tückische Geschöpf grub seine Zähne mir in's Fleisch und hielt sie darin so lange als es im Stande war, sich zu bewegen.

Erst nachdem ich es um den Hals gepackt und richtig *erwürgt* hatte, ließen die Zähne los, und ich bemerkte, daß es mir gelungen war, dem Dasein meines Feindes ein Ende zu machen.

Nachdem ich den Körper losgelassen, schüttelte ich ihn leblos und starr aus meinen Beinkleidern heraus, riß dann die Jacke aus der Oeffnung, in die ich sie gestopft, und warf die todte Ratte in der Richtung fort, woher sie gekommen war.

Nun war mir ein schwerer Stein vom Herzen, und fest darauf rechnend, daß ich von Madame Ratte nicht weiter beunruhigt werden würde, schickte ich mich zum Schlafen an, entschlossen, das, was ich in der vorigen Nacht versäumt, wieder einzubringen.

NEUNUNDDREISSIGSTES KAPITEL. EINE SCHAAR VON EINDRINGLINGEN.

Mein Gefühl von Sicherheit erwies sich als ein unge-rechtfertigtes.

Ich konnte kaum über eine Viertelstunde geschlafen haben, als ich plötzlich durch Etwas geweckt ward, was mir über die Brust hinweg lief.

War es wieder eine Ratte? Wenn es keine war, so war es sicherlich ein Geschöpf, welches gerade sich benahm wie eine solche.

Ich lag einige Augenblicke still, ohne mich zu rühren, und horchte aufmerksam, aber ich konnte Nichts hören.

Hatte ich nur *geträumt*, daß Etwas über mich hinweg lief?

Sicherlich nicht, denn gerade in diesem Augenblick glaubte ich das Trappeln von kleinen Füßen über das lockere Tuch hinweg zu hören. Ganz richtig! Ich hörte das

Geräusch, und einen Augenblick später fühlte ich dieselben Füße auf meinem Schenkel.

Ich fuhr in die Höhe, fuhr mit der Hand nach der Stelle und fühlte zu meinem Entsetzen wieder eine große Ratte, die, sobald ich sie berührte, fortsprang, und ich hörte sie durch die Spalte zwischen den Fässern hindurchpoltern.

Ganz gewiß konnte nicht dieselbe sein, der ich so eben erst den Garaus gemacht. Nein. Katzen werden allerdings wieder lebendig, nachdem man sie todt geglaubt – zuweilen, nachdem sie schon begraben worden! – aber noch niemals hatte ich gehört, daß auch Ratten diese außerordentliche Lebenszähigkeit besäßen.

Ich war überzeugt, daß die Ratte wirklich getödtet. Sie war ganz gewiß todt, als ich sie von mir schleuderte. Diese konnte es also nicht wieder sein.

Und dennoch, so abgeschmackt auch scheinen mag, bildete ich mir – ich war noch halb im Schlafe – ein, es sei dieselbe Ratte, welche zurückgekehrt sei, um sich zu rächen. Diese Einbildung wich jedoch, sobald ich einmal ordentlich wach war, und ich wußte, daß es nicht dieselbe sein konnte. Höchstwahrscheinlich war ihr Gefährte, und es war ein passender Gefährte, denn ich bemerkte, als ich mit den Fingern darüber hinwegfuhr, daß diese zweite ebenfalls eine Ratte von bedeutender Größe war.

Ohne Zweifel, dachte ich, ist diese das Weibchen von der, die ich getödtet, und kommt, um ihr Männchen zu suchen.

Sie war zu derselben Spalte hereingekommen; sie mußte an der Stelle vorbei gekommen sein, wo die todt

lag; sie mußte wissen, was geschehen war, und stand im Begriff, den Tod ihres Gefährten zu rächen.

Wieder war der Schlaf von meinen Augen verscheucht. Wie konnte ich auch schlafen, wenn ein so gräßliches Thier sich in meiner Nähe herumtrieb, vielleicht in der festen Absicht, über mich herzufallen!

So müde ich auch vom langen Wachen geworden war, so konnte ich doch nicht eher wieder ruhen, als bis ich mich auch dieses zweiten Eindringlings entledigt hatte.

Ich glaubte, daß dieser letztere sehr bald wiederkommen würde. Ich hatte ihn nicht hart gefaßt, sondern blos mit den Fingern berührt, und da ich ihm keine Gewaltthätigkeit zugefügt, so wagte er sich höchstwahrscheinlich bald wieder zurück.

In dieser Ueberzeugung setzte ich mich wie zuvor, mit der Jacke in der Hand, hielt mein Ohr dicht an die Oeffnung und horchte aufmerksam.

Nach wenigen Minuten hörte ich deutlich das Zirpen einer Ratte draußen, und fast fortwährend dasselbe Kratzen und Trappeln, welches ich vorher bemerkt.

Ich glaubte, es sei ein loderes Bret oder eine leere Kiste, wodurch dieses Geräusch hervorgebracht würde, denn es war zu laut, um von einem so kleinen Thiere verursacht zu werden. Dieses Geräusch dauerte fort, und es war mir auch, als wenn die Ratte in mein Gemach hereinkommen hörte; dennoch aber dauerte das Trappeln und Kratzen draußen fort und folglich konnte das Thier noch nicht herein sein.

Wieder war ich überzeugt, daß ich es an mir vorbeilauten hörte; gleichzeitig aber vernahm ich auch das Zirpen, und dieses kam sicherlich von außen.

Immer und immer wieder ich bildete mir ein, ich sei nicht der einzige Bewohner des Gemaches; aber dennoch enthielt ich mich, die Spalte zu schließen, in der Meinung, ich könne mich irren.

Endlich jedoch hörte ich ein lautes Quiken, rechts von mir und ganz gewiß innerhalb der Einhegung. Ohne daher weiter zu warten, stopfte ich die Jacke in die Oeffnung und machte Alles fest und sicher.

Nun drehte ich mich herum, um die Ratte zu suchen, indem ich zugleich, wie vorher, die Vorsicht brauchte, meine Hände in die Schuhe zu stecken.

Ich hatte auch noch eine andere Vorsichtsmaßregel angewandt, nämlich die Beine meiner Hosen dicht um meine Knöchel herum zugebunden damit diese zweite Ratte es nicht etwa eben so mache wie die erste.

So gerüstet, begann ich umherzutasten.

Ich hatte keine große Lust zu dem Kampfe, aber dennoch war ich entschlossen, mir diese Belästigung vom Halse zu schaffen, und zu schlafen, ohne wieder gestört zu werden, und ich konnte mich auch auf kein anderes Mittel besinnen, als die Ratte zu tödten, eben so wie ich ihre Gefährtin getötet hatte.

Demzufolge ging ich wieder an's Werk.

Aber, o Entsetzen! Man denke sich meinen Schrecken, als ich entdeckte, daß anstatt *einer* Ratte eine *ganze*

Schaar dieser scheußlichen Thiere in mein Gemach eingeschlossen war!

Es waren ihrer wenigstens zehn. Mein ganzes Gemach schien davon zu wimmeln, und ich konnte die Schuhe kaum niedersetzen, ohne eine davon zu berühren. Ich fühlte, wie sie rings um mich her rannten, über meine Beine, über die Rückseite meiner Hände, überall, während sie ihr wildes Gekreisch ausstießen, gleichsam als ob sie mir droheten.

Ich sage blos die Wahrheit, wenn ich versichere, daß ich vor Angst fast die Besinnung verlor. Ich dachte nicht mehr daran, die gräßlichen Thiere zu tödten. Einige Augenblicke lang wußte ich kaum, was ich that, aber ich entsinne mich, daß ich doch die Geistesgegenwart hatte, meine Jacke zu erfassen und aus der Oeffnung herauszureißen. Dann schwang ich sie herum und fuhr fort, nach allen Richtungen hin auf den Fußboden zu schlagen, während ich zugleich schrie, so laut ich konnte.

Mein Geschrei und die Heftigkeit meiner Bewegungen schien die gewünschte Wirkung herbeizuführen; denn ich hörte, wie die Ratten sich durch die Spalte flüchteten, und nach einiger Zeit, als ich den Fußboden mit meiner nackten Hand zu recognosciren wagte, fand ich zu meiner Freude, daß sie sammt und sonders das Feld geräumt hatten.

VIERZIGSTES KAPITEL. DIE NORWEGISCHE RATTE.

Wenn mir schon vorher die Anwesenheit einer einzelnen Ratte große Unruhe verursacht hatte, wie weit unruhiger mußte mich jetzt die Kenntniß machen, daß eine ganze Schaar dieser widerlichen Thiere in meiner Nähe war! Es mußte noch eine größere Menge vorhanden sein als die ich so eben in die Flucht geschlagen, denn ehe ich die Oeffnung mit meiner Jacke schloß, hatte ich noch eine andere draußen quiken und an den Bretern kratzen hören.

Höchstwahrscheinlich waren sie zu Schocken da, denn ich hatte gehört, daß in vielen Schiffen dieses Gezücht in Menge vorhanden ist, weil es in den zahlreichen Spalten unter dem Balkenwerk des Raumes einen sichern Versteck findet.

Ueberdies hatte auch gehört, daß diese Schiffsratten die grimmigsten ihrer Art sind und, wenn sie durch Hunger auf's Aeüßerste getrieben werden, was nicht selten der Fall ist, sogar lebende Geschöpfe anfallen und vor Hund oder Katze nur wenig Furcht zeigen.

Oft richten sie an den Gegenständen der Ladung großen Schaden an und sind deßhalb ein großer Uebelstand für das Schiff, besonders wenn dieses vor dem Beladen nicht gehörig gesäubert und gereinigt worden ist.

Diese Schiffsratten sind unter dem Namen der *norwegischen Ratte* bekannt, denn man glaubt, daß sie zuerst in norwegischen Schiffen nach England gebracht worden seien.

Ob sie jedoch aus Norwegen oder sonst woher stammen, darauf kommt wenig an, denn sie sind jetzt überall anzutreffen, und ich glaube, es giebt keinen Theil der Erde, der von Schiffen berührt worden ist, und wo nicht norwegische Ratten in Menge zu finden wären.

Wenn Norwegen wirklich das Vaterland dieser Thiere ist, so folgt daraus, daß alle Klimate ihnen gleich sind, denn in den heißen Tropengegenden Amerika's gedeihen sie ganz besonders.

Die Hafenstädte Westindiens und die Continente sowohl Nord- als Südamerika's wimmeln von ihnen und sie werden an einigen dieser Orte als eine so große Plage betrachtet, daß die Gemeindebehörden von Zeit zu Zeit eine »Rattenprämie« – auf ihre Vernichtung setzen.

Trotz dieser Prämie aber sind sie immer in zahlloser Menge vorhanden, und die hölzernen Werfte dieser amerikanischen Seehäfen scheinen ihre ächten Zufluchtshäfen zu sein.

Die norwegischen Ratten sind nicht besonders große Ratten. Dann und wann werden allerdings sehr große unter ihnen gefunden, aber dies sind Ausnahmefälle.

Sie zeichnen sich im Allgemeinen weniger durch ihre Größe als durch ihre Wildheit und Heimtücke in Verbindung mit einer großen Fruchtbarkeit aus, welche sie natürlich außerordentlich zahlreich und lästig macht.

Man hat bemerkt, daß überall, wo sie hinkommen, nach wenigen Jahren die Ratten aller andern Gattungen verschwinden, und man muthmaßt daher, daß die norwegischen Ratten die andern Arten auffressen.

Wiesel sind ihnen nicht gewachsen, denn was ihnen an individueller Stärke abgeht, wird reichlich durch ihre Zahl aufgewogen, und in jenen heißen Ländern sind sie ihren Feinden an Zahl um das Hundert- und Tausendfache überlegen.

Selbst Katzen fürchten sich vor ihnen, und in vielen Gegenden gehen die Katzen einem Kampfe mit norwegischen Ratten aus dem Wege und wählen lieber ein Schlachtopfer von zahmerer Art zur Beute. Sogar große Hunde gehen, wenn sie nicht besonders gehetzt werden, lieber um sie herum, ohne sich mit ihnen einzulassen.

Eine Thatsache in Bezug auf die norwegische Ratte ist besonders eigenthümlich. Sie scheint nämlich zu wissen, wenn sie im Vortheil ist. Wenn sie ihrer nur wenige, und in Gefahr sind, vernichtet zu werden, so sind sie ziemlich schüchtern; in den Ländern aber, wo man sie sich ungehindert vermehren läßt, werden sie durch die Straflosigkeit keck gemacht und fürchten sich vor der Nähe des Menschen weit weniger.

In den Seehäfen einiger Tropenländer gebrauchen sie kaum die Vorsicht, sich zu verbergen, und in mondhellem Nächten, wenn sie in großen Massen herauskommen, nehmen sie sich kaum die Mühe, dem Menschen aus dem Wege zu gehen. Sie drücken sich blos ein wenig auf die Seite und schließen dicht hinter den Fersen eines Jeden, der vorübergeht, wieder feste Kolonnen.

Solche Geschöpfe sind die norwegischen Ratten. Zu der Zeit meines Abenteuers mit den Ratten in dem Schiffe Inca war ich natürlich noch nicht mit allen diesen

Thatsachen bekannt; wohl aber wußte ich schon damals aus Matrosengeschichten, die ich mit angehört, genug, um durch die Nähe so vieler dieser abscheulichen Thiere sehr beunruhigt zu werden, und nachdem es mir gelungen war, sie aus meinem keinen Gemache zu vertreiben, war ich immer noch weit entfernt, nun außer Sorgen zu sein.

Ich fühlte mich fast überzeugt, daß sie, und zwar in größerer Zahl als vorher, wiederkommen würden.

Vielleicht litten sie während der Reise Hunger und wurden demzufolge kecker und wilder keck genug, um mich anzufallen.

Schon jetzt kam es mir vor, als wenn sie sich keineswegs sonderlich vor mir zu fürchten schienen. Obschon ich durch mein Geschrei und meine heftigen Bewegungen sie hinausgetrieben; so hörte ich sie doch immer noch in der Nähe, wie sie durch einander herumrannten und quikten.

Wie, wenn sie nun schon halb verhungert waren und mit dem Gedanken umgingen, einen Angriff auf mich zu machen!

Aus Thatsachen, die ich gehört, zu schließen, war die Sache durchaus nicht unwahrscheinlich, und ich brauche kaum zu sagen, daß schon die Vermuthung einer solchen Wahrscheinlichkeit einen höchst peinlichen Eindruck auf mich machte.

Der Gedanke, von diesen gräßlichen Geschöpfen umgebracht und gefressen zu werden, erweckte in mir ein Gefühl von Furcht, die weit größer war als da ich den

Tod des Ertrinkens erwartete. Einem solchen hätte ich vor dem mir jetzt drohenden den Vorzug gegeben, und als ich einen Augenblick bei der Wahrscheinlichkeit eines solchen Schicksals verweilte, erstarrte mir das Blut in den Adern und das Haar schien sich mir emporzusträuben.

Einige Minuten lang saß ich, oder vielmehr knieete ich, denn ich lag auf meinen Knien, während ich mit meiner Jacke um mich herumschlug, und wußte nicht, was thun sollte.

Ich glaubte noch, daß die Ratten nicht die Kühnheit haben würden, sich mir zu nähern, so lange ich wach blieb und mich vertheidigen konnte. Wie aber war wenn ich einschlief? Dann konnten sie in der That Muth bekommen, mich anzugreifen, und wenn sie einmal ihre Zähne in mein Fleisch gebissen hatten, so glichen sie vielleicht dem Tiger, der, wenn er einmal Blut gekostet hat, sich nicht eher zufrieden giebt als bis er sein Schlachtopfer vernichtet hat. Ich wagte nicht einzuschlafen.

Und dennoch konnte ich nicht immer wach bleiben. Der Schlaf mußte mit der Zeit mich überwältigen. Je länger ich mich dagegen sträubte, desto tiefer ward der Schlaf, der dann folgte, und vielleicht sank ich in einen Schlummer, aus welchem ich nie wieder erwachte, vielleicht raubte ein gräßlicher Alp mir die Kraft, mich zu bewegen, und machte mich auf diese Weise zu einer leichten Beute der gefräßigen Ungeheuer, die mich hier umgaben.

Eine, kurze Weile schlug ich mich mit diesen peinlichen Befürchtungen herum, bald aber kam mir ein Gedanke ein, der mir das Herz ein wenig erleichterte.

Ich konnte ja meine Jacke wieder in die Spalte stopfen, durch welche die Ratten hereingekommen waren, und sie auf diese Weise von mir absperren.

Es war dies ganz gewiß eine sehr einfache Art und Weise, die Schwierigkeit zu überwinden, und würde mir ohne Zweifel eher eingefallen sein, – nämlich als die erste und zweite Ratte mich belästigt hatten – aber damals dachte ich, es wären nur diese zwei und ich könne mich ihrer auf eine andere Weise entledigen.

Jetzt war die Sache eine andere. Sämmtliche Ratten die sich in dem Raume dieses Schiffes befanden, zu vernichten, wäre eine schwere Aufgabe, wo nicht eine Unmöglichkeit, gewesen, und ich dachte nicht mehr an so Etwas. Die beste Methode war daher die, welche mir jetzt eingefallen war, nämlich die Hauptöffnung und jede andere, durch welche eine Ratte möglicher Weise sich hindurchquetschen konnte, zu verstopfen, und mich auf diese Weise sofort gegen ihre Zudringlichkeit oder ihre Angriffe zu schützen.

Ohne weitem Verzug »verkeilte« ich demgemäß die Spalte mit meiner Jacke, und mich über mich selbst wundernd, daß ich an dieses einfache Mittel nicht schon vorher gedacht, legte ich mich nieder; dies Mal mit dem festen Vertrauen, daß ich ungestört schlafen könne, so lange ich es nöthig oder Lust dazu hätte.

EINUNDVIERZIGSTES KAPITEL. TRAUM UND
WIRKLICHKEIT.

Meine Furcht und das lange Wachen hatte mich dermaßen ermüdet, daß meine Wange nicht so bald den Pfühl berührte, als ich auch schon in das Land der Träume entschwand.

Der Ausdruck »Land« ist jedoch hier nicht ganz richtig, denn es war vielmehr die See, von der ich träumte, und gerade wie zuvor träumte mir, ich befände mich auf dem Boden derselben und wäre von schrecklichen, krebsähnlichen Ungeheuern umringt, die mich zu fassen drohten.

Dann und wann jedoch nahmen diese krebsähnlichen Geschöpfe die Gestalt von Ratten an und dann glich mein Traum mehr der Wirklichkeit.

Ich träumte, daß sie in ungeheurer Anzahl mich umringten und von jeder Seite bedrohten, daß ich bloß meine Jacke hätte, um sie von mir abzuhalten, und daß ich mit derselben zu diesem Zwecke wild um mich schlug.

Es kam mir vor, als würden sie immer kühner und kühner, als sie sahen, wie wenig Schaden ich ihnen mit einer solchen Waffe zufügen konnte, und als ob eine ganz besonders große Ratte die Uebrigen zu dem Angriffe ermunthigte.

Es war dies keine wirkliche Ratte, sondern das Gespenst einer solchen – derjenigen, welche ich getödtet hatte.

Diese führte den Schwarm meiner Angreifer an und rieth ihnen, ihren Mord zu rächen. So träumte ich!

Eine lange Zeit glaubte ich, es gelänge mir, sie in Schach zu halten, aber die Kräfte entsanken mir immer mehr und mehr, und wenn nicht Hilfe kam, so mußte ich erliegen.

Ich sah mich um und schrie laut nach Hilfe, aber es zeigte sich Niemand in meiner Nähe.

Endlich bemerkten meine Angreifer, daß meine Kräfte zu Ende waren, und stürzten sich auf ein von ihrem gespenstischen Anführer gegebenes Zeichen alle mit einem Male auf mich. Sie kamen von vorn, von hinten, von beiden Seiten, und obgleich ich mit einer letzten verzweifelten Anstrengung um mich schlug, so war es doch vergebens. Dutzende von ihnen hatte zurückgeschleudert, daß sie auf den Rücken und übereinander hinwegstürzten, aber ihre Plätze wurden sofort wieder durch andere ausgefüllt, die von hinten hervorkamen.

Ich konnte nicht länger kämpfen. Aller Widerstand war fruchtlos. Ich fühlte, wie sie mir an den Beinen, an den Schenkeln, an dem Rücken heraufkrochen. Sie klammernten sich rings herum an mich an – ihre Körper bedeckten den meinigen wie ein Schwarm Bienen einen Baumast, und ehe sie noch Zeit hatten, meinem Fleische eine Wunde beizubringen, brachte schon ihr Gewicht mich zum Taumeln, so daß ich schwerfällig zur Erde niederschlug.

Dieser Fall schien mich zu retten, denn sobald ich den Boden berührte, ließen die Ratten von mir ab und rannten davon, wie erschrocken über die Wirkung, die sie hervorgebracht hatten.

Dieses Ergebniß überraschte mich auf sehr angenehme Weise und einige Augenblicke lang war ich nicht im Stande, es zu erklären.

Allmählig aber wurden meine Sinne klarer und ich freute mich, zu finden, daß die Angst, die ich ausgestanden, nur die Täuschung eines Traumes war, und der Fall, den ich gethan, war das Ende der Vision, welches mich aufgeweckt hatte.

Im nächsten Augenblicke jedoch ward ich schon wieder anderen Sinnes und meine eben erst erwachte Freude schwand eben so plötzlich wieder als sie entstanden war. Es war nicht Alles Traum. Es waren wirklich Ratten auf mir gewesen und Ratten waren noch *in diesem Augenblicke in meinem Zimmer!* Ich hörte sie umherrennen. Ich hörte ihr widerwärtiges Pfeifen, und ehe ich mich noch aufrichten konnte, lief mir eine über das Gesicht hinweg.

Dies war eine neue Quelle des Schreckens. Wie waren sie hereingekommen? Schon das Geheimniß, daß sie sich innerhalb meines Gemachs befanden, war an und für sich genug, um mich bestürzt zu machen. Wie waren sie hereingekommen? Hatten sie die Jacke aus der Spalte herausgeschoben?

Ich griff mechanisch darnach. Nein. Sie war noch an ihrem Platze, gerade so wie ich sie verlassen.

Ich zog sie heraus, um damit um mich herum zu schlagen und das Ungeziefer zu verscheuchen. Ich schlug damit und schrie wie ich vorher gethan, und es gelang mir, die Thiere zu verjagen; aber ich war jetzt in größerer Furcht als je, denn ich konnte mir nicht erklären, wie

sie im Stande waren, auf diese Weise trotz aller meiner Vorsichtsmaßregeln zu mir zu gelangen.

Eine Zeitlang wußte ich nicht, was ich denken sollte, endlich aber fand ich die Erklärung. Nicht durch die mit der Jacke verstopfte Oeffnung hatten sie Einlaß gesucht, sondern durch eine andere, die ich mit einem Stück Tuch verschlossen. Das Tuch war zu klein – es war locker geworden und die Ratten hatten es mit ihren Zähnen geradezu herausgerissen!

Dies erklärte, auf welche Weise sie herein gekommen waren; gleichzeitig aber ward dadurch meine Unruhe keineswegs beschwichtigt. Im Gegentheil erhielt ich dadurch Grund zu um so größeren Befürchtungen.

Warum waren diese Geschöpfe so hartnäckig – warum kamen sie immer und immer wieder? Was suchten sie in meinem Versteck mehr als in irgend einem andern Theile des Schiffes? Was konnten sie weiter wollen als mich umbringen und fressen?

Die Furcht vor einer solchen Folge rüttelte jetzt meine ganze Energie auf. Ich hatte nicht mehr als eine Stunde geschlafen, dies sah ich an meiner Uhr, aber ich konnte nicht eher wieder einschlafen als bis ich mich vollkommen sicher gestellt hatte, und zu diesem Zwecke begann ich meine Festung in einen geeigneteren Vertheidigungszustand zu setzen.

Ich nahm die Gegenstände womit ich die einzelnen Oeffnungen verstopft, einen nach dem Andern heraus und brachte sie fester wieder hinein. Ich nahm mir sogar die Mühe, sämmtliche Zwiebacke aus der Kiste zu

nehmen und zwei oder drei Stücken Tuch aus der andern Kiste zu ziehen, um die Oeffnungen desto fester verstopfen zu können.

Hierauf brachte ich die Zwiebacke wieder in ihr Behältniß und schloß jede vorhandene Oeffnung auf's Sorgfältigste.

Die größten Schwierigkeiten boten sich mir auf der Seite dar, wo die Kiste stand, denn um dieselbe herum gab es eine Menge schlecht geformte Spalten. Ich überwand die Schwierigkeit jedoch mittelst einer großen Webe Tuch, die, als ich sie in die Höhe stellte, gerade in den offenen Raum hineinpaßte, durch welchen ich mich selbst bei jener Gelegenheit gequetscht, wo ich so unglücklich war, meinen Fuß an Bord dieses Schiffes zu setzen.

Auf dieser Seite brauchte ich weiter Nichts hineinzustopfen, denn das Stück Tuch paßte so genau, daß kein lebendes Wesen dazwischen hindurch konnte. Der einzige Uebelstand, der damit verbunden war, bestand darin, daß ich dadurch gehindert ward, auf bequeme Weise zu meinem Zwiebackmagazin zu gelangen, denn das Tuch bedeckte die Oeffnung der Kiste. Hieran dachte ich auch, ehe ich das Tuch in die Oeffnung hineinzwängte, und trug mir erst eine Anzahl Zwiebacke in mein Gemach, so viel, daß ich auf eine bis zwei Wochen genug hatte.

Wenn diese aufgezehrt waren, konnte ich das Tuch allemal wieder entfernen, und ehe Ratten herein kamen und mich belästigten, mich wieder auf eine Woche proviantiren.

Ich brauchte volle zwei Stunden, ehe ich mit allen diesen Arrangements fertig war, denn ich arbeitete mit großer Sorgfalt, um die Mauern meiner Festung recht sicher zu machen.

Es war keine Sache, mit der sich scherzen ließ. Es war eine Sache, bei welcher Leben und Tod auf dem Spiele stand.

Nachdem ich Alles zu meiner vollkommenen Zufriedenheit festgemacht, legte ich mich wieder zum Schlafen nieder – dies Mal fest überzeugt, daß ich mehr als ein bloßes »Schläfchen« machen würde.

ZWEIUNDVIERZIGSTES KAPITEL. ENDLICH EIN RUHIGER SCHLAF.

Meine Erwartung täuschte mich nicht. Ich schlief zwölf Stunden hintereinander – obschon nicht ohne viele furchtbare Träume und schreckliche Kämpfe mit Kriechen und Ratten. So weit der Genuß des Schlafes in Frage kam, hätte ich beinahe eben so gut wach und wirklich in solchem Kampfe begriffen sein können.

Mein Schlaf war nämlich, trotz seiner langen Dauer, weit entfernt ein erfrischender zu sein, aber dennoch war es angenehm, beim Erwachen zu finden, daß meine unwillkommenen Gäste nicht wieder dagewesen waren und daß in meine Festungswerke keine Bresche gemacht worden.

Ich tastete rings herum und fand, daß Alles gerade noch so war, wie ich es gelassen.

Mehrere Tage lang fühlte ich mich verhältnißmäßig außer Sorgen.

Ich fürchtete keine Gefahr mehr von den Ratten, ob schon ich wußte, daß sie noch dicht in meiner Nähe waren.

Wenn das Wetter ruhig war – und es hielt sich sehr lange so – konnte ich die Thiere draußen hören, wie sie unter den Kisten und Waarenballen herum handthierten und dann und wann ein gellendes Pfeifen und Kreischen hören ließen, als ob sie sich mit einander selbst herum balgten.

Ihre Stimmen schreckten mich aber jetzt nicht mehr, denn ich war überzeugt, daß sie mir nicht näher kommen konnten. So oft ich zu irgend einem Zwecke eines der Tuchstücke wegnahm, mit welchen meine keine Kajüte verbarrikadirt war, trug ich allemal Sorge, es wieder an seiner Stelle zu beseitigen, ehe noch eines der Thiere wissen konnte, daß die Oeffnung offen war.

Dieses Eingesperrtsein verursachte mir aber viel Unbequemlichkeit. Die Witterung war außerordentlich warm, und da kein Lufthauch zu mir dringen oder in meinem Gemache circuliren konnte, so war es zuweilen so heiß wie in dem Ofen eines Bäckers.

Höchst wahrscheinlich befanden mir uns jetzt unter dem Aequator oder auf alle Fälle in einer Gegend der tropischen Breitengrade, und daraus erklärte sich die Ruhe der Atmosphäre, denn in jenen Breitengraden ist stürmisches Wetter weit seltener als in einer der beiden sogenannten gemäßigten Tönen.

Ein Mal allerdings hatten wir während dieser Zeit einen ziemlichen Sturm, der einen Tag und eine Nacht dauerte. Wie gewöhnlich folgte darauf ein gewöhnliches »Schwellen«, während dessen das Schiff umhergeworfen ward, als wenn ihm das Unterste zu oberst gekehrt werden sollte.

Seekrank ward ich bei dieser Gelegenheit nicht; da ich aber Nichts hatte, woran ich mich halten konnte, so ward ich in meiner kleinen Kajüte fürchterlich umhergeschleudert. Bald flog ich mit dem Kopfe vorwärts an das Wasserfaß, halb rückwärts, an die Schiffswand, bis mir alle Knochen im Leibe so wehe thaten, als ob ich mit einem Knüppel durchgeprügelt worden wäre.

Das Schwanken des Schiffes war daneben auch die Ursache, daß die Kisten und Tonnen dann und wann ein wenig auf die Seite rückten, und dies hatte die Wirkung, daß das Tuch, womit die Oeffnungen verstopft, locker ward und heraus fiel.

Immer noch einen Einfall der Ratten fürchtend, hatte ich daher während der ganzen Zeit des Sturmes alle Hände voll zu thun, um die Spalten immer wieder von Neuem zu verstopfen.

Im Ganzen genommen jedoch glaube ich, daß diese Beschäftigung angenehmer war, als wenn ich Nichts gethan hätte.

Die Zeit verging, mir dabei und die zwei Tage, während welcher der Sturm und das Schwellen mich auf diese Weise in Thätigkeit erhielten, kamen mir kürzer vor als je andere zwei.

Die bei weitem bittersten Stunden waren die, in welchen ich gar Nichts zu thun finden konnte – durchaus Nichts, was meine Gedanken beschäftigt hätte. Dann brachte ich ganze Stunden zu – zuweilen ohne eine Bewegung zu machen oder die Stellung zu ändern, in der ich lag – zuweilen ohne auch nur einen Gedanken zu haben, und so in Finsterniß, einsam und mich hinaussehend, fürchtete ich, daß zuletzt mein Verstand wankend werden und ich dem Wahnsinne anheimfallen würde.

Auf diese Weise waren wieder zwei Wochen vergangen, wie ich an den Kerben auf meinem Stocke wußte. Außerdem hätten es Monate – ja vielleicht Jahre sein können – so lang erschien mir die Zeit. Mit Ausnahme der Stunden, in welchen der Sturm tobte, war alles Uebrige vollständige Eintönigkeit, und nicht eine einzige Thatsache, nicht ein einziger Vorfall ereignete sich, der einen Eindruck auf mein Gedächtniß gemacht hätte.

Während dieser ganzen Zeit war ich meinem Reglement in Bezug auf Speise und Trank streng treu geblieben. Trotzdem ich oft gehungert und das für eine Woche bestimmte Quantum auf seine einzige Mahlzeit hätte aufessen können, so hatte ich doch die vorgeschriebene Ration nicht überschritten. Oft kostete mir seine kleine Ueberwindung und oft ward der halbe Zwieback, der die nächste Mahlzeit ausmachen sollte, nur zögernd beiseite gelegt und schien mir an den Fingern zu kleben, wenn ich ihn auf den kleinen Sims legte.

Ich wünschte mir jedoch Glück, daß ich bis jetzt – mit Ausnahme jenes Tages, an welchem ich die vier Zwiebacke auf einen Sitz gegessen – im Stande gewesen war, meinem Vorsatze treu zu bleiben und muthig gegen die Gelüste des Hungers zu kämpfen.

Durst litt ich nie. In dieser Beziehung empfand ich keine Unruhe. Meine Ration Wasser war vollkommen genug für mich und mehr als genug. An den meisten Tagen brauchte ich weit weniger und konnte trinken, so viel ich Lust hatte.

Der Zwiebackvorrath, den ich mir in mein Gemach geschafft, als ich mich gegen die Ratten verbarrikadirte, war endlich erschöpft. Ich freuete mich darüber. Es bewies, daß die Zeit verging – zwei Wochen mußten vergangen sein, denn ich hatte die Zwiebacke beim Beginne dieser Periode gezählt und fand, daß sie gerade so lange reichten. Es war sonach die Zeit da, wo ich wieder in meine Speisekammer gehen und mir frischen Proviant holen mußte.

Als ich mich anschickte, dies zu thun, erwachte eine eigenthümliche Befürchtung in mir. Es geschah dies ganz plötzlich, als ob mir ein Pfeil in's Herz geschossen worden wäre. Es war die Ahnung eines großen Unheils, oder nicht gerade eine Ahnung, sondern vielmehr eine Furcht, die durch Etwas verursacht ward, was ich nur erst die Minute vorher bemerkt hatte.

Ich hatte ein Geräusch draußen gehört, welches wie gewöhnlich meinen Nachbarn, den Ratten, zugeschrieben hatte. Oft, ja fast fortwährend, hatten sich ähnliche

Geräusche von draußen vernehmen lassen, aber keines, welches einen solchen Eindruck auf mich machte wie dieses, denn schien von einer neuen Richtung herzukommen – der Richtung der Zwiebackskiste.

Meine Finger zitterten, während ich das Tuch aus der Spalte entfernte, und noch mehr, als ich mit den Händen in die Kiste fuhr!

Barmherziger Himmel, *die Kiste war leer!*

Nein, nicht leer. Als ich mit der Hand tiefer hineinfuhr, stieß sie auf etwas Weiches und Glattes – eine Ratte. Das Thier sprang plötzlich auf die Seite, als es meine Berührung fühlte, und ich zog mit gleich rascher Bewegung meine Hand zurück.

Mechanisch fühlte ich nach einer andern Stelle – aber bloß um wieder eine Ratte und dann noch eine und wieder eine zu berühren. Die Kiste schien zur Hälfte damit angefüllt zu sein – sie saßen eine neben der andern so dicht als möglich.

Sie sprangen herum und rannten nach verschiedenen Richtungen davon – einige sprangen mir sogar gegen die Brust, als sie zu der Oeffnung Herausschossen; andere schlugen an die Wände der Kiste an und ließen ein lautes Pfeifen und Kreischen hören.

Es gelang mir, sie in die Flucht zu schlagen. Leider aber, als sie fort waren und ich meinen Vorrath zu untersuchen begann, fand ich zu meinem Kummer, daß beinahe meine sämmtlichen Zwiebacke auch fort waren. Die noch übrigen waren in Stücken gebrochen und es war in der Kiste Nichts mehr als ein Haufen Brocken, der den

Boden bedeckte und an welchem die Ratten eben gefressen hatten, als ich sie überraschte.

Dies war ein Uebel von der unheilvollsten Bedeutung und ich war bei Entdeckung desselben so betäubt, daß ich für den Augenblick kaum wußte, was ich that.

Die Folgen waren sehr klar. Mein Proviant war fort – der Hungertod stierte mir in's Gesicht. Ja, er stand nicht länger zu bezweifeln – er war nun gewiß.

Die zernagten Brocken, welche die widerwärtigen Räuber zurückgelassen und die sie, wenn ich sie nicht überrascht hätte, binnen noch einer Stunde ebenfalls verzehrt haben würden – konnten mich nicht eine Woche lang am Leben erhalten – und was ward dann? Ja, was ward dann?

Ich mußte elendiglich verhungern. Einen andern Ausweg gab es nicht. So folgerte ich, und wie konnte anders sein?

Eine Weile überließ ich mich der Verzweiflung und verschmähete es sogar, Schritte zu thun, um die Ratten an der Rückkehr nach der Kiste zu hindern. Ich glaubte, am Ende müsse ich diesem Unglücke doch unterliegen – *ich müsse verhungern* – und es könne daher Nichts nützen, mein Schicksal noch um einige wenige Tage hinauszuschieben. Eben so gut wie nach Ablauf einer Woche konnte ich gleich jetzt sterben.

Noch tagelang zu leben, und zu wissen, daß der Tod in sicherer Aussicht stand, mußte ein schrecklicher Zustand sein, schlimmer als der Tod selbst, und hier erwachten in

mir wieder jene schwarzen Selbstmordgedanken, die mir schon früher einmal durch den Kopf gegangen waren.

Sie beunruhigten mich aber nur einen Augenblick lang. Die Erinnerung, daß ich sie schon früher gehabt und daß ich gleichsam auf wunderbare Weise von ihnen erlöst worden, daß, obschon ich nicht einsehen konnte wie, dennoch vielleicht ein Weg zur Rettung vorhanden war – daß die Hand der Vorsehung, wie sie schon gethan, auch jetzt mich behüten und mir diesen Weg zeigen könnte – diese Erwägungen und Erinnerungen kehrten in mein Gemüth zurück und abermals ward meine Zukunft durch einen Hoffnungsstrahl erhellt.

Eine festbestimmte Hoffnung war allerdings nicht da, aber doch genug, um mich zu frischer Energie aufzurütteln und mich vor absoluter Verzweiflung zu schützen.

Uebrigens hatte auch die Ruhe der Ratten die Wirkung, daß mein Thun dadurch beschleunigt ward.

Ich bemerkte, daß sie noch ganz in der Nähe waren und wieder in die Kiste einzudringen und ihr Vernichtungswerk zu vollenden drohten. Ich konnte sie nur durch die heftigsten Demonstrationen entfernt halten.

Ich fand, daß die Stelle, wo sie hineingelangt waren, nicht die Oeffnung war, deren ich mich selbst bedient. Diese war durch das Stück Tuch geschlossen und hier hatten sie nicht hineingelangen können. Sie waren auf der entgegengesetzten Seite von der Tuchkiste aus eingedrungen – in welche sie sich den Weg zu bahnen vermochten, da ich ja selbst eins der Breter aus der Kiste herausgenommen.

Es war dies Alles erst ganz kürzlich geschehen oder sie hatten wahrscheinlicher einige Zeit gebraucht, das dicke Bret zu durchnagen, wodurch die Ausführung ihrer Absicht aufgehalten worden war. Ohne diesen Umstand hätten sie viel eher eindringen können und dann wäre jetzt kein Bissen mehr übrig gewesen.

Ohne Zweifel waren sie eben in der Absicht, um zu den Zwiebacken zu gelangen, ein oder zwei Mal in mein Gemach eingedrungen, denn von diesem aus hatten sie freien Zugang zu der Kiste.

Ich bereuete jetzt nicht wenig meine Nachlässigkeit, die mich abgehalten, meine Vorräthe besser zu sichern. Ich hatte mir halb vorgenommen, es zu thun, aber nimmermehr geglaubt, daß diese Thiere sich einen Eingang von hinten bahnen konnten, und ich wußte, daß das Stück Tuch sie vollständig nach Außen abschloß.

Nun aber war es zu spät. Alle Reue konnte Nichts helfen, und dem Instinkte folgend, der uns antreibt, das Leben so lange zu erhalten als wir können, schaffte ich die Ueberbleibsel aus der Kiste auf meinen kleinen Sims im Innern meines Gemachs.

Dann machte Alle wieder fest zu wie vorher, und legte mich in düsterer Stimmung über dieses unerwartete Unglück nieder, um über meine Lage nachzudenken.

DREIUNDVIERZIGSTES KAPITEL. DAS SUCHEN NACH EINER ANDEREN ZWIEBACKKISTE.

Viele Stunden lang lag ich so da und brütete über dem veränderten Stande meiner Angelegenheiten, ohne daß

ein Gedanke in mir erwacht wäre, der mich erheitert hätte.

Ich fühlte mich so hoffnungslos, daß ich nicht einmal die Zwiebacke oder vielmehr die davon übrig gebliebenen Krumen genau zählte oder maß. Ich berechnete ungefähr nach der Größe des kleinen Haufens, daß ich noch, wenn ich mich mit der sehr kleinen Ration wie zeither begnügte, ungefähr zehn Tage, aber nicht länger davon leben konnte.

Zehn Tage also oder höchstens vierzehn hatte ich zu leben, mit der Aussicht auf gewissen Tod nach Ablauf dieser Zeit, und einen Tod, der, wie die Erfahrung mir sagte, ein langsamer und martervoller sein mußte.

Ich hatte schon den äußersten Grad von Hunger erduldet, fast bis zum Tode, und fürchtete, wieder zu versuchen, doch schien keine Hoffnung vorhanden zu sein, einem solchen Schicksale zu entgehen, wenigstens zeigte sich in diesem Augenblick keine.

Die Betäubung, welche auf die Entdeckung meines Verlustes folgte, machte mich lange Zeit unfähig, klar zu denken. Mein Gemüth war niedergeschlagen und kleinhüthig, mein Gehirn gleichsam gelähmt, so daß, wenn ich anfang zu denken, meine Gedanken blos umherirrten oder sich auf das furchtbare Schicksal concentrirten, welches meiner harrte.

Mit der Zeit trat jedoch eine Reaction ein und ich war besser im Stande, über die Umstände nachzudenken, in welche ich jetzt versetzt war.

Allmählig dämmerte die Hoffnung wieder, obschon sie nur einen undeutlichen und sehr unbestimmten Charakter trug, buchstäblich nur ein Strahl war.

Der Gedanke, der mir einkam, war einfach dieser: Da ich *eine* Zwiebackkiste gefunden, warum konnte nicht auch noch eine *zweite* vorhanden sein?

Wenn sie auch nicht unmittelbar neben der ersten stand, so konnte sie doch in der Nähe stehen. Ich glaubte, wie ich schon oben erwähnt, daß bei dem Befrachten eines Schiffes Waaren von einerlei Art nicht allemal neben einander, sondern da und dorthin placirt würden, je nachdem die verschiedenen Fässer oder Colli's in die Gestalt des Schiffsraumes und neben einander passen.

Ich hatte Beweise davon, daß dies das gewöhnliche Arrangement war, denn dicht um mich herum standen neben einander Gegenstände von sehr verschiedener Art, – Zwieback, feines Tuch, Branntwein und das Wasserfaß. Obschon daher keine zweite Zwiebackkiste unmittelbar an die schon geleerte stieß, so konnte doch noch eine andere *nicht weit davon* stehen, vielleicht gleich auf der anderen Seite der Tuchkiste *oder an einer Stelle, wo dazu gelangen konnte*.

Dies also war der Gedanke, der mir neue Hoffnung einflößte. Sobald ihn gefaßt hatte, kehrte meine ganze Energie zurück und ich begann nachzudenken, welches Verfahren ich einschlagen sollte, um zu ermitteln, ob noch eine für mich erreichbare Zwiebackkiste vorhanden wäre.

Der Plan, der es mir möglich machen sollte, dazu zu gelangen, war in meinem Kopfe schon fertig. Es gab in der That nur *ein* Mittel, mein Messer.

Andere Werkzeuge standen mir nicht zu Gebote und deshalb dachte ich auch an weiter keines. Mir mit meinem Messer durch die Gegenstände, Kisten, Ballen oder Tonnen, die vielleicht zwischen meinem Gemache und den gewünschten Zwiebacken standen, einen Weg zu bahnen, war der Gedanke, der mir eingefallen war, und er schien mir, je länger ich darüber nachdachte, immer ausführbarer und thunlicher zu sein.

Dinge, welche unter gewöhnlichen Umständen schwierig, wo nicht unmöglich zu sein scheinen, gewinnen für Den, dessen Leben in Gefahr ist und welcher weiß, daß er sich retten kann, wenn er sie zu Stande bringt, eine ganz andere Gestalt.

Die furchtbarsten Anstrengungen und härtesten Entbehrungen werden leichte Prüfungen, wenn Leben und Tod auf dem Spiele stehen.

Von diesem Gesichtspunkte aus war ich gezwungen die Thaten zu betrachten, die ich jetzt zu führen beabsichtigte, und Zeit und Mühe kamen kaum in Anschlag, so lange Aussicht vorhanden war, daß ich dadurch vor dem schrecklichen Hungertode gerettet werden könnte.

Deßhalb beschloß ich, mir mit meinem Messer einen Weg durch die Güterballen und Kisten hindurchzuschneiden, in der Hoffnung, auf eine zu stoßen, welche Speise enthielte. Gelang es mir, dann blieb ich am Leben, wo nicht, so mußte ich sterben.

Auch noch ein anderer Gedanke trug das Seine bei, mich zu diesem Versuche zu ermuthigen. Es war für mich jedenfalls besser, wenn ich meine Zeit in Hoffnung verbrachte, als wenn ich mich der Verzweiflung hingab und müssig blieb. Zwei Wochen lang in der gewissen Erwartung des Todes zu leben, wäre tausend Mal qualvoller gewesen als der Tod selbst.

Weit besser war es, weiterzukämpfen und die Hoffnung durch die Anstrengungen zu nähren, die ich zu meiner Rettung zu machen gedachte. Schon die Arbeit an und für sich mußte mir die Zeit hinbringen helfen und mich abhalten, allzusehr über meinem zweifelhaften Schicksale zu brüten.

So waren meine Gedanken, als ich wieder zu der Energie aufgerüttelt ward, die mich auf einige Zeit verlassen hatte.

Ich lag auf den Knieen, mit dem Messer in der Hand, entschlossen und bereit. Wie hochschätzte ich in diesem Augenblicke dieses kostbare Stück Stahl! Nicht für eine ganze Schiffsladung rothes Gold hätte ich es hingegen!

Ich sagte soeben, ich hätte auf den Knieen gelegen. Ich hätte auch gar nicht aufrecht stehen können, selbst wenn ich es gewünscht hätte. Es war kein Platz dazu da. Die Decke meiner Kajüte war zu tief dazu.

War es meine eigenthümliche Attitüde, welche mich auf diesen Gedanken brachte? Vielleicht hatte sie einigen Einfluß. Ich kann mich jetzt nicht mehr genau besinnen, aber wohl weiß ich, daß ich, ehe ich in meinem Werke weiter fortfuhr, ein Gebet, ein demüthiges und inniges

Gebet zu Gott sprach, der ja schon, wie ich fest glaubte, seine Hand ausgestreckt hatte, um mich zu retten. Ich betete um Führung, um Kraft, um Sieg.

Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß mein Gebet erhört ward, denn sonst wäre ich ja nicht mehr am Leben, um es zu erzählen.

Meine Absicht war, mich zunächst durch die Tuchkiste hindurchzuarbeiten, und zu entdecken, was hinter dieser war.

Die, welche die Zwiebacke enthalten, war jetzt leer und ich konnte ohne Mühe dahinter gelangen. Man wird sich erinnern, daß ich schon in der Zwiebackkiste gewesen war, während ich nach einer zweiten suchte und auch während ich mir die Stücken Tuch holte.

So weit war mein Weg also bereits gebahnt. Um aber durch die hindurchzukommen, in welche das Tuch gepackt war, mußte ich nothwendig mehrere Stücken herausziehen, um Raum zu bekommen und mich nach der nächsten weiter zu arbeiten.

Mein Messer war deßhalb nicht gleich zu Anfange nöthig, und indem ich es so legte, daß ich es sofort wiederfinden konnte, duckte ich den Kopf nieder und kroch in die leere Kiste hinein. In der nächsten Minute zog und zerrte ich an den steif und fest gepackten Tuchrollen und bedurfte aller meiner Kraft, um sie von ihrer zeitherigen Stelle zu entfernen.

VIERUNDVIERZIGSTES KAPITEL. DIE SICHERUNG DER KRUMEN.

Es war dies eine Arbeit, welche mir sowohl Zeit als Mühe kostete, weit mehr als man vielleicht glaubt. Ohne Zweifel war das Tuch so gepackt worden, daß dabei so viel Raum als möglich erspart ward, und die einzelnen Stücken waren daher so fest wie durch eine Dampfpresse zusammengekeilt.

Die, welche der Oeffnung, die ich gemacht, gegenüber lagen, ließen sich ziemlich leicht herausziehen, mit den anderen aber hatte ich mehr Mühe.

Bei vielen bedurfte ich aller meiner Kräfte, um sie von ihrer Stelle zu bewegen.

Als jedoch erst einige heraus waren, ward die Arbeit leichter. Einige Rollen waren größer als die übrigen. Sie waren deßhalb umfangreicher, weil sie von gröberem Tuche waren. Sie waren zu stark, um durch die von mir gemachten Oeffnungen zu gehen, sowohl durch die in der Tuchkiste als die in der Wand der Zwiebackkiste.

Ich wußte nicht, was ich mit ihnen anfangen sollte. Die Oeffnungen weiter zu machen, erforderte sehr viel Arbeit, und wegen der Stellung der beiden Kisten zu einander war es nicht möglich, noch ein Bret abzuschlagen. Ich hätte deßhalb das Loch mit meinem Messer weiter schneiden müssen und dies wäre aus demselben Grunde sehr schwierig gewesen.

Dagegen bot sich ein besserer Plan dar, anscheinend ein besserer, der sich aber zuletzt als ein Irrthum erwies

Ich suchte meinen Zweck dadurch zu erreichen, daß ich die Hülle eines jeden Stückes aufschnitt, dann das Ende der Webe ergriff und sie aufrollte. Dann zog ich das lose Tuch heraus, bis die Webe klein genug ward, um durchzupassiren. Auf diese Weise gelang es mir, die Kiste zu leeren, aber diese Arbeit beschäftigte mich mehrere Stunden.

Ueberdies ward ich auch noch durch eine ernstere Unterbrechung aufgehalten. Als ich mit dem ersten Stücke Tuch, welches ich auch der Kiste gezogen, mein Gemach zurückkehrte, fand ich nämlich zu meiner Bestürzung, daß schon von anderen Bewohnern eingenommen war, durch wenigstens ein halbes Schock.

Die Ratten waren im Besitz!

Ich ließ das Tuch fallen, sprang mitten unter sie hinein und es gelang mir, sie in die Flucht zu schlagen, aber, wie ich mir gleich gedacht, ich fand, daß abermals ein Theil meines kümmerlichen Proviantvorraths verzehrt oder fortgeschleppt war. Viel schien jedoch nicht davon weg zu sein.

Zum Glück war ich nur eine kurze Zeit lang abwesend gewesen. Hätte ich aber nur noch zwanzig Minuten gewartet, so hätten die Räuber mich vollständig geplündert und mir keine Krume übrig gelassen.

Die Folge hiervon wäre eine sehr unheilvolle gewesen, und abermals meine Nachlässigkeit beklagend, beschloß ich, für die Zukunft besser Sorge zu tragen.

Ich breitete ein großes Stück Tuch aus, legte die Zwiebackbrocken darauf und wickelte sie in ein sackähnliches

Bündel zusammen, welches ich, so fest ich konnte, mit einem von dem Tuche selbst abgerissenen Streifen. Sahlleiste band.

Nun war, wie ich glaubte, Alles sicher, und nachdem ich das Bündel in einen Winkel gelegt, fuhr ich in meiner Arbeit weiter fort.

Als ich so auf Händen und Knien hin- und herkroch, bald mit leeren Händen, bald ein Stück Tuch mit mir schleppend, hatte ich große Aehnlichkeit mit einer hin- und herrennenden Ameise, welche ihre Wintervorräthe einträgt, und viele Stunden lang war ich auch so geschäftig wie eine Ameise nur sein kann.

Das Wetter war immer noch ruhig, aber die Atmosphäre schien heißer zu sein als ich sie bis jetzt gefühlt, und der Schweiß drang mir aus allen Poren meiner Haut.

Oft war ich genöthigt, ein loses Stück zu benutzen, um mir die Tropfen von der Stirn und aus den Augen zu wischen, und zuweilen war es, als wenn die Hitze mich erstickern wollte.

Bei dem Beweggrunde aber, den ich zur Ausdauer hatte, fuhr ich fort weiter zu arbeiten, ohne mir einen Augenblick Ruhe zu gönnen.

Während dieser ganzen Zeit erhielt ich vielfache Beweise von der Nähe der Ratten. Sie schienen rings um mich her überall zu sein, in den Spalten zwischen den Fässern und Kisten, deren sie sich als eben so vieler Wege und Pfade bedienten. Sie begegneten mir in meiner eigenen Gallerie, indem sie mir quer über den Weg oder

vor mir herliefen, und zuweilen fühlte ich sie hinter mir über meine Beine hinwegrennen.

Eigenthümlicher Weise fürchtete mich jetzt weniger vor ihnen als früher. Dies hatte seinen Grund theilweise in der von mir beobachteten Thatsache, daß die *Zwiebackkiste* war, welche sie in solcher Anzahl in mein Gemach gelockt hatte, aber nicht ich.

Anfangs glaubte ich, sie seien hierhergekommen, um mich selbst anzufallen, jetzt aber dachte ich anders und fühlte weniger Angst vor einem Angriffe von ihnen. Ich fürchtete sie nicht mehr, so lange wach war, aber dennoch hätte nicht einschlafen können, – auch war dies nicht meine Absicht – ohne mich recht gegen ihre Angriffe zu sichern.

Auch noch aus einem anderen Grunde fürchtete ich diese Thiere jetzt weniger. Meine Lage war verzweifelter geworden und die Nothwendigkeit des Handelns so augenscheinlich, daß alle geringeren Gefahren vor der größeren, die mich bedrohte, – der Gefahr, zu verhungern, – in den Hintergrund getreten waren.

Nachdem ich die Tuchkiste ihres Inhaltes entledigt, beschloß ich, ein wenig auszuruhen und mich durch eine knappe Portion Zwiebackkrumen und einen Becher Wasser zu erfrischen.

Während der ganzen Zeit, wo ich mit dem Auspacken beschäftigt war, hatte ich keine Pause gemacht, nicht einmal um zu trinken, und ich war daher jetzt so durstig, daß ich ganze Quarts hätte trinken können.

Da ich nicht fürchtete, daß mein Wasservorrath sich als unzureichend erweisen würde, so öffnete ich jetzt das Zapfloch und trank nach Herzenslust.

Ich hatte wahrscheinlich die Wasserlinie bedeutend niedriger gemacht, ehe ich mich von dem Fasse trennen konnte. Die köstliche Flüssigkeit schmeckte mir süßer als Honig, und nachdem ich getrunken, war es mir, als hätte ich mich bis in die Fingerspitzen hinein mit neuen Kräften ausgerüstet.

Ich wendete mich nun zu meinem Speisevorrathe; aber wieder entschlüpfte mir ein Ausruf des Aergers, als ich meine Hand auf das Bündel legte. Die Ratten waren abermals dagewesen!

Ja, zu meinem Erstaunen fand ich, daß diese hartnäckigen Räuber ein Loch durch das Tuch genagt und wieder einen Theil meines jetzt so bedeutend reducirten Vorrathes weggeschleppt hatten! Wenigstens ein Pfund von den kostbaren Krumen fehlte und der Raub mußte binnen wenigen Minuten ausgeführt worden sein, denn nur wenige Augenblicke zuvor hatte ich Veranlassung gehabt; das Bündel ein wenig auf die Seite zu schieben, und dabei bemerkt, daß bis dahin noch durchaus Nichts damit vorgegangen war.

Die Entdeckung dieses neuen Unglücks verursachte mir neuen Kummer und neue Unruhe. Ich sah ein, daß, wenn ich den Zwiebackbeutel auch nur ganz kurze Zeit unbewacht ließ, ich bei meiner Rückkehr erwarten konnte, daß auch die letzte Krume daraus verschwunden wäre.

Schon hatte ich beinahe die Hälfte Dessen verloren, was ich aus der Kiste genommen und wovon ich geglaubt, daß es mir zehn bis zwölf Tage lang das Leben fristen könne.

Diese Berechnung schloß Alles ein, selbst den Staub, den ich sorgfältig von den Bretern zusammen gekehrt, und als ich jetzt noch einmal untersuchte, was übrig war, bemerkte ich, daß nicht genug vorhanden war, um mich eine Woche lang am Leben zu erhalten.

Diese Entdeckung vermehrte das Düstere meiner Lage, und dennoch ließ ich mich dadurch nicht zur Verzweiflung treiben.

Ich beschloß, meinen Plan weiter zu verfolgen, als ob kein neues Unglück geschehen wäre, denn die weitere Verminderung meiner Vorräthe machte sowohl Energie als Ausdauer nothwendiger als je.

Ich konnte zur Sicherung meiner Krumen kein anderes Mittel ausfindig machen, als daß ich den Beutel mit mir nahm und fortwährend in meiner Nähe behielt. Ich hätte noch mehr Tuch herum wickeln können, aber ich glaubte, daß die schändlichen Thiere sich bis zu meinen Krumen hindurchgenagt haben würden, selbst wenn ich sie in eine eiserne Kiste gelegt hätte.

Um daher ganz sicher zu gehen, band ich das Loch, welches in das Tuch geschnitten war, zu, schleppte das Bündel hinter mir her, nahm es mit in die Tuchkiste und war fest entschlossen, es gegen jeden Angriff zu vertheidigen.

Nachdem ich es zwischen meine Kniee gelegt, begann ich wieder mit meinem Messer durch die Wand der nächststehenden Kiste weiter zu arbeiten.

FÜNFUNDVIERZIGSTES KAPITEL. WIEDER EIN BISS.

Ehe ich von meinem Messer Gebrauch zu machen begann, hatte mich bemüht, eines der Breter nach auswärts loszusprengen, indem ich erst mit den Händen dagegen drückte.

Da ich fand, daß ich es auf diese Weise nicht bewegen konnte, so legte ich mich auf den Rücken und versuchte es mit dem Absatze. Ich zog sogar meine alten Schuhe an, in der Hoffnung, das Bret hinausstampfen zu können; aber nachdem ich lange daran herumgestoßen, sah ich, daß es doch nicht ging. Es war zu fest angenagelt und, wie ich später fand, noch überdies mit eisernen Reifen beschlagen, die selbst einer noch weit größeren Kraftanstrengung als deren ich fähig war, Widerstand geleistet haben würden.

Mein Stoßen und Stampfen war daher Alles vergebens, und sobald ich davon überzeugt war, nahm ich mein Messer zur Hand.

Ich beabsichtigte, eines der Breter nahe am Ende zu durchschneiden, und zwar blos an dem einen Ende, weil ich dann das Bret hinauszwängen konnte, wie fest es auch an dem anderen angenagelt sein mochte.

Das Holz war nicht sehr hart, denn es war gewöhnliche Harztanne, und ich hätte, selbst mit keinem besseren Werkzeuge als meinem Messer, sehr bald einen Querschnitt durch das Bret machen können, wenn ich eine dazu geeignete Stellung hätte einnehmen können und die Kiste ordentlich vor mir gehabt hätte.

Statt dessen aber mußte ich in einer gezwungenen Stellung arbeiten, die nicht bloß unvorthellhaft, sondern auch sehr ermüdend war.

Ueberdies schmerzte mich meine Hand noch von dem Biß der Ratte, denn die Narbe war noch nicht zugeheilt. Die Unruhe, die ich ausgestanden, hatte mein Blut in fortwährendem Fieber erhalten und auf diese Weise, glaubte ich, das Heilen der Wunde verhindert.

Zum Unglücke war es meine *rechte* Hand, welche gebissen worden, und da ich nur rechts gewöhnt war, so konnte ich das Messer nicht mit der Linken handhaben. Ich versuchte es zuweilen, um der anderen Hand ein wenig Ruhe zu gönnen, kam aber auf diese Weise fast gar nicht vorwärts.

Aus diesen Gründen brauchte ich mehrere Stunden, um ein neunzolliges Stück aus einem nur einen Zoll dicken Brete, zu schneiden, aber endlich kam ich doch hindurch und dann legte ich mich wieder auf den Rücken, stemmte meine Absätze gegen das Bret und bemerkte zu meiner Freude, daß es nachgab.

Es wich aber nicht viel und ich bemerkte, daß etwas Hinderndes dahinter stand, entweder wieder eine Kiste

oder eine Tonne; aber Dies war gerade das, was ich erwartet hatte.

Nur zwei oder drei Zoll leerer Raum war zwischen den beiden und bedurfte langen Stampfens und Rückwärts- und Vorwärts-, Auf- und Abdrehens, ehe ich das Bret von seinen eisernen Befestigungen losmachen konnte.

Ehe ich es vollständig beseitigt hatte, wußte schon, was dahinter war, denn ich hatte meinen Finger hindurchgeschoben, um zu ermitteln.

Es war eine zweite Packkiste und leider der, in welcher ich zusammengekauert saß, nur zu ähnlich. Es war dieselbe Holzart, wenn mein Gefühl mich nicht täuschte, und dieser Sinn war in der letzten Zeit wunderbar scharf geworden.

Ich betastete die Umrisse, so weit ich reichen konnte. Die Größe schien ganz dieselbe zu sein, dieselben rohen, ungehobelten Breter, gerade wie Das, welches ich durchschnitten, und beide, wie ich nun bemerkte, an den Enden mit eisernen Reifen beschlagen. Ohne Zweifel war die zweite Kiste eine eben solche wie die erste.

Zu diesem Schlusse kam ich, ohne weiter zu arbeiten, und es war ein Schluß, der mich mit Kummer und Enttäuschung erfüllte. Obschon ich aber mich ziemlich bitter überzeugt fühlte, daß es eine zweite Tuchkiste sei, so hielt ich es doch der Mühe werth, die Sache außer allen Zweifel zu setzen.

Um dies zu bewirken, begann ich eines der Stücke aus der zweiten Kiste herauszunehmen, gerade so wie

ich mit der anderen gethan, indem ich einen Querschnitt machte und dann den Stoff nach mir herauszog.

Es kostete mir mehr Arbeit als bei der ersten Kiste, denn ich konnte jetzt nicht so gut dazu und überdies mußte ich die Oeffnung in der anderen erweitern, ehe ich die Verbindung zwischen zwei Stücken erreichen konnte.

Das Erweitern war jedoch nicht sehr schwierig, denn das weiche Holz splitterte vor der Spitze meines Messers rasch hinweg.

Ich arbeitete an dieser zweiten Kiste in ziemlich düsterer Stimmung, denn ich arbeitete ohne Hoffnung.

Ich hätte mir die Mühe ersparen können, denn während der Operation kam die Klinge meines Messers in häufige Berührung mit dem, was sich darin befand, und der stumme elastische Widerstand, auf welchen der Stahl stieß, verrieth mir, daß *es Tuch* war. Ich hätte mir, wie gesagt, die Arbeit ersparen können, aber eine gewisse unwillkürliche Neugier bestimmte mich, immer weiter zu arbeiten, – jene Neugier, welche sich nicht eher zufrieden giebt, als bis der Beweis vollständig ist, und von diesem Einflusse getrieben, hieb ich mechanisch darauf los, bis ich mit meiner Aufgabe zu Stande war.

Das Ergebniß war, wie ich erwartet hatte – der Inhalt war Tuch!

Das Messer fiel mir aus der Hand, und sowohl von Ermüdung als von der durch die getäuschte Erwartung herbeigeführten Erschöpfung überwältigt, sank ich zurück und lag einige Minuten in einem Zustande theilweiser Unempfindlichkeit da.

Diese Lethargie der Verzweiflung dauerte eine Weile, ich achtete nicht darauf wie lange, endlich aber ward ich aus derselben durch einen heftigen Schmerz erweckt, den ich in der Spitze meines Mittelfingers fühlte.

Er war eben so plötzlich als heftig, und glich dem Stiche einer Nadel oder einem scharfen Schnitte mit der Klinge eines Messers.

Ich fuhr schnell in die Höhe, in der Meinung, daß ich halb bewußtlos in mein Messer gegriffen hätte, denn ich besann mich, daß ich es mit offener Klinge neben mich geworfen hatte.

Binnen wenigen Secunden überzeugte ich mich jedoch, daß es dies nicht war, was mir den Schmerz verursacht hatte. Es war keine Wunde von kaltem Stahle, sondern von dem giftigen Zahne eines lebenden Wesens – ich war von einer Ratte gebissen worden!

Meiner lethargische Gleichgiltigkeit gegen meine Lage ging nun sehr bald vorüber und verwandelte sich in ein ermunterndes Gefühl von Furcht.

Ich war jetzt mehr als je überzeugt, daß meinem Leben durch diese scheußlichen Thiere Gefahr drohte, denn dies war der erste wirkliche Versuch, den sie, ohne gereizt worden zu sein, an meiner Person gemacht hatten. Obschon meine plötzliche Bewegung und der laute Schrei, den ich unwillkürlich ausstieß, sie abermals verscheucht hatte, so war ich doch überzeugt, daß sie bald kühner werden und auf dergleichen eine Demonstrationen nicht mehr achten würden. Ich hatte ihnen zu oft

gedroht, ohne sie meine Macht, sie zu strafen, fühlen zu lassen.

Offenbar war es nicht gerathen, wieder einzuschlafen, während meine Person ihren Angriffen ausgesetzt war. Denn obschon meine Hoffnung auf endliche Errettung sich jetzt sehr vermindert hatte und aller Wahrscheinlichkeit nach der Hungertod mein sein mußte, so war doch diese Todesart immer noch besser als von Ratten gefressen zu werden.

Schon der Gedanke an ein solches Schicksal erfüllte mich mit Entsetzen und bestimmte mich, Alles, was in meiner Macht stand, zu thun, um mich vor dem so furchtbaren Geschehniß zu retten.

Ich war jetzt sehr müde und bedurfte Ruhe. Die Kiste war groß genug für mich, um zu meiner vollen Länge ausgestreckt darin schlafen zu können, aber ich glaubte, ich könnte mich gegen die Angriffe der Ratten in meinem alten Quartiere leichter vertheidigen, und indem ich mein Messer und Bündel nahm, kroch ich wieder hinter das Wasserfaß zurück.

Mein kleines Gemach war jetzt von viel kleineren Dimensionen als vorher, denn ich hatte hierin das aus der Kiste genommene Tuch aufgespeichert. Es war in der That eben Raum genug für meinen Körper und den Krumenbeutel, so daß mehr einem Neste glich als einem Zimmer.

Mit den an dem einen Ende gegen das Branntweinfäß aufgethürmten Stücken Tuch war ich nach dieser Richtung hin gut vertheidigt und es blieb weiter Nichts zu

thun übrig, als das andere Ende eben so wieder zu verschließen wie ich vorher gethan. Dies bewirkte ich, und dann, nachdem ich mein karges Abendbrot zu mir genommen und es mit einem reichlichen Trunke hinuntergespült, suchte ich die Ruhe sowohl des Geistes als des Körpers, deren ich so dringend bedurfte.

SECHSUNDVIERZIGSTES KAPITEL. DER LEINWANDBALLEN.

Mein Schlaf war weder sehr süß noch sehr fest. Abgesehen von meinen düstern Aussichten, ward ich auch durch die heiße Atmosphäre bedrückt, die jetzt in Folge der Verstopfung aller Oeffnungen schwüler war als je. Kein Luftstrom, der mir außerdem Kühlung gebracht haben würde, konnte jetzt mein Gefängniß erreichen, und es war fast eben so gut als säße ich in einem geheizten Backofen.

Dennoch aber schlief ich ein wenig und mit diesem Wenig mußte ich mich begnügen.

Als ich wieder wach war, vergönnte ich mir eine Mahlzeit, die mein Frühstück genannt werden konnte, aber es war ganz gewiß das leichteste von allen Frühstücken und verdiente den Namen nicht.

Wasser trank ich wieder viel, denn das Fieber, welches in meinem Blute tobte, machte mich durstig und der Kopf schmerzte mich, als wenn er auseinanderspringen wollte.

Alles Dies hielt mich jedoch nicht ab, zu meiner Arbeit zurückzukehren.

Wenn *zwei* Kisten Tuch enthielten, so folgte daraus noch nicht, daß die ganze *Ladung* aus dieser Waarengattung bestand, und ich beschloß daher, auszuharren.

Ich hatte mir vorgenommen, eine neue Richtung zu versuchen – d. h. durch das Ende der Packkiste hindurch zu arbeiten, wie ich durch die Seitenwand gethan – durch das Ende, welches nach außen gekehrt war, denn ich wußte, daß die andere an die Schiffswand stieß und daß es Nichts nützen könne, in dieser Richtung zu suchen.

Indem ich meinen Brotbeutel, wie vorher, wieder mit mir nahm, ging ich mit erneuter Hoffnung an's Werk, und nach langer und schwerer Arbeit – schwer wegen der geduckten Stellung die ich einnehmen mußte, als auch wegen des Schmerzes, den mir mein verwundeter Daumen verursachte – gelang mir, eines der Endbreiter loszumachen.

Etwas *Weiches* lag dahinter. Selbst dies schon war etwas Ermuthigendes.

Auf alle Fälle war es nicht wieder eine Kiste Tuch; *was* es aber war, konnte ich nicht eher wissen, als bis ich die volle Breite des Bretes blogelegt hatte.

Dann fuhren meine Hände begierig durch die Oeffnung und mit zitternden Fingern untersuchte ich diesen neuen Gegenstand.

Grobes Segeltuch schien zu sein, aber dies war blos die Hülle. Was war inwendig?

So lange ich nicht ein Messer wieder zur Hand genommen und einen Theil des Segeltuches aufgeschnitten hatte, wußte ich nicht, was es war, dann aber offenbarte sich

zu meiner bittern Enttäufdung die eigentliche Beschaffenheit des Collo.

Es war, wie sich ergab, *Leinwand* – ein Ballen feine Leinwand in Stücke gepackt, gerade so wie das Tuch gewesen, aber so fest, daß ich, wenn ich alle meine Kraft aufgeboten hätte, nicht im Stande gewesen wäre, nur ein einziges Stück aus dem Ballen herauszuziehen.

Diese Entdeckung machte mir größeren Kummer als wenn es wieder Tuch gewesen wäre.

Dieses hätte ich mit geringerer Schwierigkeit herausnehmen und mir einen weitem Weg bahnen können; aber mit der Leinwand konnte ich Nichts anfangen, denn nach mehrern Versuchen war ich nicht im Stande, eines der Stücke zu bewegen, und was das Durchschneiden derselben betraf, so hätte eine diamantene Mauer für die Klinge meines Messers kaum undurchdringlicher sein können.

Es wäre das Werk wenigstens einer Woche gewesen. Mein Lebensmittelvorrath hielt mich nicht am Leben, bis ich die andere Seite erreicht hatte.

Aber diese Aufgabe zu lösen, war auch nicht meine Absicht. Sie war zu augenscheinlich unmöglich und ich wendete mich davon ab, ohne weiter darüber nachzudenken. Eine Weile lang verhielt ich mich unthätig und überlegte, was ich zunächst unternehmen sollte.

Ich ruhte jedoch nicht lange. Die Zeit war zu kostbar, um mit blosem Hin- und Herüberlegen verschwendet zu

werden. Nur Thätigkeit konnte mich retten, und von diesem Gedanken angespornt, war ich bald wieder bei der Arbeit.

Meine jetzige Absicht war blos, das Tuch aus der zweiten Kiste herauszuräumen, die andere Wand zu durchschneiden, und zu ermitteln, was es dann in dieser Richtung weiter gäbe.

Da ich mir schon den Weg in die Kiste gebahnt, so war das Erste, was ich zu thun hatte, das Tuch herauszuschaffen.

Für den Augenblick legte ich daher mein Messer bei Seite und begann die Stücken herauszuziehen.

Es war keine leichte Arbeit, die ersten drei oder vier herauszubekommen. Unglücklicher Weise lagen die Enden der Weben nach mir zu, und dies machte es schwieriger, sie zu trennen.

Ich fuhr jedoch fort, zu zerren und zu ziehen, bis ich einige heraus hatte, und dann ward die Arbeit leichter.

Gerade so, wie in der andern Kiste, fand ich auch grobe Stücken, die nicht durch die Oeffnung, die ich gemacht, hindurch wollten, und da ich mir nicht gern die Mühe nehmen wollte, eine weit Oeffnung in das Holz zu machen, so befolgte ich dasselbe Verfahren wie früher – d. h. ich durchschnitt die Umschnürung des Tuches, rollte es auf und zog es ellenweise heraus.

Dies war, glaubte ich, leichter, leider aber war es die Quelle einer neuen und unerwarteten Schwierigkeit, wie ich bald darauf Gelegenheit hatte zu bemerken.

Meine Arbeit hatte den besten Fortgang und es war mir gelungen, einen Raum frei zu machen, der fast groß genug war, um darin arbeiten zu können als ich plötzlich Halt machen mußte, weil ich fand, daß ich keinen Raum für noch mehr Tuch *hinter mir* hatte!

Der ganze freie Raum, mit Einschluß meines kleinen Gemachs, der Zwiebackkiste und der andern, war ganz voll, denn ich hatte jeden der Reihe nach gefüllt und es war kein Fuß Raum übrig – nicht so viel, um auch nur noch eine einzige Webe zu fassen.

Diese Entdeckung verursachte mir keinen sofortigen Schrecken, denn ich gewahrte nicht sogleich die ganzen Folgen davon. Erst nachdem ich ein wenig nachgedacht, erkannte ich die Schwierigkeit, und nun sah ich, daß es in der That eine Schwierigkeit – ein sehr gefährliches Dilemma war.

Es war klar, daß ich in meiner Arbeit nicht weiter fortfahren konnte, wenn ich nicht erst die Trümmer beseitigte, die ich so gedankenlos hinter mir aufgethürmt hatte – und wie sollte dies geschehen?

Durch Verbrennen oder auf irgend eine andere Weise vernichten, konnte ich das Tuch nicht. Seinen Umfang konnte ich auch nicht vermindern, denn ich hatte es schon so fest zusammengedrückt, als meine Kräfte mir erlaubten. Wie sollte ich es daher mir vom Halse schaffen?

Nun sah ich ein, wie unklug ich gehandelt, indem ich die Weben aufgerollt hatte.

Dies war die Ursache der Vermehrung des Umfangs – obschon nicht ganz allein, denn schon das Herausnehmen der Stücke an und für sich machte wegen des Druckes, den sie beim Einpacken in die Kisten ursprünglich erfahren, ihre Masse zu einer weit größeren.

Sie wieder in den Zustand zurückzusetzen, in welchem ich sie gefunden, war nicht mehr möglich. Sie waren in der vollständigsten Verwirrung durcheinander geworfen und ich hatte keinen Raum zum Arbeiten, nicht einmal um sie wieder zusammenzurollen, denn ich konnte mich in dem engen Quartiere und der gezwungenen Stellung, die ich annehmen mußte, kaum rühren.

Selbst wenn ich vollauf Raum zum Arbeiten gehabt hätte, würde ich doch nicht leicht den Stoff wieder auf einen passenden Umfang haben zurückführen können, denn die gröberen Stücke – so elastisch sie auch waren – würden doch eine Schraubenpresse nöthig gemacht haben, wenn man sie auf ihren früheren Umfang hätte reduciren wollen.

Ich fühlte mich ganz entmuthigt, als ich mir die Sache überlegte – mehr als entmuthigt, ja ich war fast wieder der Verzweiflung nahe.

Doch nein! – der Verzweiflung gab ich noch nicht Raum. Wenn mir nur noch Platz für einige Stück verschaffte, so gewann ich dann Spielraum genug, um ein Loch durch die entgegengesetzte Wand der Kiste zu schneiden, und jenseits derselben war noch Hoffnung;

freilich wenn wieder eine Kiste Tuch oder ein Ballen Leinwand kam, dann war es Zeit, mich der Verzweiflung hinzugeben.

Die Hoffnung ist aber in der Menschenbrust schwer zu vernichten und so war sie in der meinigen. »So lange Leben da ist,« dachte ich, »muß es auch noch Hoffnung geben,« und ermuthigt durch dieses alte Sprichwort, erneute ich meine Anstrengungen.

Nach einer Weile gelang es mir, noch zwei Stück zu beseitigen, und dies verschaffte mir gerade Raum genug, um in die nun beinahe leere Kiste hineinzukriechen und wieder mit meinem Messer zu arbeiten.

Dies Mal mußte ich das Bret quer in der Mitte durchschneiden, denn die Leinwand zu beiden Seiten erlaubte mir nicht, an eine oder das andere Ende gelangen.

Dies machte jedoch wenig Unterschied, und als ich endlich das Holz durchgeschnitten, war ich im Stande, beide Abtheilungen hinauszustoßen und eine für meinen Zweck hinreichende Oeffnung zu machen.

Ich sage: hinreichend für meinen Zweck – denn ich bedurfte nur eines Loches, welches groös genug war, um die Hand hindurchstecken zu können. Ich steckte die Finger hinein und überzeugte mich vorher, von einem höchst betrübenden Resultate. Es war wieder *eine Kiste Leinwand!*

Müde und matt hätte niederfallen können, wenn es mir möglich gewesen wäre, noch tiefer zu fallen, aber so lag ich schon auf meinem Gesichte – niedergeschmettert an Leib wie an Seele.

SIEBENUNDVIERZIGSTES KAPITEL. *Excelsior!*

Es dauerte einige Zeit, ehe ich wieder so viel Kraft oder Muth zusammenraffte, wie bedurfte, um mich aufzurütteln. Ohne den Hunger wäre ich vielleicht noch länger in der Betäubung und Lethargie liegen geblieben, in die ich versunken war, aber die Natur schrie laut nach Nahrung.

Ich hätte meine Krumen gleich da essen können wo ich lag, und würde es auch gethan haben, wenn mich nicht der Durst in mein altes Quartier zurückgetrieben hätte.

Es machte wenig Unterschied, wo ich schlief, da ich hinter jeder der Kisten gegen die Ratten hätte verschanzen können; aber es war nothwendig, in der Nähe des Wasserfasses zu sein, und dies allein bestimmte mich bei der Wahl meines Schlafortes.

Es war keine so leichte Sache, wieder in meine frühere Stellung zurück zu gelangen.

Viele Stücke Tuch mußten aus dem Wege gehoben und hinter mich gezogen werden. Sie mußten sorgfältig gelegt werden, sonst wäre ich, nachdem ich den Eingang zu meinem Gemache erreicht, nicht im Stande gewesen, einen Raum frei zu machen, der groß genug gewesen wäre, meinen Körper zu fassen.

Es gelang mir jedoch, meine Absicht auszuführen, und nachdem ich einige Bissen gegessen und einen fieberhaften Durst gelöscht, fiel ich auf die Masse Tuch zurück und war schon im nächsten Augenblicke fest eingeschlafen.

Ich hatte die gewöhnliche Vorsicht gebraucht, die Thore meiner Festung zu schließen, und dies Mal schlief ich ruhig aus, ohne von den Ratten gestört zu werden.

Am Morgen, oder ich sollte vielmehr sagen, zur Stunde meines Erwachens, aß und trank ich wieder.

Ich weiß nicht, ob es Morgen war, denn meine Uhr war ein oder zwei Mal abgelaufen, und ich konnte daher Tag und Nacht nicht mehr unterscheiden, und mein Schlaf, der jetzt nicht mehr so regelmäßig war wie früher, verfehlte, mich von der Stunde zu unterrichten.

Was ich aß, vermochte nicht, meinen Hunger zu stillen. Der ganze Mundvorrath, den ich noch übrig hatte, wäre dazu nicht ausreichend gewesen, und es war keine leichte Aufgabe für mich, mich so zu beherrschen, daß ich nicht meinen ganzen Vorrath zu einer einzigen Mahlzeit aufzehrte.

Dies hätte ich mit leichter Mühe thun können und ich bedurfte meiner ganzen Standhaftigkeit, mich davon zurück zu halten.

Mein Entschluß ward jedoch durch die nur allzu gewisse Kenntniß unterstützt, daß eine solche Mahlzeit meine letzte sein würde, und meine Enthaltsamkeit ward einfach durch die Furcht vor dem Verhungern gestärkt.

Nachdem ich also so larg wie möglich gefrühstückt und meinen Magen mit Wasser, anstatt mit Speise, gefüllt, bahnte ich mir wieder den Weg in die zweite Tuchkiste, entschlossen, meine Nachforschungen so lange fortzusetzen, als ich noch die Kraft dazu hätte.

Es war jetzt nicht viel mehr übrig. Ich wußte, daß das, was ich aß, eben nur hinreichte, um das Leben zu erhalten, und ich fühlte, daß ich mich immer rascher abzehrte. Meine Rippen ragten hervor wie die eines Skeletts, und kaum war ich noch im Stande, die schwereren Stücken Tuches zu bewegen.

Das eine Ende sämmtlicher Kisten war, wie schon bemerkt, der Wand des Schiffes zugekehrt.

Natürlich konnte es Nichts nützen, einen Tunnel in dieser Richtung bohren zu wollen, dagegen aber hatte ich noch nicht das nach innen gerichtete Ende der zweiten Kiste untersucht.

Das war jetzt meine Aufgabe.

Ich habe nicht nöthig, auf die Einzelheiten dieser Arbeit näher einzugehen. Sie glich der, welche ich bereits ausgeführt, und dauerte mehrere Stunden hintereinander.

Das Ergebniß war abermals eine schmerzliche Enttäuschung. Wieder ein Ballen Leinwand! In dieser Richtung konnte ich nicht weiter, und nun überhaupt in keiner Richtung.

Kisten, Tuch und Ballen Leinwand umringten mich auf allen Seiten. Ich konnte nicht darüber hinausdringen. Ich konnte mir keinen Weg hindurchbahnen. Es war kein Platz zum ferneren Vorwärtskommen. Dies war der entmuthigende Schluß, bei dem ich angelangt war, und ich ward abermals in meine verzweifelte Stimmung versenkt.

Zum Glück dauerte dies nicht lange, denn kurz darauf erwachte in mir eine Gedankenreihe, die mich zu fernerer Thätigkeit antrieb.

Das *Gedächtniß* war es, welches mir zu Hilfe kam. Ich besann mich, ein Buch gelesen zu haben, welches sehr schön die Kämpfe eines Knaben gegen große Schwierigkeiten schilderte, wie er sich muthig weigerte, einer neuen Täuschung den Sieg zuzugestehen, durch Muth und Ausdauer jedes Hinderniß überwand und endlich selbst den Sieg errang.

Auch besann ich mich, daß der Knabe zu seinem Wahlspruche das lateinische Wort »*Excelsior*« gewählt, welches, wie mir erklärt worden, *höher* oder *aufwärts* bedeute.

Als ich die Kämpfe bedachte, welche dieser Knabe bestand, und wie es ihm gelungen war, so viele Schwierigkeiten zu überwinden, von denen einige eben so groß waren wie die, welche mich umgaben, ward ich dadurch ermuthigt, neue Anstrengungen zu machen.

Ich glaube aber, war dieses eigenthümliche Wort *Excelsior*, welches mich bei meiner späteren Operation leitete, denn ich richtete mich nach seiner buchstäblichsten Bedeutung. *Aufwärts*, dachte ich, ich konnte ja *aufwärts* forschen!

Warum war mir dies nicht schon eingefallen? In dieser Richtung konnte es eben so gut Proviant geben als in einer andern, und übrigens hatte ich ja auch keine Wahl, da ich jede andere Richtung schon versucht hatte. Deßhalb beschloß ich, *aufwärts* zu suchen.

Ehe eine Minute verging, lag ich auf dem Rücken und hatte das Messer in der Hand. Ich stützte mich durch Stücke Tuche, um bequemer arbeiten zu können, und nachdem ich durch Betasten eine der Abtheilungen des Deckels ausfindig gemacht, begann ich sie kreuzweise zu kerben.

Endlich gab das Bret meinen Anstrengungen nach. Ich zerrte es abwärts. O, Himmel! Sollten meine Hoffnungen abermals Niederlage und Hohn erdulden?

Leider war es so. Die grobe hartkörnige Leinwand mit der festen dichtgepackten Matte dahinter, antwortete mir ein trauriges Ja.

Es blieb nun noch die obere Seite der andern Kiste, und dann die der Zwiebackkiste übrig. Beide sollten als letzte Anstrengung untersucht werden, und zwar ehe ich wieder einschlafen konnte.

Und beide wurden untersucht, mit demselben Mangel an glücklichem Erfolge.

Auf der erstern fand wieder eine Tuckkiste, während der Deckel der andern vollständig durch einen Leinwandballen bedeckt ward.

»Barmherziger Gott! bin ich verlassen?«

Dies war mein Ausruf, als ich mit der Geberde vollständiger Erschöpfung zurücksank.

ACHTUNDVIERZIGSTES KAPITEL. EIN
BRANNTWEINSTROM.

Der Schlaf folgte, durch Müdigkeit und lange Anstrengung herbeigeführt, und als ich erwachte, fühlte ich meine Kräfte bedeutend wieder hergestellt.

Eigenthümlicher Weise war auch meine Stimmung eine weit leichtere und weit weniger verzweifelte als vorher. Es schien, als ob ein übernatürlicher Einfluß mich aufrecht hielte, vielleicht eine Eingebung von dem großen Schöpfer selbst, der mir Kraft zur Ausdauer geben wollte.

Trotzdem, daß die Täuschungen, die ich erfahren, zahlreich waren und sich oft wiederholt hatten, nahm ich doch Alles mit stiller Ergebung hin. Nie hatte ich auch nur einen Augenblick lang ein rebellisches Gefühl gegen Gott empfunden.

Ich fuhr noch fort, um endliche Rettung zu beten, und hoffte fest darauf, daß Gottes Erbarmen sich noch auf mich erstrecken würde.

Dieses Gefühl war – ich bin überzeugt, daß es dies war – welches mich aufrecht erhielt und mich vor gänzlicher Muthlosigkeit und Verzweiflung bewahrte.

Als ich wieder erwachte, fühlte ich mich wie schon gesagt, in besserer Stimmung, obschon ich nicht weiß, warum, dafern ich nicht wirklich durch himmlischen Einfluß aufgeheitert ward. Ich kann es blos auf diese Weise erklären, denn in den Umständen, die mich umgaben,

hatte keine Veränderung stattgefunden – wenigstens keine zum Bessern – und ebert so wenig hatte ich eine neue Hoffnung, oder einen neuen Plan gefaßt.

Es war gewiß, daß ich durch die Tuchkisten und Leinwandballen nicht weiter hindurchdringen konnte, denn ich hatte ja keinen Platz, um den Inhalt derselben hinter mich zu bringen.

Diese Seite war daher jetzt nicht mehr der Gegenstand meiner Aufmerksamkeit. Es gab noch zwei andere Richtungen, in welchen ich suchen konnte: die eine direkt nach vorn und die andere nach links, welche letztere, wie ich wußte, in der Richtung des Schiffsbuges lag.

Vorn war der Raum durch das große Wasserfaß eingenommen, und natürlich fiel mir nicht ein, mir durch dieses einen Weg bahnen zu wollen. Er hätte zu dem Verluste meines Wasservorrathes geführt.

Einen Augenblick überlegte ich, ob ich vielleicht ein Loch oberhalb der Wasserlinie machen sollte, durch welches ich meinen Körper quetschen könnte, um dann auf der entgegengesetzten Seite ein zweites Loch zu machen und durch dieses *hinauszukriechen*.

Ich wußte, daß das Faß jetzt kaum halb voll war, denn die Hitze hatte mich fast fortwährend durstig gemacht, und im festen Vertrauen auf meinen Vorrath hatte ich bedeutende Quantitäten getrunken.

Dabei aber fiel mir ein, daß, wenn ich diese große Oeffnung machte, ich dann mein ganzes Wasser in einer einzigen Nacht einbüßen konnte.

Ein plötzlicher Sturm – wir hatten deren schon mehrere gehabt – konnte sich erheben und das Schiff auf die Seite legen. In diesem Falle ward mein Faß halb umgestürzt und das Wasser lief natürlich heraus, das kostbare Wasser, welches mir als Freund zur Seite gestanden, und ohne welches ich schon längst hätte auf die elendeste Weise umkommen müssen.

Eine zweite Erwägung bestimmte mich das Faß nicht zu berühren. Es gab ja eine bequemere Richtung, in der ich mich bewegen konnte, nämlich *durch das Branntweinfäß*.

Dieses stand mir mit dem Ende zugewendet, und schloß mich, wie ich schon bemerkt habe, von der linken Seite ein. Der Deckel oder Boden, ich konnte nicht sagen was von beiden war, lag dicht am Ende des Wasserfasses, aber aus einem oder dem andern Grunde war es höher an den Seitenbalken des Schiffes hinaufgeschoben, so daß Raum, irgendwelcher leerer Raum dahinter war. Aus diesem Grunde überragte beinahe die eine Hälfte seines Durchmessers das Ende des Wasserfasses, während die andere Hälfte die Umfriedigung meiner Kajüte vollständig machte.

Durch diese letztere beschloß ich, mir den Weg zu bahnen und dann in das Faß hineinzukriechen und wieder ein Loch zu machen, welches mich durch die entgegengesetzte Seite hinausführte.

Vielleicht fand ich jenseits des Branntweinfasses Speise und Rettung. Es war dies bloß eine Idee, die sich auf

durchaus Nichts stützte, aber wieder betete ich um Gelingen.

Einen Einschnitt in die dicke eichene Planke zu machen, welche die Dauben des Bodens bildete, war eine ganz andere Arbeit als die weichen Breter zu durchschneiden, und ich kam nur langsam vorwärts.

Ein Anfang war indessen schon gemacht, da, wo früher das Faß angezapft, und indem ich meine Klinge in dieses selbe Loch hineinstieß, arbeitete ich darauf los, bis ich eine der Dauben quer durchgeschnitten hatte.

Nun zog ich meine Schuhe an, legte mich auf den Rücken und stampfte mit aller Macht auf die Daube los, indem ich mich meiner Absätze wie eines Hammer bediente.

Es war ein schweres Stück Arbeit, denn die auf beiden Seiten in die andern eingefügte Daube weigerte sich lange, nachzugeben.

Das fortwährende Hämmern machte sie jedoch endlich locker, indem eine der Fugen abbrach, und ich hatte die Freude, zu finden, daß sie nachgab. Noch einige tüchtige Stöße machten die Sache vollständig und die Daube ward endlich in das Faß hineingetrieben. Die unmittelbare Folge hiervon war ein Strom von Branntwein, der mich vollständig überschwemmte.

Er frügte über mich hinweg, nicht in einem Strahle, sondern in einer Masse, so stark wie mein Körper, und ehe ich mich aufraffen konnte, umgab er mich von allen Seiten, so daß ich fürchtete, darin ertrinken zu müssen. Der ganze Raum, den ich einnahm, war ausgefüllt, und

nur dadurch, daß ich meinen Kopf dicht an den Balken der Schiffswand emporhielt, konnte ich verhindern, daß mir der Branntwein in den Mund lief.

Bei dem ersten Hervorstürzen war mir wirklich eine Quantität in die Kehle und in die Augen gekommen, und hatte mich beinahe erstickt und geblendet, so daß es geraume Zeit dauerte, ehe ich den Anfall on Husten und Niesen überwand, der dadurch plötzlich herbeigeführt worden.

Ich war durchaus nicht zur Heiterkeit aufgelegt, aber seltsamer Weise konnte ich nicht umhin, an den Herzog von Clarence und dessen sonderbares Gelüst, sich in einem Fasse Malvasier zu ersäufen, zu denken.

Diese eigenthümlich Ueberschwemmung fiel fast eben so schnell als sie gestiegen war. Es war vollauf Platz dazu in dem untersten Theile des Schiffes, und nach wenigen Secunden war Alles hinabgeflossen, um sich mit dem Kimmwasser zu mischen und während der noch übrigen Reise hin- und herzuquatschern.

Die einzigen Spuren, die zurückblieben, waren meine nassen Kleider und der starke Spiritusgeruch, der die Atmosphäre mich herum anfüllte und mich fast am Athemholen hinderte.

Da der Vordertheil des Schiffes am höchstem ging, so ward das Faß fortwährend aufwärts gehoben, und diese Bewegung leerte es in zehn Minuten so vollständig, daß auch nicht eine Kanne Flüssigkeit, darin blieb.

Aber darauf hatte ich nicht gewartet! Die Daube, die ich herausgestoßen ließ eine Oeffnung, welche groß genug war, um meinen Körper aufzunehmen – sie brauchte dazu nicht sehr groß zu sein – und, sobald, mein Hustenanfall vorüber war, quetschte ich mich hindurch, in das Faß hinein.

Ich tastete nach dem Spunde umher, denn ich glaubte, dieser würde der beste Platz sein, um eine der Dauben zu durchschneiden.

Das Loch, welches gewöhnlich ein großes war, mußte der Klinge meines Messers den Eingang gestatten und mich auf diese Weise eines Theils der Arbeit überheben.

Ich fand die Stelle sehr bald. Zum Glück war sie nicht oben, wie erst vermuthet, sondern auf der Seite, und gerade in einer bequemen Höhe. Ich klappte mein Messer zu und hämmerte mit dem Hefte auf den hölzernen Pflock los. Nach wenigen Schlägen gelang es mir, ihn hinauszutreiben, und dann begann ich, die Daube in der Quere zu durchschneiden.

Ich hatte noch nicht ein Dutzend Kerben gemacht, als ich meine Kraft sich auf wunderbare Weise vermehren fühlte. Ich war vorher schwach gewesen, aber jetzt war mir, als wenn ich die Faßdauben ausstoßen könnte, ohne sie erst zu zerschneiden.

Ich fühlte mich gewissermaßen heiter, als ob ich blos zum Scherz gearbeitet hätte, und als ob wenig darauf ankäme, ob ich meinen Zweck erreichte oder nicht. Ich entsinne mich, daß ich piffte und sang, während ich arbeitete. Der Gedanke, daß ich in Gefahr sei, mein Leben zu

verlieren, verließ mich ganz, und alle Drangsale, welche ich durchgemacht, schienen blos eingebildete zu sein – eine Chimäre meines Gehirnes, oder höchstens nur ein Traum.

Gerade in diesem Augenblicke ward ich von einem furchtbaren Durste ergriffen, und ich entsinne mich, daß ich mich bemühte, aus dem Branntweinfasse herauszukommen, um einen Trunk aus dem Wasserfasse zu thun.

Es mußte mir gelungen sein, aus dem Fasse herauszukommen; ob ich aber wirklich damals trank, darüber habe ich niemals Gewißheit erlangen können, denn ich war eine lange Weile vollständig bewußtlos, als ob ich todt gewesen wäre.

NEUNUNDVIERZIGSTES KAPITEL. EINE NEUE GEFAHR.

In diesem Zustande von Bewußtlosigkeit blieb ich mehrere Stunden lang und ward nicht einmal – wie dies gewöhnlich der Fall war, wenn ich schlief – von peinlichen Träumen beunruhigt. Ich träumte gar nicht; als ich aber wieder zum Bewußtsein erwachte, empfand ich ein sonderbares Gefühl, gerade als, ob ich von der Erde in den unendlichen Raum geschleudert worden wäre und rasch darin weiterschwebte, oder als ob ich von einer bedeutenden Höhe herunterfiele, ohne je einen Ruhepunkt zu erreichen.

Es war ein Gefühl von höchst unangenehmer Art – in der That ein Gefühl des Entsetzens.

Zum Glück dauerte nicht lange, und so wie ich mich bemühte, mich aufzurütteln, ward es weniger peinlich und verging endlich ganz.

Statt dessen aber fühlte ich mich im Magen sehr unwohl und mein Kopf schmerzte mich, als wenn er bersten wollte.

Ganz gewiß war es nicht das Meer, welches mich krank gemacht hatte. Nein, das konnte es nicht sein.

Gegen die Seekrankheit war ich längst abgehärtet. Selbst ein abermaliger Sturm hätte sie nicht herbeiführen können, aber ein solcher war jetzt gar nicht vorhanden. Das Schiff segelte in ziemlich scharfem Winde, aber durchaus keinem Sturme.

War ein Fieber, welches mich plötzlich auf so heftige Weise ergriffen? Oder war ich aus Mangel an Kraft ohnmächtig geworden?

Nein; diese beiden Leiden kannte ich, aber dies neue Gefühl glich keinem von beiden.

Ich wußte mir in der That nicht zu erklären, was mir fehlte. Nach kurzer Zeit jedoch, wurden meine Gedanken klarer und nun dämmerte die Wahrheit in meinem Sinne empor. Ich hatte mich *im Zustande eines Rausches* befunden!

Ja, ein Rausch mußte es gewesen sein, obschon ich keinen Wein gekostet, auch keinen Branntwein, nicht einen Mundvoll. Ich hatte einen zu großen Widerwillen dagegen, und, obschon genug davon da war – oder vielmehr gewesen war, denn jetzt war Alles fort, – genug, daß ich

mich darin hätte ersäufen können, so war ich mir doch nicht bewußt, einen Tropfen getrunken zu haben.

Allerdings ein Tropfen war doch wohl in meinen Mund gedrungen – ein Tropfen oder vielleicht auch ein Löffel voll war mir in den Hals gedrungen, als der Strom über mich hinwegfluthete, aber diese kleine Quantität konnte doch gewiß keinen Rausch herbeiführen, selbst wenn es ein Spiritus von der stärksten Sorte gewesen wäre. – Unmöglich! Dies konnte nicht gewesen sein, was den Rausch herbeigeführt hatte.

Aber was war denn sonst gewesen? Irgend Etwas *hatte* mich betrunken gemacht. Obschon ich es in meinem Leben noch nie gewesen, so errieth ich doch, daß die Symptome nur dies bedeuten konnten.

Während ich weiter nachdachte – das heißt, so wie ich *nüchterner* ward – klärte das Geheimniß sich auf und ich entdeckte die Ursache meines Rausches. Es war nicht der Branntwein, sondern die *Dämpfe* des Branntweins, die es gethan hatten – diese, und nichts Anderes.

Schon ehe ich in das Faß kroch, hatte ich eine entschiedene Veränderung in meinen Einwendungen bemerkt, denn die Dünste des Branntweins waren schon von Außen stark genug, um mich niesen zu machen; aber dies war noch Nichts gegen die Dämpfe, von welchen ich *in* dem Fasse umgeben war.

Anfangs konnte ich kaum Athem holen, allmählig aber gewöhnte ich mich daran und fand sogar Gefallen daran. Dies war auch kein Wunder, da ich mich ja in Folge davon stark und glücklich fühlte.

Als ich weiter über diesen eigenthümlichen Vorfall nachdachte, entsann ich mich, wie ich aus dem Fasse wieder hinausgekommen war – wie der Durst mich bewogen hatte, hinauszukriechen, und ich merkte nun, ein wie großes Glück war, daß dem Triebe dieses Appetits gefolgt war.

Ich habe gesagt, daß ich nicht wußte, ob ich meinen Durst wirklich gelöscht hatte. Ich konnte mich nicht besinnen, daß ich nach dem Wasserfasse gegangen war, oder mir einen Becher Wasser eingelassen hatte. Ich glaube, ich kam nicht so weit. Wäre ich so weit gekommen, so hätte ich aller Wahrscheinlichkeit nach den Zapfpflock nicht wieder eingesteckt und dann wäre eine große Quantität Wasser verloren gegangen.

Die Wasserlinie hätte dann in gleicher Ebene mit dem Zapfloche gestanden, und dies war, wie ich bei näherer Untersuchung zu meiner Freude bemerkte, nicht der Fall.

Ueberdies fühlte mein Trinkbecher sich viel zu trocken an, um in der letzten Zeit in Gebrauch gewesen sein zu können.

Ich hatte also nicht getrunken und dies war ein Glücksumstand, obschon noch ein weit größerer Glücksumstand der war, daß ich überhaupt *gedürstet* hatte. Wäre dies nicht der Fall gewesen, so wäre ich ohne Zweifel in dem Fasse geblieben und die Folge hätte für mich nothwendig eine verderbliche sein müssen.

Ich kann nicht sagen, welches Resultat die Folge gewesen wäre, aber ganz gewiß wäre es ein verderbliches

gewesen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wäre ich in diesem Zustande des Rausches geblieben – wie hätte auch jemals nüchtern werden sollen? Mit jedem Augenblicke wäre es schlimmer mit mir geworden; bis wann? – bis zum Tode? Wer weiß es? –

Ein bloß zufälliger Umstand hatte sonach abermals mir das Leben gerettet, aber vielleicht war es kein Zufall. Es konnte auch die Hand der Vorsehung gewesen sein und damals glaubte ich es.

Wenn Gebete Dankbarkeit ausdrücken können, so geschah es durch die meinigen, und mit aller Inbrunst meiner Seele.

Ob ich nun aber meinen Durst gelöscht hatte oder nicht, so war jedenfalls gewiß, daß das Löschen ein bloß zeitweiliges gewesen war, denn jetzt war mir zu Muthe, als ob ich das ganze Faß austrinken könnte.

Ich verlor keine Zeit, nach meinem Becher zu tasten, und bin überzeugt, daß ich nicht eher aufhörte, als bis ich beinahe eine halbe Gallone Wasser getrunken hatte.

Das Wasser entfernte einen beutenden Grad des Uebelbefindens und machte auch mein Gehirn klarer und heller, als ob ich gewaschen hätte.

Sobald ich meine gehörige Besinnung wieder erlangt hatte, kehrte zu der Erwägung der Gefahren zurück, von welchen ich umgeben war.

Mein erster Gedanke betraf die Fortsetzung der Arbeit, die ich so plötzlich liegen gelassen, und erst jetzt fiel mir

ein, daß vielleicht gar nicht im Stande wäre, damit fortzufahren. Wie, wenn ich nun wieder in denselben Zustand verfiel wie zuvor – wenn meine Sinne wieder betäubt wurden und ich nicht Geistesgegenwart und Entschlossenheit genug besaß, um aus dem Fasse herauszukriechen!

Vielleicht, konnte ich auch eine Weile arbeiten, ohne in denselben Zustand zu verfallen, und wenn ich ihn über mich kommen fühlte, schnell aus dem Fasse klettern? Vielleicht! Aber wenn es nun anders war? Wenn der Rausch sich meiner plötzlich bemächtigte – wie dann? Wie lange hatte es gedauert, ehe ich ihn bei der erstern Gelegenheit fühlte?

Ich versuchte mich zu besinnen, konnte aber nicht. –

Ich entsann mich, wie dieser seltsame Einfluß sich über mich gestohlen hatte – wie schmeichelnd und angenehm er kam und meine Sinne in einen wonnigen Traum einhüllte; wie er mich rücksichtslos auf alle Folgen gemacht und mich sogar meine furchtbare Lage hatte vergessen lassen.

Gesetzt, daß Alles wieder so geschah – daß dieselbe Scene wieder stattfand – und nur ein Umstand dabei wegblieb, nämlich der Durst, der mich aus dem Fasse austrieb – gesetzt, wenn dem so war? Und warum konnte es nicht gerade so sein?

Ich konnte die Frage weder bejahen noch verneinen, aber meine Furcht vor der Wahrscheinlichkeit, daß dem so sei, war so groß, daß ich zögerte, wieder in das Faß hineinzukriechen.

Indessen, es half Nichts – ich mußte es entweder thun oder sterben wo ich lag. Wenn der Tod zuletzt mein Schicksal sein sollte, so war es, dachte ich, besser, auf diese anscheinend bequeme Weise sterben; denn nach der Erfahrung, die gemacht, war ich überzeugt, daß ein solcher Tod ohne Schmerz sein würde.

Dieser Gedanke machte mich kühn – eben so wie das Bewußtsein, daß ich keine andere Wahl hatte, und abermals ein Gebet stammelnd kroch ich wieder in das Branntweinfäß hinein.

FÜNFZIGSTES KAPITEL. WO WAR MEIN MESSER?

Als hinein kam, tastete ich nach meinem Messer umher. Ich hatte ganz vergessen, wie oder wo ich es weggelegt. Ich hatte schon draußen darnach gesucht, aber ohne Erfolg, und ich schloß daraus, daß ich in dem Fasse zurückgelassen haben mußte.

Ich war überrascht, daß ich nicht sofort mit der Hand darauf stieß; denn obschon ich meine Finger auf der ganzen untern Fläche des Gefäßes umherbewegte, so berührte ich doch Nichts, was Einem Messer ähnlich war.

Ich begann unruhig darüber zu werden. Es konnte verloren sein, und wenn dies der Fall war, dann war jede Hoffnung auf Rettung zu Ende. Ohne Messer konnte ich nach keiner Richtung weiter fort, sondern mußte mich unthätig niederlegen, um mein Schicksal abzuwarten.

Wo konnte das Messer sein? War es wahrscheinlich, daß die Ratten es fortgeschleppt hatten? Ich kroch wieder rückwärts aus dem Fasse heraus; da ich aber nicht

fand, was ich suchte, so kroch ich wieder in das Faß hinein und betastete es überall – d. h. an jeder Stelle, wo ein Messer liegen konnte.

Ich war nahe daran, wieder hinauszukriechen, als mir einfiel, meine Hände ein wenig höher zu heben und das Spundloch zu untersuchen, an welchem ich gearbeitet, als ich das Messer zum letzten Male in den Händen hatte.

»Dort kann es sein,« dachte ich, und zu meiner Freude war es auch wirklich da und stak in der Kerbe, die ich damit geschnitten.

Ich machte mich nun, ohne weiteren Verzug an's Werk, um das Loch in die Quere auszuweiten; die Klinge aber war durch den vielen Gebrauch im höchsten Grade stumpf geworden und ich kam durch die harte eichene Faßdaube so langsam vorwärts als wenn ich durch einen Stein geschnitten hätte.

So schnitzte ich eine Viertelstunde lang darauf los, ohne die Kerbe auch nur um den achten Theil eines Zolles tiefer zu machen, und verzweifelte fast daran, jemals durch die Daube hindurchzukommen.

Jetzt fühlte ich, wie der eigenthümliche Einfluß wieder über mich kam und ich hätte ohne große Furcht bleiben können – denn von dieser Art ist die Wirkung des Rausches – aber ich hatte mir vorgenommen, in dem Augenblicke, wo ich mir einer Veränderung bewußt würde, mich von dem gefährlichen Platze zurückzuziehen.

Zum Glück besaß ich Entschlossenheit, wenn auch blos noch eben genug, mein Versprechen zu halten, und ehe

es zu spät war, schleppte ich mich wieder hinter das Was-serfaß.

Es war ein Glück, daß ich es sogleich that, denn wäre ich nur noch zehn Minuten in dem Branntweinfasse geblieben, so hätte ich ohne Zweifel die Besinnung auf hoffnungslose Weise verloren.

So aber fühlte ich mich ganz glücklich und blieb so einige Zeit.

In demselben Maße jedoch, wie der Einfluß des Alcohols wieder in den Hintergrund trat, ward ich elender als je, denn ich bemerkte nun, daß dieses unerwartete Hinderniß meines Fortschritts im Begriffe stand, alle meine Hoffnungen zu vernichten.

Ich glaubte, ich könnte in Zwischenräumen zurückkehren und die Arbeit fortsetzen, aber blos in langen Zwischenräumen, und jetzt, wo die Klinge meines Messers so stumpf geworden war, konnte ich nur langsam vorwärts kommen.

Es mußte Tage dauern, ehe ich durch die Wand des Fasses kommen konnte, und Tage waren mir versagt.

Der kleine Vorrath an Krumen war furchtbar zusammengeschmolzen – ja, ich hatte nur noch eine Hand voll. Ich hatte nicht genug, um mich noch drei Tage am Leben zu erhalten. Die Aussicht, mein Leben zu retten, ward mit jeder neuen Bewegung geringer und ich gab wieder der Verzweiflung Raum.

Wäre ich überzeugt gewesen, daß ich, nachdem ich mich durch das Faß hindurchgearbeitet, auf der andern Seite Rettung finden würde, so hätte ich vielleicht das

Unternehmen mit mehr Eifer und Energie betrieben – aber dies war mehr als zweifelhaft. Es stand Zehn gegen Eins zu wetten, daß ich *keine* Kiste mit Zwieback oder sonst etwas Eßbarem finden würde.

Ein Vorthail hatte sich daraus ergeben, daß ich in das Brantweinfäß eingebrochen war, und dieser ward mir jetzt vollkommen klar. Ich hatte dadurch einen bedeutenden freien Raum erhalten, und wenn ich daher nur weiter darüber hinaus kommen konnte – auch wenn die nächste Kiste keine Nahrungsmittel enthielt – so konnte doch Etwas darin sein, was ich in das Faß schaffen konnte, um mir auf diese Weise Platz zu ferneren Operationen zu machen. Dies war sicherlich ein neues Stadium, in welche meine Lage getreten war; es aber folgte eine noch weit bessere Idee, die meinen Gedanken eine neue freudenvolle Richtung gab.

Es war diese:

Wenn ich mich so leicht von einer Kiste zur andern durcharbeiten konnte, wie ich schon bewiesen, warum konnte ich nicht versuchen, einen Tunnel in aufwärtsgehender Richtung durchzubrechen und das Deck zu erreichen?

Dieser Gedanke regte mich seltsam auf. Er war ganz neu. Er war mir bis jetzt noch nicht eingefallen – seltsam genug, daß dies nicht der Fall gewesen war – und ich konnte die späte Fassung desselben nur durch den verworrenen Gemüthszustand zu erklären, in welchem ich mich während der ganzen Zeit befunden, und der mich

vielleicht bewogen hatte, ein solches Unternehmen als eine Unmöglichkeit zu betrachten.

Ohne Zweifel waren zahllose Kisten und Ballen über mir aufeinander gehäuft. Ohne Zweifel war der Raum vollständig damit angefüllt und ich wußte, daß ich so ziemlich auf dem Boden von Allem war.

Ich entsann mich auch, – was mir damals so unerklärlich gewesen – daß das Befrachten des Schiffes noch lange gedauert hatte, nachdem ich an Bord gekommen war – daß die Arbeit noch zwei Tage und zwei Nächte fortzugehen schien – und daß deßhalb die ganze Ladung über mir aufgespeichert worden sein mußte.

Dennoch aber reichten wahrscheinlich ein Dutzend große Kisten bis an die Decke oder vielleicht füllten kaum halb so viele den Raum bis zum Deck. Wenn ich demnach einen Tag auf das Durchbrechen einer jeden rechnete, so war ich vielleicht im Stande, in ungefähr einer Woche oder zehn Tagen die obere Fläche zu erreichen.

Obschon dies ein freudiger Gedanke war, so wäre er mir doch zu einer früheren Zeit willkommener gewesen, denn jetzt war er von der nagendsten Reue begleitet. Vielleicht kam er zu spät, mich zu retten. Hätte ich zu rechter Zeit begonnen, – als ich meine volle Zwiebackkiste noch hatte – so hätte ich den Plan mit leichter Mühe zur Ausführung bringen können, aber jetzt war leider kaum – noch ein Bissen da, und es schien hoffnungslos zu sein, den gefaßten Gedanken ausführen zu wollen.

Dennoch aber konnte ich diese verlockende Aussicht auf Leben und Freiheit nicht aufgeben, und indem ich alles eitle Bedauern unterdrückte, widmete ich meine Gedanken der fernerer Erwägung.

Die Zeit war natürlich jetzt das Wichtigste, und das, was mir die größte Unruhe machte. Ich fürchtete, daß, ehe ich noch eine Oeffnung an der andern Wand der leeren Tonne bewirken könnte, meine Speise aufgezehrt und meine Kraft erschöpft sein würde. Vielleicht mußte ich mitten in meiner Arbeit sterben – buchstäblich in der Bresche!

Während ich so nachdachte, kam ein zweiter neuer Gedanke in meinem Sinne oben auf.

Es war auch ein guter Gedanke, wie entsetzlich er auch denen scheinen mag, die nicht hungern. Hunger und Furcht vor dem Hungertode äußern aber die Wirkung, daß sie die Wähligkeit des menschlichen Appetits ungemein vereinfachen, und unter solchen Umständen hört der Magen auf, leckerhaft zu sein.

Der meinige hatte schon längst alle Feinheit verloren und war in Bezug auf die Gattung von Speise, die er bekam, durchaus nicht ekel. In der That, *ich hätte Alles essen können, was eßbar war.*

Und nun will ich sagen, worin meine neue Idee bestand.

EINUNDFÜNFZIGSTES KAPITEL. EINE GROSSARTIGE
RATTENFALLE.

Ich habe schon seit einiger Zeit Nichts von den *Ratten* gesagt. Man darf aus diesem meinem Schweigen über diese Thiere nicht schließen, daß sie fortgegangen wären und mich mir selbst überlassen hätten.

Dies hatten sie durchaus nicht gethan. Sie waren ringsherum um mich so munter wie je, und eben so lästig. Kühner hätten sie nicht werden können, wenn sie mich nicht positiv angriffen, und ohne Zweifel würde dies auch der Fall gewesen sein, wenn ich mich ihrem Angriffe blosgestellt hätte.

So oft ich mich aber bewegte, war meine erste Sorge gewesen, sie mittelst der Mauern abzusperren, die ich mir von Tuchstücken gefertigt, und nur auf diese Weise hatte ich sie im Schach gehalten.

Dann und wann, wenn ich von einem Platze zum andern ging, konnte ich sie rings um mich hören und fühlen, und zwei oder drei Mal war ich von einer oder der andern gebissen worden. Nur durch Aufbietung äußerster Wachsamkeit und Vorsicht war ich in den Stand gesetzt, sie von einem Angriffe auf mich abzuhalten.

Diese Parenthese wird ohne Zweifel den Leser vermuthen lassen, wo ich hinaus will, und ihn in den Stand setzen, zu errathen, worin die Idee bestand, die sich meines Sinnes bemächtigt hatte.

Es war mir nämlich eingefallen, daß, anstatt die Ratten *mich* fressen zu lassen, ich lieber *sie* verzehren wollte.

Das war es.

Ich empfand keinen Ekel bei dem Gedanken an eine solche Speise, und eben so wenig würde ein anderer Mensch dergleichen empfinden, wenn er in eine der meinigen ähnliche Situation versetzt wäre. Im Gegentheile begrüßte ich die Idee als eine willkommene, weil sie versprach, mich in den Stand zu setzen, mir den Weg nach dem Deck hinauf zu bahnen – mit andern Worten, mir *das Leben zu retten*. In der That, sobald ich den Gedanken gefaßt hatte, war es mir, als wäre ich schon gerettet.

Es blieb mir nur noch übrig, die Absicht in Ausführung zu bringen.

Ich wußte, daß viel Ratten da waren – *zu viele*, hatte ich früher gedacht – jetzt aber kehrte ich mich nicht daran, wie zahlreich sie waren. Auf alle Fälle waren genug da, um mich auf eine lange Zeit zu verproviantiren – ich hoffte, wenigstens so lange, als es zur Erreichung meiner Absicht nothwendig war.

Die Frage war nun, wie ich sie fangen sollte?

Ich konnte mir kein anderes Mittel denken als mit den Händen nach ihnen zu fühlen, sie muthig eine auf ein Mal zu packen und dann zu erwürgen. Ich hatte schon meine Aufmerksamkeit der Herrichtung einer Falle gewidmet, aber ohne Erfolg. Ich hatte, wie man weiß, eine durch den einzigen Kunstgriff getödtet, den ich ersinnen konnte, und sehr wahrscheinlich konnte ich vielleicht noch eine oder zwei auf dieselbe Weise erlegen.

Aber es war eben so wahrscheinlich, daß dies nicht der Fall wäre, oder wenn es mir auch gelang, eine oder zwei

zu tödten, so wurden die übrigen scheu, gingen mir aus dem Wege und dann war die Möglichkeit, Lebensmittel zu erlangen wieder abgeschnitten.

Besser war es daher, wenn ich über ein Mittel nachdachte, eine große Anzahl dieser Thiere auf ein Mal zu fangen und mir somit eine Speisekammer anlegen zu können, welche zehn oder zwölf Tage aushielt. Vielleicht wurde mir während dieser Zeit eine etwas schmackhaftere Speise zugänglich. Dies mußte klüger und daher auch gerathener sein, und ich überlegte lange, wie ich einen Fang im Großen machen könnte.

Die Nothwendigkeit ist die Mutter der Erfindung, und ich glaube, mehr mit Hilfe dieser als eines wirklichen Erfindungstalents gelang es mir endlich, den Plan zu einer Rattenfalle zu entwerfen.

Sie war allerdings von der einfachsten Art, aber ich war fest überzeugt, daß sie sich als praktisch bewähren würde.

Ich wollte nämlich einen großen Sack aus dem vorräthigen Tuche machen, welches ich mit leichter Mühe thun konnte, wenn ich ein Stück von der geeigneten Länge abschnitt und die beiden Seiten mit einer Schnur zunähete.

Schnuren hatte ich in Menge, denn die Tuchrollen waren mit starken Stücken Bindfaden gebunden gewesen, und diese lagen natürlich zur Hand. Die Klinge meines Messers mußte die Stelle einer Nadel vertreten, und mittelst desselben Instruments ward ich in den Stand gesetzt, um die Mündung des Sackes herum ein starkes

Stück Bindfaden einzuziehen, um den Sack durch einen raschen Zug schließen zu können.

Ich nahm mir nicht blos vor, dies Alles zu thun, sondern that es auch ohne weitem Verzug, denn in weniger als einer Stunde hatte ich meinen Sack – mein Netz nannte ich es – fertig, die Zugschnur um die Mündung herum eingezogen und Alles zum Handeln fertig.

ZWEIUNDFÜNFZIGSTES KAPITEL. EIN FANG IM GROSSEN.

Nun schritt ich zur weiteren Ausführung meiner Absicht, die, während ich an dem Sacke arbeitete, immer mehr reifte.

Das Nächste war das Aufstellen des Netzes, und dies geschah wie folgt:

Zuerst räumte ich die einzelnen Bündel so hinweg, daß ein großer freier Raum entstand, der die ganze Fläche meines ursprünglichen Gemaches einnahm.

Ich bewirkte dies mittelst des leeren Branntweinfasses, welches ich jetzt mit Tuch vollgestopft hatte. Dann verstopfte ich jede Oeffnung und Spalte und ließ nur eine einzige große offen – die, von welcher ich wußte, daß die Ratten sie als ihren Haupteingang zu benutzen pflegten.

Gerade davor stellte ich meinen Sack – so, daß er mit der geöffneten Mündung die ganze Oeffnung bedeckte, während ich ihn in seinen übrigen Theilen durch einige stützende Stäbe offen hielt, die ich zu diesem Zwecke in angemessener Länge geschnitten.

Dann knieete ich neben der Mündung des Sackes nieder, hielt sie weit geöffnet und die Zugschnur fest zwischen meinen Fingern.

In dieser Stellung erwartete ich das Kommen der Ratten. Ich wußte, daß sie in den Sack hinein rennen würden, denn ich hatte einen Köder für sie hineingebracht.

Dieser Köder bestand aus einigen Krumen Zwieback – den allerletzten, die ich hatte. Ich setzte mein Alles auf Einen Wurf, und wenn die Ratten die Krumen auffraßen und mir dann entwischten, so *hatte* ich für mich selbst auch nicht einen einzigen Brocken mehr.

Ich wußte, daß einige von ihnen kommen würden, aber ich zweifelte, ob sie in hinreichender Anzahl kommen würden, um einen *guten Zug* zu thun. Ich fürchtete, es möchte eine auf ein Mal kommen und auf diese Weise den Köder stückweise forttragen.

Um dies zu verhindern, hatte die Krumen zu ganz seinem Staub zerrieben. Dies, dachte ich, würde die zuerst kommenden aufhalten, bis eine ziemliche Anzahl in dem Sacke beisammen wäre, und dann war meine Absicht, ihnen den Rückzug abzuschneiden, indem ich die Schnur zuzog.

Das Glück war mir günstig. Ich hatte kaum eine Minute auf meinen Knien gelegen, als ich das Trappeln der kleinen Pfoten der Ratten draußen und zugleich das gelegentliche »quik! quik!« ihrer den Stimmen hörte.

Nach wenigen Secunden fühlte ich, wie der Sack sich zwischen meinen Fingern bewegte, und ich wußte, daß meine Schlachtopfer in denselben hineinkrochen. Das

Schütteln des Tuches ward heftiger und ich konnte bemerken, daß eine große Anzahl sich drängte, begierig, einen Theil von dem pulverisirter Zwieback zu bekommen.

Ich fühlte, wie sie über- und durcheinander sprangen und sich pfeifend und quikend mit einander balgten.

Dies war für mich das Signal, die Schnur anzuziehen, und den nächsten Augenblick war die Mündung des Sackes geschlossen.

Nicht eine einzige von allen Ratten die hinein waren, kam wieder heraus, und ich hatte die Freude, zu finden, daß der Sack ziemlich halb voll von diesen wilden Geschöpfen war.

Ich verlor jedoch keine Zeit, sie zahm zu machen, und dies bewirkte ich auf etwas originelle Weise.

Ein Theil des Fußbodens meines Gemachs war eben und fest. Dadurch, daß ich das Tuch davon hinwegnahm, machte ich ihn ganz hart, denn er bestand aus den eichenen Balken des Schiffes selbst. Auf diese Stelle legte ich den Sack mit den Ratten, dann ein großes Stück Bret darauf, kniete dann auf dieses und drückte es mit aller meiner Wucht und Kraft abwärts.

Eine Weile war der Sack unter mir so elastisch wie eine Stahlfedermatratze, und hob sich empor, als wenn er unter dem Bret hinwegrollen wollte, aber ich legte letzteres mit meinen Händen wieder richtig darauf und drückte es wieder nieder wie zuvor.

Ohne Zweifel ward in dem Sacke nicht wenig gestrampelt, gescharrt und gebissen, und daß auch viel gepfiffen und gequikt ward, hörte ich.

Ich achtete aber nicht auf dergleichen Demonstrationen, sondern fuhr fort, zu stampfen und zu drücken, bis jede Bewegung aufgehört hatte und Alles unter mir still war.

Nun wagte ich, den Sack aufzuheben und den Inhalt desselben zu untersuchen. Ich freuete mich über den Fang, den ich gethan. Es waren augenscheinlich eine große Menge Ratten in der Falle und alle mausetodt.

Auf alle Fälle schien keine von ihnen sich zu rühren; denn als ich den Sack bei der Mündung in die Höhe hielt, hing er vollkommen still und es war in demselben weder Strampeln noch Quiken mehr zu bemerken und ich nahm daher für ausgemacht an, daß ich sie alle getödtet.

Trotzdem aber, daß ich dies glaubte, fuhr ich, als ich sie zu zählen begann, nur sehr vorsichtig mit meiner Hand hinein, und zog sie eine nach der andern aus dem Sacke.

Es waren ihrer zehn.

»Ha!« rief ich, indem ich die todten Ratten gleichsam anredete, »habe ich euch endlich, ihr abscheulichen Thiere! Das ist euch ganz recht; warum habt ihr mich so gepeinigt! Wenn ein *guter* Dienst des andern werth ist, so ist dies mit einem *schlechten* wohl auch der Fall. Hättet ihr mich und mein Eigenthum ungeschoren gelassen, so hätte dieses Unglück euch nicht erreicht. Aber ihr ließet mir keine andere Wahl. Ihr fraßet meine Zwiebacke, und um

mich vom Hungertode zu retten, bin ich nun gezwungen, *euch* zu verzehren.«

Nachdem ich diese Anrede beendet, begann ich eine der Ratten abzuhäuten, um sie sodann zu schmausen.

Man wird vielleicht glauben, ich hätte dieser Mahlzeit mit einem Gefühl von Ekel und Widerwillen entgegen gesehen, aber dies wäre ein großer Irrthum. Der Hunger hatte mich von aller Leckerhaftigkeit geheilt. Ich hatte nicht den mindesten Widerwillen gegen die Speise, die ich im Begriff stand zu mir zu nehmen – im Gegentheile sehnte ich mich darnach eben so sehr wie ein Anderer nach den delikatesten Gerichten.

Mein Hunger war so groß, daß ich es kaum erwarten konnte, bis ich die Haut von dem Thiere herunter hatte, und fünf Minuten nachdem diese Operation beendet war, hatte ich die Ratte roh mit Knochen und Allem verschlungen.

Wenn man zu wissen wünscht, wie sie schmeckte, so kann blos sagen, daß ich nichts Unangenehmes daran bemerkte, eben so wenig als wenn die Keule eines Huhns oder eine Schnitte von dem delikatesten Hammelfleische gewesen wäre.

Es war das erste Fleisch, welches ich seit langen Wochen genoß, und dies gab dem Mahle wahrscheinlich eine besondere Würze.

Sicherlich dachte ich damals, daß ich nie etwas Köstlicheres geschmaus't, und wunderte mich über das, was ich in Büchern von den rattenverzehrenden Lappländern gelesen, nicht mehr.

DREIUNDFÜNFZIGSTES KAPITEL. ICH SCHLAGE EINE
ANDERE RICHTUNG EIN.

Meine Angelegenheiten hatten nun eine entschiedene Gestaltung zum Bessern gewonnen. Meine Speisekammer war hinreichend gefüllt, um mich wenigstens zehn Tage zu versorgen – denn ich nahm mir vor, meine künftige Ration in einer Ratte pro Tag bestehen zu lassen.

Was konnte ich in zehn Tagen nicht Alles ausführen! Ganz gewiß war ich im Stande, die große Aufgabe zu vollenden, die ich gleich anfangs hätte versuchen sollen, aber, wie nun das Unglück einmal gewollt, bis jetzt für unmöglich gehalten hatte – nämlich mir den Weg nach dem Decke zu bahnen.

Eine Ratte täglich, überlegte ich, wird mich nicht blos am Leben erhalten, sondern mir auch einen Theil meiner erschöpften Kräfte wiedergeben, – und wenn ich zehn Tage lang fortwährend arbeitete, so konnte ich fast gewiß sein, die oberste Schicht Ladung zu erreichen.

Vielleicht in weniger Zeit.

In diesem Falle war um so besser; ganz gewiß aber konnte ich in zehn Tagen durchkommen, selbst wenn zehn Schichten Kisten zwischen mir und dem obern Decke standen.

Dies waren die neuen Hoffnungen, welche der glückliche Rattenfang mir einflößte, und mein Gemüth trat wieder in einen Zustand von Vertrauen und Zuversicht, der ihm lange fremd gewesen war.

Nur *eine* Furcht hatte ich, die mich ein wenig beunruhigte, und diese betraf das weitere Durchbrechen des Branntweinfasses. Es war nicht Furcht wegen der Zeit, die ich brauchen würde, denn ich glaubte nicht, daß es mir nun daran fehlen könnte; aber wohl fürchtete ich immer noch, daß die Dünste des Branntweins – die innerhalb des Fasses immer noch so stark waren wie je – meine Sinne wieder überwältigen könnten – trotz meine Entschlusses, mich denselben nicht zu lange auszusetzen.

Selbst als ich bei der zweiten Gelegenheit in das Faß hineingekrochen war, hatte ich kaum schnell genug wieder herauskommen können.

Ich beschloß jedoch, mich gegen die Verführung des mächtigen Geistes zu stählen, der in dem großen Fasse wohnte, und mich zurückzuziehen, ehe sein Einfluß zu mächtig ward, um ihm widerstehen zu können.

Trotzdem, daß ich jetzt in Bezug auf die Zeit zuversichtlicher war, so fiel mir doch nicht ein, sie durch Müßiggang zu verschwenden, und sobald ich meine Mittagsmahlzeit durch einen reichlichen Trunk aus dem Wasserfasse hinuntergespült, nahm ich wieder mein Messer zur Hand und näherte mich dem leeren Fasse, um einen abermaligen Versuch zur Erweiterung des Spundloches zu machen.

Ha, das Faß war nicht leer! Es war voll Tuch!

In der Aufregung, in welche mich die Rattenjagd versetzte, hatte ich ganz vergessen, daß ich das Tuch in das leere Faß geworfen.

Natürlich dachte ich, ich müßte es wieder herausschaffen, um Platz zu meiner Arbeit zu gewinnen, und nachdem ich das Messer beiseite gelegt, begann die einzelnen Stücken herauszuzerren.

Während ich so beschäftigt war, erwachte in mir ein neuer Gedanke, und ich legte mir einige Fragen vor, die ungefähr folgendermaßen lauteten:

Warum schaffe das Tuch wieder aus dem Branntweinfasse? Warum lasse es nicht darin liegen? Warum versuche ich überhaupt, dieses Faß zu durchbrechen?

Ganz gewiß lag kein Grund für mich vor, gerade in dieser Richtung weiter zu arbeiten. Früher hatte allerdings ein solcher Grund vorgelegen, als ich bloß nach Nahrung suchte und nicht an den Gegenstand dachte, den ich jetzt wünschte und zu erreichen hoffte. In Bezug auf meinen neuerlich gefaßten Plan aber lag durchaus keine Nothwendigkeit vor, mich durch dieses Faß hindurchzuarbeiten. Im Gegentheile war es die schlechteste Richtung, die ich einschlagen konnte.

Sie lag nicht in der Linie, welche nach der großen Luke führte, und die, in welcher ich meinen Tunnel brechen mußte.

In Bezug auf die Richtung der Luke war ich meiner Sache ziemlich gewiß, denn ich entsann mich, wie ich von dort her nach dem Wasserfasse gelangt war, als ich zuerst in den Raum kam.

Ich war scharf rechts eingebogen und dann in fast gerader Linie nach dem Ende des Fasses gegangen.

Alle diese kleinen Punkte lebten noch deutlich in meiner Erinnerung und ich war überzeugt, daß ich mich so ziemlich in der Mitte des Schiffes befand, auf der Seite, welche die Seeleute die Steuerbordseite zu nennen pflegen.

Wenn ich mich durch das Faß hindurcharbeitete, so kam ich folglich zu weit hinter die Hauptluke, und dies war die, durch welche ich heruntergekommen war. Ueberdies war es auch, wie bereits wiederholt bemerkt worden, sehr schwer, die Wand des Fasses zu durchbrechen – eine Schwierigkeit, die noch durch die gefährliche Atmosphäre erhöht ward, die ich zu athmen gezwungen war, während ich mit dieser Arbeit beschäftigt war.

Warum sollte ich sie deßhalb überhaupt vornehmen? Warum sollte ich nicht umkehren und wieder in der Richtung nach den Kisten weiter arbeiten?

Die Umstände hatten sich, seitdem ich das letzte Mal dort gewesen, geändert. Jetzt hatte ich Raum genug zum Beseitigen dessen, was mir im Wege war, denn das leere Faß diente dazu in dem einen Falle so gut wie in dem andern.

Ueberdies war jedenfalls auch viel leichter, die Tannenbreter zu durchschneiden als das harte Eichenholz, und außerdem hatte ich in dieser – der rechten – Richtung schon einige Fortschritte gemacht.

Wenn ich daher Alles – die Gefahr sowohl als die Schwierigkeit – wog, so kam zu dem Schlusse, daß ich, wenn ich durch das Faß arbeitete, einen falschen Weg

einschlug, und in dieser Voraussetzung machte ich Kehrt, um der andern Richtung zu folgen.

Ehe ich mich den Kisten näherte, packte ich das Tuch wieder in das Faß und fügte noch mehr hinzu, indem ich Stück für Stück aufeinander legte und dann so fest und dicht hineinkeilte, wie meine Kräfte mir erlaubten.

Eben so trug ich auch Sorge, meine neun Ratten in den Sack zu thun und die Schnur zuzuziehen, denn ich bedachte, daß ich nicht alle Ratten im Schiffe getödtet, und fürchtete, daß die Kameraden der Getödteten Lust bekommen könnten, ihre alten Gefährten zu fressen.

Es war dies, wie ich früher gehört, eine nicht ungewöhnliche Praxis dieser abscheulichen Thiere, und ich beschloß, Vorkehrung dagegen zu treffen.

Als ich mit allen diesen Arrangements fertig war, stürzte ich wieder einen Becher Wasser hinunter und kroch dann abermals in eine der leeren Kisten.

VIERUNDFÜNFZIGSTES KAPITEL. MUTHMASSUNGEN.

Es war die Tuchkiste, in die gekrochen war – die, welche an die Zwiebackkiste stieß. Von ihr aus beschloß ich, meinen neuen Tunnel zu beginnen, und ich hatte zwei Gründe, sie zu meinem Ausgangspunkte zu wählen.

Erstens glaubte ich, sie befände sich in fast gerader Linie mit der Hauptluke.

Was dies betraf, so war dies mit der Zwiebackkiste allerdings auch der Fall; letztere aber war kleiner als die Tuchkiste, und gestattete mir daher nicht so viel Raum, mein Werk in Ausführung zu bringen.

Der zweite Grund jedoch, der mich bei meiner Wahl bestimmte, war von größerer Wichtigkeit. Ich hatte schon ermittelt, daß eine zweite Tuchkiste auf der ersten stand, wogegen die Zwiebackkiste Leinwandballen sowohl oben darauf als an dem Ende hatte, durch welche ich mir den Weg hätte bahnen müsse.

Nun war ich aber überzeugt, daß ich die Stücken Tuch leichter beseitigen konnte als die harten Rollen Leinwand – ja, ich wußte nicht einmal, ob diese sich überhaupt würden von der Stelle bewegen lassen – und deßhalb wählte ich die Tuchkiste.

Man wird glauben, daß ich, sobald ich einmal hinein war, sofort an's Werk gegangen sei, aber dies war nicht der Fall.

Ich brachte eine ziemliche Zeit zu, ohne Hand oder Arm zu bewegen. Dennoch aber war ich deßwegen nicht müßig, sondern mit allen Fähigkeiten meines Geistes thätig.

Der Plan, den ich so eben gefaßt, hatte in mir gewissermaßen eine neue Energie erweckt, und die Hoffnung auf Rettung, die sich jetzt darbot, war eben so stark, ja noch stärker als irgend eine, die ich seit der ersten Stunde meiner Gefangenschaft gehegt.

Auch die Aussicht war eine viel günstigere. Selbst nach meiner Entdeckung des Wasserfasses und der Zwiebackkiste – selbst als ich glaubte, daß von Beiden eine hinreichende Quantität da wäre, um bis an's Ende der Reise zu reichen, war doch immer noch die lange Gefangenschaft

vor mir – Monate, die in stummer, drückender Einsamkeit ertragen werden mußten.

Jetzt war die Sache anders. In einigen Tagen, wenn das Glück mir günstig war, sollte ich wieder den hellen Himmel sehen – wieder die freie Luft athmen – wieder menschliche Gesichter sehen und den süßesten von allen Tönen hören – die Stimme meiner Mitmenschen.

Ich kam mir vor wie Jemand, der lange in der Wüste verirrt gewesen, und weit draußen am Horizonte einige Spuren von den Wohnungen civilisirter Menschen erblickt – vielleicht die dunkeln Umrisse von Bäumen – vielleicht den blauen Rauch, der über einem fernen Feuer emporsteigt – jedenfalls aber Etwas, was in ihm die Hoffnung erweckt, daß er bald dem Verkehre mit seinen Mitmenschen zurückgegeben werden wird.

Gerade eine solche Hoffnung war in mir erwacht, und sie ward mit jedem Augenblick stärker, bis sie fast zu einem Gefühle von Gewißheit anstieg.

Vielleicht war es eben dieses Vertrauen, was mich abhielt, allzu schnell zur Ausführung meines Planes zu schreiten. Es war eine Sache von zu großer Wichtigkeit, um damit zu spielen – ein zu großartiges Unternehmen, als daß ich es auf leichtsinnige oder übereilte Weise hätte beginnen oder durchführen sollen.

Irgend ein unvorhergesehener Gegenstand konnte ein Hinderniß werden; irgend ein Unfall konnte sich ereignen, der zum Mißlingen und Verderben führte.

Um alle diese Zufälle zu vermeiden, beschloß ich daher mit so viel Vorsicht zu Werke zu gehen wie mir zu

Gebote stünde, und ehe ich die Lösung der Aufgabe in Angriff nähme, sie nach ihren Richtungen hin wohl zu erwägen.

Zu diesem Zwecke setzte ich mich eben in die Tuckkiste und widmete meine ganze Denkkraft der Ueberlegung meines beabsichtigten Werkes.

Eins schien mir sehr klar zu sein, nämlich, daß die Aufgabe eine von sehr bedeutender Größe sein würde.

Ich wußte – wie bereits bemerkt worden – daß ich mich ziemlich auf dem untersten Boden des Schiffsraumes befand, und die bedeutende Tiefe des Raumes eines großen Schiffes war mir nicht unbekannt.

Ich erinnerte mich, daß ich, als ich an dem Rollseile herabglitt, mich an demselben kaum so lange zu halten vermochte, bis ich den Boden erreicht hatte, und ein Blick aufwärts, nachdem ich ihn erreicht, zeigte mir die Luke in einer ungeheuern Höhe über mir.

Ich folgerte daher, daß, wenn dieser ganze Raum hinauf zur Luke mit Waaren angefüllt wäre – und dies war ohne Zweifel wirklich der Fall – ich dann einen sehr langen Tunnel zu machen hätte.

Ueberdies hatte ich mir nicht bloß *aufwärts* Bahn zu brechen, sondern auch in einer nach der Lukentreppe führenden Richtung – d. h. beinahe durch die Breite des Schiffes.

Dieser letztere Umstand machte mir jedoch keine große Unruhe, denn ich war fest überzeugt, daß ich nicht im Stande sein würde, in einer geraden Linie zu arbeiten,

und zwar wegen der Beschaffenheit der Packete, auf die ich stoßen würde.

Ein Ballen Leinwand zum Beispiel oder ein ähnlicher schwerfälliger Gegenstand konnte nicht durchbrochen, sondern mußte umgangen werden, und bei jeder Station hatte ich jedenfalls die Wahl, entweder aufwärts oder in horizontaler Richtung – welche mir nun die bequemste scheinen möchte – weiter zu arbeiten.

Auf diesem Wege kam ich gleichsam stufenweise in die Höhe, wobei ich jedoch stets die schräge Richtung nach der Lukentreppe einzuhalten hatte.

Weder die Zahl der Colli, durch die ich mich hindurchzuwühlen hatte, noch die Entfernung beunruhigte mich so sehr wie die Stoffe, die darin enthalten sein konnten.

Dieser Gedanke machte mir die meiste Sorge, denn die Schwierigkeit war größer oder geringer, je nach den Materialien, die ich mir aus dem Wege zu schaffen hatte.

Waren viele Artikel von der Art, daß sie, wenn sie aus den Behältnissen genommen wurden, mehr Raum einnahmen und nicht wieder zusammengedrückt werden konnten, so hatte ich dann den schon früher einmal eingetretenen Uebelstand, daß ich nicht Raum genug behielt, zu fürchten, und dies war in der That eine meiner größten Besorgnisse.

Ich hatte schon erfahren, was für ein Unglück dieses sein würde; denn ohne den glücklichen Umstand mit dem Branntweinfasse wäre der Plan, den ich jetzt auszuführen im Begriff stand, ganz und gar unthunlich gewesen.

Leinwand fürchtete ich mehr als irgend ein anderes Material. Diese war schwieriger zu durchbrechen, und wenn ich sie aus den fest zusammengepreßten Ballen herausnahm, so konnte sie unmöglich wieder in einen so kleinen Raum hineingepackt werden.

Ich konnte daher nur hoffen, daß die Ladung eine sehr kleine Quantität dieses schönen und nützlichen Fabrikats enthalten möchte.

Ich dachte über viele Dinge nach, die in diesem großen hölzernen Gemache enthalten sein konnten.

Ich versuchte sogar, mich zu besinnen, was für ein Land Peru sei, und welche Handelsartikel am wahrscheinlichsten von England dorthin ausgeführt wurden.

Dieses Nachdenken half mir jedoch sehr wenig, denn ich war mit der Handelsgeographie viel zu unbekannt, um richtige Muthmaßungen anstellen zu können.

Eins wußte ich bestimmt, nämlich, daß eine sogenannte assortirte Ladung war, denn von dieser Art sind die nach den Häfen des Stillen Meeres gesandten gewöhnlich. Ich konnte deßhalb erwarten, auf ein wenig von diesem und auf ein wenig von jenem zu stoßen – mit Einem Worte auf Alles, was in unseren großen Fabrikstädten erzeugt wird.

Nachdem ich mit diesen Muthmaßungen beinahe eine halbe Stunde zugebracht, begann ich zu bemerken, daß sie mir Nichts nützen könnten. Es konnte im besten Falle ein leeres Hin- und Herrathen sein und es war klar, daß ich nicht sagen konnte, welche Qualität Metall die Grube

enthielt, so lange ich nicht erst meinen Schacht abgeteuft hatte.

Der Augenblick diese Arbeit zu beginnen, war da, und indem ich das Nachdenken für den Augenblick hinter mich war, machte ich mich an meine Aufgabe.

FÜNFUNDFÜNFZIGSTES KAPITEL. DER HOCHGENUSS DES AUFRECHTSTEHENS.

Man wird sich erinnern, daß bei meiner früheren Expedition in die beiden Tuchkisten, während ich hoffte, noch mehr Zwieback oder sonst etwas Eßbares zu finden, die Art der Colli, welche rings herum so wie oben darauf standen, ermittelt hatte.

Auch wird man sich erinnern, daß an dem Ende der ersten Tuchkiste, welche nach der Lukentreppe, zu stand, ich einen Ballen Leinwand gefunden hatte.

Oben auf dieser selben Kiste stand auch noch eine zweite Kiste Tuch, anscheinend ganz der ersten ähnlich. In diese oben darauf stehende hatte ich mir schon einen Eingang gebahnt und deßhalb konnte ich nun darauf rechnen, in so weit schon *nach oben* vorwärts gekommen zu sein.

Wenn ich die obere Kiste ihre Inhaltes entledigte, so gewann ich eine freie Station in der rechten Richtung, und in Erwägung der Zeit und Mühe, die es kostete, mir den Weg durch die Wand der einen Kiste und dann durch die anstoßende Wand der anderen zu bahnen, konnte ich mir Glück wünschen, daß dieser Theil meines Werkes schon vollendet war.

Ich sage: schon vollendet, denn ich hatte zu diesem Zwecke weiter Nichts gethan, als die in der oberen Kiste enthaltenen Stücke Tuch herunterzuziehen und sie hinter mir aufzustauen.

Dies zu thun, war sonach der erste Akt meines neuen Unternehmens, und ich schritt ohne weiteren Verzug zur Ausführung.

Die Aufgabe war aber dennoch keine sehr leichte. Ich stieß auf dieselbe Schwierigkeit wie zuvor, als ich die Stücken Tuch von einander trennte und sie aus der dichten Verpackung herauszog.

Dennoch aber gelang mir, sie heuausezubringen, und dann trug ich oder vielmehr stieß ich sie eins auf einmal vor mir hin, bis ich sie an die allerfernste Ecke meines Quartiers, an das Ende des alten Branntweinfasses gebracht hatte.

Hier arrangirte ich sie nicht auf lockere oder nachlässige Weise, sondern mit der größten Genauigkeit und Sorgfalt, indem ich sie in den kleinsten Umfang zusammendrückte und zwischen ihnen und den Balken der Schiffswand keine leeren Winkel ließ, die groß genug gewesen wären, eine Ratte hindurchschlüpfen zu lassen.

Nicht als ob ich mir viel daraus gemacht hätte, wenn Ratten hierher gekommen wären. Ich sorgte mich jetzt nicht mehr in dieser Beziehung, und obschon ich Grund hatte, zu wissen, daß noch einige in der Nachbarschaft waren, so hatte doch meine kürzliche blutdürstige Razzia unter ihnen sie augenscheinlich schüchtern gemacht, so daß sie sich jetzt scheuten, in mein Bereich zu kommen.

Das furchtbare Gekreisch und Gequike ihrer Kameraden als ich dieselben todtstampfte, hatte laut durch den ganzen Schiffsraum gehallt und auf die Ueberlebenden, die gehört, die Wirkung einer heilsamen Warnung geäußert.

Ohne Zweifel waren sie durch das, was sie gehört hatten, sehr erschreckt worden, und da sie bemerkten, daß ich ein gefährlicher Reisegefährten war, so gingen sie mir während der noch übrigen Zeit der Fahrt höchst wahrscheinlich so weit als möglich aus dem Wege.

Es war daher nicht Furcht vor den Ratten, was mich bewog, jede Ecke so dicht zu verstopfen, sondern ich that es einfach in der Absicht, Raum zu ersparen, denn dies war, wie ich schon bemerkt habe, der Punkt in Bezug auf welchen ich die größten Befürchtungen hegte.

Indem ich daher auf diese rüstige, aber sorgfältige Weise zu Werke ging, leerte ich endlich die obere Kiste und baute ihren Inhalt hinter mir auf.

Letzteres hatte ich zu meiner gänzlichen Zufriedenheit bewirkt und glaubte, ich hätte die Stücke Tuch fast so fest und dicht wieder zusammengepackt, daß von meinem mir so werthvollen Raume kaum soviel verloren ging als eines dieser Stücke gebrauchte.

Dieses Resultat äußerte eine ermuthigende Wirkung auf mich und rief eine Heiterkeit des Gemüthes hervor, die mir lange fremd gewesen war.

In dieser angenehmen Gemüthsstimmung stieg ich in die obere Kiste hinauf, in die, welche ich so eben geleert, und nachdem ich eines der losen Breter quer über den

Boden den ich theilweise entfernt, gelegt, setzte ich mich darauf, und ließ meine Beine in den leeren Raum unter mir hinabhängen.

In dieser Stellung, die mir ganz neu war und in welcher ich vollauf Platz hatte, um aufrecht und bequem zu sitzen, fand ich eine neue Quelle des Genusses.

So lange in einen Raum eingepfercht, dessen größte Höhe wenig über drei Fuß betrug, während ich selbst deren vier maß, war ich gezwungen gewesen, mich stets zu bücken und zu ducken, wenn ich zu stehen versuchte, und ich mußte sogar mit gebogenen Beinen sitzen, so daß meine Kniee sich fast in gleicher Ebene mit meinem Kinne befanden.

Diese Unbequemlichkeiten sind geringfügig, wenn man sie bloß kurze Zeit zu ertragen hat; aber wenn man sie *lange* dulden muß, so werden sie widerlich und sogar schmerzhaft.

Es war daher nicht bloß eine Erleichterung, sondern auch ein wahrer Hochgenuß für mich, zu finden, daß ich Platz genug hatte, aufrecht zu sitzen und meine Beine vollständig auszustrecken.

Ja noch mehr, konnte auch aufrecht *stehen*, denn die beiden Kisten bildeten nun zusammen *einen* Raum, der von dem Boden der einen bis zu dem Deckel der Anderen volle sechs Fuß betrug.

Da meine eigene Länge nur vier Fuß betrug, so blieben zwei Fuß Raum zwischen dem Wirbel meines Kopfes und der Decke meines neuen Gemaches, die ich nicht einmal mit der Spitze meiner Finger berühren konnte.

Diese Vortheile bemerkend blieb ich nicht lange sitzen. Ich war in die obere Kiste hauptsächlich in der Absicht gestiegen, um ihre Dimensionen zu messen, sowie auch, um zu ermitteln, ob ich sie ihres Aufhaltes vollständig entleert hätte, und dann hatte ich mich auf die beschriebene Weise niedergesetzt.

In dieser Stellung blieb ich jedoch nicht lange, als mir einfiel, daß mir das Stehen noch besser möglich sei, und von diesem Gedanken beseelt, glitt ich wieder zurück, bis meine Füße auf dem Boden der unteren Kiste ruhten, während Kopf, Hals und Schultern in dem Raume der oberen zurückblieben.

Dies gab mir eine vollkommen aufrechte Stellung und ich bemerkte sehr bald, daß dies für mich die wahre Position des Ausruhens war.

Ganz im Gegensatze zu der sonstigen Gewohnheit menschlicher Zweifüßler, war mir das Stehen leichter, als das Sitzen; doch war dies durchaus nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, wie viele lange Tage und Nächte ich entweder sitzend oder knieend zugebracht, und nun sehnte ich mich, jene stolze Haltung anzunehmen, welche den Menschen von, der thierischen Schöpfung unterscheidet.

In der That fühlte ich, daß es ein förmlicher Hochgeuß war, wieder einmal vollkommen aufrecht stehen zu können, und eine lange Weile blieb ich in dieser Stellung, ohne ein Glied zu rühren.

Deswegen aber war ich nicht müßig.

Meine Gedanken waren so thätig wie je, und der Gegenstand, womit sie sich beschäftigten, war die Richtung, in welcher ich zunächst meinen Tunnel führen sollte, ob immer noch aufwärts, durch den Deckel der zuletzt geleerten Kiste, oder durch das Ende, welches der Lukentreppe zugekehrt war.

Die Wahl lag zwischen einer horizontalen und einer vertikalen Richtung.

Es waren Gründe zu Gunsten einer jeden vorhanden, eben so wie Gründe, die mich gegen die eine wie gegen die andere bestimmten, und diese Gründe abzuwägen, und schließlich zu bestimmen, welche Richtung ich einschlagen sollte, war eine Sache von so großer Wichtigkeit, daß es ziemlich lange dauerte, ehe ich in meinen Plänen zu einem genügenden Abschlusse kommen konnte.

SECHSUNDFÜNFZIGSTES KAPITEL. NACH SCHIFFSART.

Einen Grund gab es, der mich bestimmt haben würde, mir aufwärts durch den Deckel Bahn zu brechen.

Dieser Grund war der, daß ich, wenn ich diese Richtung einschlug, desto eher auf alle Colli oben hinauf kam, und war ich einmal da, so konnte ich zwischen ihnen und den Deckbalken einen leeren Raum finden und durch diesen sofort nach der Luke kriechen.

Auf diese Weise brauchte mein Tunnel nicht zu lang zu werden, denn die senkrechte Linie war natürlich kürzer als die schräg nach der Luke führende.

Ueberhaupt schien jeder Fuß, den ich in horizontaler Richtung gewann, im Grunde genommen durchaus kein Gewinn zu sein, da ja dann immer noch in vertikaler Richtung dieselbe Höhe zu erreichen blieb.

Es war sehr wahrscheinlich, daß zwischen der Ladung und der unteren Seite der Deckbalken sich ein freier Raum befand, und in der Hoffnung, daß Dem so sein möchte, entschloß ich mich, in horizontaler Richtung nur dann weiter zu arbeiten, wenn ich durch irgend ein Hinderniß, welches ich nicht beseitigen könnte, gezwungen wäre, von der anderen abzuweichen.

Dennoch aber beschloß ich, meinen ersten Durchstich *horizontal* zu machen, und zu diesem Entschlusse ward ich durch drei Gründe bewogen.

Der erste war, daß die Endbreiter der Kiste etwas locker zu sein schienen, als ob sie mit leichter Mühe beseitigt werden könnten.

Der zweite war, daß, wenn ich die Klinge meines Messers durch die Ritzen des Deckels stieß, sie in eine weiche, aber steife Substanz traf, die sich ganz anfühlte wie eines jener, gefürchteten Colli, die bis jetzt sich so oft als ein Hinderniß, erwiesen und die ich schon oft in meinem innersten Herzen verwünscht hatte.

Ich versuchte die Ritze an mehreren Stellen und berührte allemal Etwas, was mir ein Leinwandballen zu sein schien.

An der Seitenwand der Kiste machte ich ebenfalls diesen Versuch, aber hier stieß die Spitze meines Messers auf Holz. Es schien weiches Holz zu sein und dasselbe

wie das, wovon die anderen Kisten gemacht waren; aber selbst wenn es Holz von der härtesten Art gewesen wäre, würde es immer noch leichter gewesen sein, ein Loch hindurchzuschneiden als durch einen Ballen Leinwand.

Dieser Grund wäre an und für sich hinreichend gewesen, um mich zu bestimmen, die horizontale Richtung zu wählen, aber es gab auch noch einen dritten, der sich mir aufdrängte.

Dieser dritte Grund wird nicht so leicht von Denen verstanden werden, welche mit dem Innern des Raumes eines Schiffes nicht bekannt sind, besonders solcher Schiffe, wie sie zu der Zeit, von welcher ich hier spreche, gebaut wurden, und dies ist nun ziemlich lange her.

In Schiffen von angemessener Form, so wie die Amerikaner uns bauen gelehrt haben, würde der Grund, den ich im Begriffe stehe anzuführen, keine Anwendung gefunden haben.

Ich will jedoch die Sache näher auseinandersetzen, damit man sie begreifen könne, und gleichzeitig hoffe ich, bei dieser kurzen Abschweifung von dem Faden meiner Erzählung meinen Lesern eine Lehre der politischen Weisheit einzuschärfen, die ihnen vielleicht einmal von Nutzen sein kann.

Ich bin der Ansicht oder ich sollte vielleicht sagen, ich bin schon längst von der Thatsache überzeugt, – denn von einer »Ansicht« kann eigentlich gar keine Rede sein – daß das Studium, welches man Staatswissenschaft nennt, das wichtigste Studium ist, welches jemals die Aufmerksamkeit der Menschen beschäftigt hat.

Dieses Studium umfaßt alle anderen Existenzen in der socialen Welt. Jede Kunst, jede Wissenschaft oder Industrie dreht sich darum und hängt hinsichtlich ihres Gelingens oder Fehlschlagens davon ab.

Selbst die Moralität richtet sich genau nach dem politischen Zustande, und das Verbrechen ist eine Folge einer schlechten Organisation. Der politische Zustand eines Landes ist die Hauptursache seines Gedeihens oder seines Verfalles.

Die Regierungen haben in seinem Falle Etwas erreicht, was der Gerechtigkeit nahe käme, und deßhalb giebt es kein Volk, welches jemals – als Ganzes – wirkliches Glück genossen hat. Armuth, Elend, Entwürdigung sind das Loos der *Mehrzahl* der Bewohner in jedem Lande, mit Ausnahme eines einzigen, und in diesem einen ist die Regierung auch noch lange nicht vollkommen, sondern den anderen bloß um einen Schritt voraus.

Wie ich also gesagt habe, diesr Gesetzen eines Landes – oder mit anderen Worten, sein *politischer* Zustand – äußern Einfluß auf fast Alles, auf das Schiff, in welchem wir segeln, auf den Wagen, in welchem wir fahren, auf die Werkzeuge unserer Arbeit, auf die Geräthschaften, deren wir uns in unseren Wohnungen bedienen, ja selbst auf die Bequemlichkeit unserer Wohnungen.

Ja noch mehr – und dies ist von noch größerer Wichtigkeit – sie äußern Einfluß auf *uns selbst*, auf die Gestalt unseres Körper und die Entwicklung unserer Seele. Der Federstrich eines Despoten oder eine thörichte Parlamentsakte, die auf Niemanden persönliche Anwendung

zu erleiden scheint, kann einen geheimen und unsichtbaren Einfluß ausüben, der in einer einzigen Generation ein ganzes Volk an Geist und Körper verkrüppeln kann.

Ich könnte Das was ich hier behaupte, mit der Gewißheit einer mathematischen Wahrheit beweisen, aber dazu habe ich jetzt keine Zeit. Es reiche hin, wenn ich die Sache durch ein Beispiel veranschauliche. Man höre.

Vor vielen Jahren ward in dem britischen Parlamente ein Gesetz über die Besteuerung der Schiffe beschlossen, denn diese müssen, eben so wie jedes andere Ding, ihre Existenz bezahlen. Es ergaben sich Schwierigkeiten in Bezug auf die Eintheilung dieser Steuer. Es konnte schwerlich gerecht sein, den Besitzer eines armseligen kleinen Schooners die enorme Summe bezahlen zu lassen, die von Dem verlangt wird, welcher Besitzer eines großen Schiffes von zweitausend Tonnen ist. Der Gewinn des kleineren Fahrzeuges würde dadurch vollständig aufgezehrt werden.

Wie sollte also diese Schwierigkeit überwunden werden? Man kam auf eine billige Lösung und schlug vor, jedes Schiff nach seinem Tonnengehalte zu besteuern.

Dieser Vorschlag ward angenommen, aber nun stellte sich eine zweite Schwierigkeit heraus.

Wie sollte man das Verhältniß ermitteln? Die Schiffe sollten nach ihrem Umfange besteuert werden, der Tonnengehalt aber ist ein *Gewicht* und kein Umfang.

Wie sollte daher diese neue Schwierigkeit überwunden werden?

Einfach dadurch, daß man eine bestimmte Räumlichkeit als das Gewicht einer Tonne annahm, und dann ermittelte, wie viele von diesen Räumlichkeiten das Schiff faßte. In der That kam Alles zuletzt *Maß*, auf nicht auf Gewicht hinaus.

Die nächste Idee war die, wie die Messung vorgenommen werden sollte, daß sie die verschiedenen Proportionen der Schiffe angäbe, und Dies geschah auf sehr passende Weise dadurch, daß man in jedem die Länge des Kiels und die Breite und Tiefe des Raumes ermittelte.

Diese drei mit einander multiciplirt geben die Größe des Schiffes, *wenn dieses Schiff nämlich richtig construiert ist.*

Auf diese Weise verhängte man ein Gesetz, welches zu Besteuerungszwecken ziemlich gerecht war, und man sollte, wenn man nämlich ein oberflächlicher Denker ist, meinen, dieses Gesetz könne in keiner Weise einen schlimmen Einfluß ausüben, ausgenommen auf Die, welche die Steuer zu bezahlen hätten.

Dem ist aber nicht so, und dieses einfache, so harmlos aussehende Gesetz hat der Menschheit sehr Uebles zugefügt, mehr Zeitvergeudung und Verlust an Menschenleben verursacht, als alle dermalen in der Welt bestehende Sklaverei. Wie ist das möglich gewesen? wird man ohne Zweifel fragen.

Einfach dadurch, daß dieses Gesetz nicht bloß den Fortschritt im Schiffsbau, einer der wichtigsten Künste im Besitze des Menschen, verzögert, sondern sogar um Hunderte von Jahren *zurückgeworfen* hat.

Das Uebel geschah auf folgende Weise.

Der Eigenthümer – oder wer der Eigenthümer sein sollte – eines neuen Schiffes wünschte, weil er kein Mittel ah, der schweren Steuer zu entgehen, sie wenigstens so viel als möglich zu reduciren, denn Unredlichkeit dieser Art ist die sichere und natürliche Folge allzu schwerer Besteuerung.

Er geht zu dem Schiffsbauer, er bestellt bei ihm ein Schiff von so und so viel Länge, Breite und Tiefe, mit anderen Worten von so viel Tonnengehalt als nöthig ist, um einen gewissen Steuerbetrag zu bezahlen.

Dabei aber bleibt er nicht stehen. Er verlangt von dem Schiffsbauer, womöglich das Schiff so geräumig zu machen, daß es in der That ein Drittel mehr Tonnengehalt mehr habe als wofür die Steuer bezahlt wird. Dadurch wird die Steuer auf das Ganze eine geringere und er in den Stand gesetzt, die Regierung zu betrügen, die auf sein Unternehmen eine so schwere Abgabe gelegt hat.

Ist es aber auch möglich, ein Schiff von der Art zu bauen, wie er verlangt? Ja wohl, und der Schiffsbauer weiß, daß er es dadurch kann, daß er das Schiff am dem Buge ausschweift, ihm an die Seite einen Bauch ansetzt an dem Stern breiter macht und ihm mit Einem Worte eine so lächerliche Form giebt, daß es sich langsam bewegt und das Grab manches unglücklichen Seefahrers wird.

Der Schiffsbauer weiß nicht blos, daß dies geschehen kann, sondern indem er auf die Wünsche des Schiffseigenthümers eingeht, thut er es auch und hat es seit so langer Zeit gethan, daß er allmählig glauben gelernt

hat, diese schwerfällige Bauart sei die wahre Gestalt eines Schiffes, und daß er kein Anderes bauen würde noch könnte. Ja, was noch beklagenswerther ist, diese ungeschickte Form hat sich so mit seinen Gedanken verkörpert, und ist so ein Theil seines Handwerks-Glaubensbekenntnisses geworden, daß, nachdem das thörigte Gesetz aufgehoben ist, es noch lange, lange Jahre bedürfen wird, ehe er sich dieser Täuschung entschlagen kann.

Man wird in der That auf eine neue Generation von Schiffsbauern warten müssen, ehe Schiffe von angemessener und passender Form zum Vorschein kommen.

Zum Glücke wächs't diese neue Generation schon jenseits des atlantischen Meeres heran und mit ihrer Hilfe werden wir aus diesem hundertjährigen Dilemma ein wenig eher herauskommen.

Selbst die Amerikaner haben ein halbes Jahrhundert gebraucht, um zu Dem zu gelangen, was von Vollkommenheit in der Kunst immer noch weit entfernt ist; aber unbelästigt durch den Alp der Besteuerung, haben sie sich die Fische im Meere angesehen und einige Ideen aus dem Mechanismus der Natur geschöpft. Daher ihre gegenwärtige Ueberlegenheit.

Nun wird man besser verstehen, was ich meine, wenn ich behaupte, daß die Staatswissenschaft das wichtigste Studium ist, welches die Geister der Menschen beschäftigen kann.

SIEBENUNDFÜNFZIGSTES KAPITEL. EIN SEHR GROSSES
HINDERNISS.

Das gute Schiff Inca war daher, wie die meisten andern, nach Angabe des Kaufmanns gebaut hatte. Es hatte eine Brust wie eine Taube, und war so ausgebaucht, daß, wenn man von dem Boden des Raumes aufblickte, die Seiten sich gegen einander zu krümmen und oben zusammenzustoßen schienen wie ein Dach.

Ich wußte, daß dies die Form des Inca war, denn es war damals die allgemeine Forder Kauffahrteischiffe, und ich war daran gewöhnt, Schiffe aller Art, die in unserer Bai einliefen, zu beobachten.

Ich habe gesagt, daß ich, während ich mit meinem Messer durch die Ritzen des Deckels etwas Weiches fühlte, was ich für einen Ballen Leinwand hielt; aber ich hatte auch bemerkt, daß es sich nicht über den ganzen Deckel erstreckte.

Im Gegentheile war ungefähr ein Fuß Länge am Ende – an dem, welches an die Balken des Schiffes anstieß – wo ich Nichts fühlen konnte. Es waren zwei Ritzen da, und ich war durch jede mit meinem Messer gefahren, ohne irgend eine Substanz, weder eine harte noch eine weiche, zu berühren.

Deßhalb schloß ich, daß hier gar Nichts sei, und daß ungefähr ein Fuß Raum hinter dem Leinwandballen leer sein müsse.

Dies ließ sich leicht erklären. Der auf den beiden großen Tuchkisten stehende Ballen befand sich in der Höhe, wo die Wand des Schiffes sich einwärts zu krümmen begann, und da das obere Ende mit den höhern Balken in Berührung kam, so mußte der untere Winkel augenscheinlich ungefähr einen Fuß weit davon entfernt sein, so daß dadurch ein dreieckiger, vollkommen leerer Raum entstand, der bloß groß genug war, um kleine Waarenpackete aufzunehmen.

Danach folgerte ich, daß, wenn ich senkrecht weiter arbeitete, ich bald in Berührung mit den Seitenbalken des Schiffes kommen müßte, die sich bis Höhe des Deckes fortwährend einwärtskrümmten, und daß ich auf viele Hindernisse stoßen würde, namentlich kleine Colli, mit denen sich, wie ich wußte, nicht so leicht fertig werden ließ wie mit großen Ballen und Kisten.

Aus diesem Grunde, aber noch mehr aus dem andern, bereits angedeuteten, kam ich zu dem Entschlusse, meine nächste Bewegung in horizontaler Richtung auszuführen.

Man wird sich vielleicht wundern, daß ich mir so viel Mühe genommen hatte, diesen Punkt zu erörtern; wenn man daher die Zeit und Mühe bedenkt, welche erforderlich ist, um die Kiste, und dann die daran stoßende der nächsten zu durchschneiden, mit Einem Worte, eine Station vorwärts zu kommen, wenn man bedenkt, daß dazu ein *ganzer Tag* nöthig war, dann wird man einsehen, wie wichtig es war, nicht vorschnell zu handeln, sondern in der rechten Richtung zu Werk zu gehen.

Dennoch brauchte ich nicht ganz so lange Zeit, um über die Wahl der Richtung mit mir einig zu werden, als ich hier gebraucht habe, um meine Gedanken darüber mitzutheilen.

Es bedurfte für mich nur weniger Minuten um meinen Entschluß zu fassen, aber ich freuete mich sehr, wieder auf meinen Beinen stehen zu können, daß ich beinahe eine halbe Stunde lang stehen blieb.

Als ich auf diese Weise hinreichend ausgeruhet hatte, steckte ich meine Arme in die obere Kiste, hob ich mich hinauf, und schickte mich an, meine Arbeit weiter fortzusetzen.

Ein Freudenschauer durchrieselte mich, als ich mich in dieser obern Kiste befand. Nun war ich in der zweiten Etage der Colli und mehr als sechs von dem Boden des Raumes entfernt. Ich war volle drei Fuß höher als ich bis jetzt gewesen – drei Fuß näher dem Deck, dem Himmel – meinen Mitmenschen – der Freiheit!

Als ich das Ende der Kiste, durch welche ich eine Oeffnung zu machen gedachte, genau untersuchte, war ich ferner erfreut, zu finden, daß dieser Theil meiner Arbeit nicht schwierig sein würde. Ein Bret war schon locker; diese Lockerheit war dadurch herbeigeführt worden, daß ich das große Stück am Boden herausgezogen hatte.

Ueberdies sagte mir die Klinge meines Messers, daß der Gegenstand, der jenseits war, nicht dicht an der Kiste stand, sondern mehrere Zoll weit davon entfernt war. Ich konnte ihn bloß eben noch mit der Spitze meines Messeres erreichen.

Dies war ein offenkundiger Vortheil. Durch einen kräftigen Stoß oder Schlag konnte ich das Bret nach außen absprengeu und es dann auf der einen oder andern Seite zwischen den beiden Kisten aus dem Wege schaffen.

Dies gelang mir endlich auch. Nachdem mich zu diesem Zwecke gestiefelt, legte ich mich zurück und begann dann, mit meinen Absätzen einen Wirbel zu schlagen.

Nach kurzer Zeit hörte ich, wie die Reifen und Nägel mit dem gewöhnlichen eigenthümlichen Geräusche nachgaben, und nach noch einigen Stößen flog das Bret hinaus und fiel zwischen den beiden Kisten hinunter, so daß ich es gar nicht wieder erreichen konnte.

Schnell fuhr ich nun mit den Händen durch die auf diese Weise gemachte Oeffnung um zu ermitteln, was für ein Artikel nun an der Reihe wäre.

Obschon aber eine breite rauhe Bretfläche fühlte, so war ich doch nicht im Stande, zu erforschen, was für eine Art Collo es wäre.

Ich schlug noch ein Bret von dem Ende der Tuchkiste ab, und dann ein drittes – weiter war keins auf dieser Seite – so daß ich nun das ganz Ende offen vor mir hatte.

Dies gab mir eine sehr gute Gelegenheit, meine Forschungen weiter fortzusetzen, und ich that dies. Zu meiner Ueberraschung fand ich, daß die breite rauhe Bretfläche sich nach jeder Richtung hin erstreckte als ich reichen konnte. Sie stieg senkrecht empor wie eine Mauer, und bedeckte nicht das ganze Ende der Tuchkiste, sondern erstreckte sich auch darüber hinaus, aufwärts und nach beiden Seiten; wie weit, konnte ich nicht sagen,

aber so weit, daß, nachdem ich meine Arme bis an die Ellnbogen ausgestreckt, ich doch weder Rand noch Ecke fühlen konnte.

Diese Kiste war also von einer ganz andern Größe und Form als die, auf welche ich bis jetzt gestoßen; was für eine Art Güter sie aber enthielt, davon hatte ich nicht die mindeste Idee.

Tuch war es wahrscheinlich nicht, denn sonst würde sie den andern Kisten geglichen haben; auch nicht Leinwand – und lag etwas Angenehmes darin, zu wissen, daß es solche nicht sein könne.

Um zu ermitteln, was es wirklich war, fuhr ich mit meiner Klinge durch die Ritzen des rohen Bretes. Ich fühlte Etwas wie Papier, aber ich konnte bemerken, daß dies bloß eine äußere Hülle war, denn unmittelbar darunter befand sich eine harte Substanz, welche der Spitze meiner Klinge widerstand und fast so hart und glatt war wie Marmor.

Dadurch, daß ich das Messer schärfer hineindrückte, fühlte ich jedoch, daß kein Stein, sondern Holz war, eine Art, die sehr hart war und auf der Oberfläche glatt polirt zu sein schien.

Als ich plötzlich dagegen schlug, gab es einen seltsamen Widerhall, eine Art Dröhnen oder Summen, aber dennoch konnte ich mir nicht denken, was es wäre.

Es gab weiter keinen Ausweg als in die Kiste hineinzuschneiden, und dann lernte ich vielleicht den Inhalt besser kennen.

Ich befolgte eine Methode, die ich schon versucht. Ich wählte eins der Breter, aus welchen die große Kiste gefertigt war, und schnitt mit dem meinem Messer quer über die Mitte. Es war beinahe zwölf Zoll breit, und diese Arbeit beschäftigte mich viele lange Stunden. Mein Messer war ungemein stumpf geworden, und dies erhöhte die Schwierigkeit meiner Aufgabe.

Endlich war ich mit dem Durchschneiden fertig, legte das Messer bei Seite und bog nun das Ende des durchschnittenen Bretes nach außen.

Da der Raum zwischen den beiden Kisten gab mir Platz genug, um das Bret auf und abwärts zu bewegen, bis endlich die Nägel am Ende heraus gedreht wurden und das Bret zu den andern hinabfiel.

Die zweite Hälfte ward auf ähnliche Weise entfernt, und ich hatte nun in die große Kiste eine Oeffnung gemacht, die breit genug war, um mich in den Stand zu setzen, den Inhalt zu untersuchen.

Es waren Bogen Papier über die Fläche von etwas Hartem und Glattem gebreitet.

Diese Papierbogen zog ich heraus, legte die Oberfläche bloß und fuhr dann mit den Fingern darauf hin.

Ich bemerkte, daß es eine Art Holz war, aber so polirt, daß es glatt war wie Glas. Es fühlte sich gerade so an wie die Fläche eines Mahagonytisches, und ich hätte es auch für einen solchen halten können; als ich aber mit den Knöcheln daran schlug, ließ sich wieder der hohle, dröhnende Schall hören, den ich schon bemerkt. Als ich mit noch größerer Heftigkeit daran schlug, konnte ich ein

längeres musikalisches Vibriren hören, welches mich an eine Aeolsharfe erinnerte.

Nun wußte ich, was für ein umfangreicher Gegenstand es war. Es war ein *Pianoforte*. Ich hatte ein Aehnliches gesehen. Es stand eins in der Ecke unseres kleinen Wohnzimmers und meine Mutter spielte oft sehr schön darauf.

Ja, der Gegenstand, dessen breite glatte Fläche mir jetzt den Weg versperrte, war Nichts mehr und Nichts weniger als ein Piano.

ACHTUNDFÜNFZIGSTES KAPITEL. DAS UMGEHEN DES PIANOFORTES.

Mit sehr unangenehmen Empfindungen gelangte ich zu dieser Kenntniß. Das Piano war ohne Zweifel ein schwieriges Hinderniß, wo nicht eine vollständige Schranke für mein weiteres Vordringen in dieser Richtung. Augenscheinlich war es eins von der größten Gattung, weit größer als das, welches, wie ich mich erinnerte, in dem Wohnzimmer meiner Mutter gestanden hatte.

Die obere Seite oder der Deckel war mir zugekehrt, denn es stand auf der hohen Kante, und der Widerhall, der auf meine Schläge daran zurückgegeben ward, sagte mir, daß dieser Deckel ein Stück Mahagony von einem Zoll oder darüber an Stärke sei.

Ueberdies schien er auch aus einem einzigen massiven Bret zu bestehen, denn ich konnte auf der ganzen Fläche keinen Sprung und keine Fuge fühlen, und um durch

dieses Bret hindurchzukommen, hätte daher durch bloßes Schaben und Schneiden ein Loch gemacht werden müssen.

Mit einem solchen Werkzeuge, wie ich führte, ein Loch zu machen, welches groß genug für mich gewesen wäre, um hindurchkriechen zu können, wäre selbst bei gewöhnlichem weichen Holze eine Aufgabe von nicht geringer Größe gewesen, aber durch ein massives Mahagonybret, welches durch die Politur doppelt gehärtet worden, war die Aufgabe eine weit furchtbarere.

Und überdies, selbst wenn mir dies gelang – selbst wenn ich den Deckel durchschnitt – was, obschon eine harte und langweilige Arbeit, doch keineswegs unmöglich war, was war dann gewonnen? Dann mußte ja noch das ganze innere Werk herausgenommen werden.

Ich verstand wenig von der Einrichtung des Innern. Ich erinnerte mich blos, eine Menge Stücken schwarzen und weißen Elfenbeins und eine ungemein große Anzahl starker Drahtsaiten bemerkt zu haben. Auch Querhölzer waren darin und Leisten, die der Länge nach oder aufrecht angebracht waren, und dann die Züge, die gewiß alle sehr schwer loszumachen waren.

Jenseits dieser kam wieder ein Boden von hartem Mahagony, abgesehen von der Kiste auf der andern Seite, und durch diese würde wieder eine Oeffnung zu machen gewesen sein, damit ich hinauskriechen konnte.

Außerdem aber stierten mir noch andere Schwierigkeiten entgegen. Selbst wenn es mir gelang, das Werk locker zu machen und herauszuziehen, und es hinter mir

aus dem Wege zu schaffen, fand ich dann wohl in dem Gehäuse des Instrumentes Raum genug, um die entgegengesetzte Seite und auch die Kiste zu durchschneiden, und noch mehr, mir den Eingang in die auf der andern Seite stehenden Kisten zu bahnen?

Dies war ein zweifelhafter Punkt, obschon nicht *sehr* zweifelhaft.

Ich war vielmehr nur zu fest überzeugt, daß ich damit nicht zu Stande kommen würde.

Dennoch aber konnte ich aufwärts arbeiten, sobald ich einmal das Gehäuse geräumt hatte. Dieses Ausräumen des Gehäuses war aber an und für sich der zweifelhafteste Punkt, denn ich fürchtete, daß ich dies gar nicht ausführen könnte.

Die Schwierigkeit dieses Unternehmens erfüllte mich mit förmlichem Entsetzen, und je mehr ich darüber nachdachte, desto weniger Neigung fühlte ich, es zu versuchen.

Nachdem ich die Sache nach allen Richtungen erwogen, gab ich sie ganz auf, und anstatt eine Bresche durch die große Mahagonywand zu machen zu versuchen, beschloß ich vielmehr, sie zu umgehen.

Es war mir sehr ärgerlich, daß ich zu diesem Entschlusse gezwungen war, um so mehr, als ich einen halben Tag Arbeit mit dem Durchbrechen des äußeren Gehäuses verloren hatte, und alles Dies, eben so wie das Oeffnen der Tuchkiste, zählte nun für Nichts.

Alles half aber ein Mal Nichts weiter. Ich hatte keine Zeit zu langem Bedauern, und begann wie ein Feldherr,

der eine Belagerung leitet, eine frische Recognoscirung des Terrains vorzunehmen, um zu entdecken, welcher Weg der beste wäre, um die Festung auf der Flanke zu umgehen.

Ich glaubte immer noch, es sei ein Ballen Leinwand, der oben darauf läge, und dies hielt mich ab, an das Aufwärtsarbeiten zu denken.

Meine Aufmerksamkeit ward deßhalb blos nach der rechten und linken Seite gelenkt.

Ich wußte, daß ich, wenn ich meinen Tunnel nach einer oder der andern Seite weiter fortsetzte, Nichts dabei gewinnen würde.

Ich kam dadurch dem gewünschten Ziele um keinen Zoll näher, und selbst, wenn ich nach einer oder der andern Richtung hin eine neue Station machte, so war ich deßwegen doch immer noch in der zweiten Etage.

Dies war sehr entmuthigend – noch mehr Verlust an Arbeit und Zeit – aber ich fürchtete den schrecklichen Leinwandballen gar so sehr.

Einen Vortheil hatte ich dadurch gewonnen, daß ich das ganze Ende der Tuchkiste hinausgeschlagen. Ich habe schon gesagt, daß ein Raum von mehreren Zollen zwischen dieser und dem großen Sarge sich befand, der das Piano enthielt.

In diesen Raum, konnte ich meinen Arm bis über den Ellnbogen hineinstecken und etwas in Bezug auf die Beschaffenheit der Güter ermitteln, die sich rechts und links vor mir befanden.

Ich that es, ich konnte bemerken, daß auf jeder Seite eine Kiste stand, die beide, so viel ich errathen konnte, große Aehnlichkeit mit der hatten, in welcher ich stand – das heißt, beide waren Tuchkisten.

Dies war ganz gut. Ich hatte mir jetzt im Aufbrechen dieser Kisten und im Beseitigen ihres Inhalts eine solche Uebung angeeignet, daß ich es als eine Kleinigkeit betrachtete, und ich hätte Nichts mehr gewünscht, als daß die ganze Ladung aus den Gütern bestanden hätte, wegen welcher der Westen Englands schon seit so langer Zeit berühmt ist.

Während ich an den Wänden dieser Kisten entlang tastete, fiel mir ein, meine Hand aufwärts zu bewegen und zu ermitteln, wie weit der Leinwandballen über die leere Tuchkiste hervorragte.

Zu meinem Erstaunen ragte er gar nicht empor! Ich sage, zu meinem Erstaunen, denn die Ballen, die ich schon untersucht, waren fast ganz genau von derselben Größe wie die Tuchkiste, und da an dieser gegen das innere Ende der Kiste ein ganzer Fuß fehlte, so schloß ich daraus, daß sie an dem andern Ende um so viel länger sein würde.

Dies war aber nicht der Fall, sie ragte nicht um einen Zoll darüber hinaus, und deßhalb, dachte ich, müßte es ein kleineres Collo sein als die andern.

Während ich so nachdachte, kam ich auf den Gedanken, den Ballen genauer zu untersuchen. Ich that dies sowohl mit meinen Fingern als mit der Klinge meines Messers, und war angenehm überrascht, zu finden, daß es

gar kein Ballen war, sondern eine hölzerne Kiste. Sie war über und über mit einer weichen, dicken Substanz bedeckt – einem Stück Binsenmatte – und dies hatte mich zu jenem Irrthume bewogen.

Die Möglichkeit, meinen Tunnel in senkrechter Richtung weiter zu treiben, war nun offenkundig. Die Binsenmatte konnte ich mit leichter Mühe herunterschneiden und mit der Kiste dann verfahren, wie ich mit den andern verfahren war.

Natürlich dachte ich nun nicht länger daran, den Umweg nach rechts oder links zu machen, sondern änderte meine Absicht sofort, und beschloß, *aufwärts* zu arbeiten.

Ich brauche kaum zu schildern, wie ich in diese mit der Matte bedeckte Kiste hineinkam. Es genüge, zu sagen, daß ich damit begann, eins der Deckelbreter der leeren Tuchkiste zu durchschneiden und es dann abwärts zu ziehen, bis ich es herausriß.

Der offene Raum an der Schiffswand erwies sich mir als ein Vorthail, während ich den Querschnitt machte, denn er erlaubte mir, meine Klinge ungehindert durch die Planke zu führen.

Nachdem es mir mit *einem* Brete gelungen, war ich im Stande, ein zweites, ohne erst zu schneiden, abzulösen, und dies gab mir Raum genug, an dem Boden der bedeckten Kiste zu arbeiten.

Durch Schneiden und Reißen beseitigte ich die Binsen sehr bald und dann fühlte ich das Holz, und bemerkte, daß die Kiste, wie die andern, von gewöhnlichem weichen Holze war.

Ich ruhete nur einen Augenblick aus, ehe ich den Angriff darauf begann. Da sie zwölf Zoll von der Schiffswand entfernt stand, so war eine ihrer Ecken für mich vollkommen erreichbar, und indem ich mit der Hand darüberfuhr, konnte ich die Köpfe der Nägel fühlen, die weder zahlreich, noch sehr fest eingeschlagen zu sein schienen.

Dies war mir angenehm zu bemerken, und noch mehr freuete ich mich, zu finden, daß keine Reifen daran waren. Vielleicht gelang es mir, eins der Breter loszureißen, und dies ersparte mir die lange, ermüdende Aufgabe, es in der Quere zu durchschneiden.

Für den Augenblick schien dies ein glücklicher Umstand zu sein, und ich wünschte mir Glück dazu.

Leider aber war es die Ursache eines schweren Unglücks, welches mich in fünf Minuten wieder in die tiefste Verzweiflung stürzte.

Ein halbes Dutzend Worte werden die Sache erklären.

Ich hatte die Klinge meines Messers unter das Bret geschoben, und versuchte, ob es locker wäre. Nicht, als ob ich geglaubt hätte, es auf diese Weise lossprengen zu können, sondern vielmehr um zu ermitteln, welcher Widerstand da sei, um mich dann nach einem geeigneteren Hebel umzusehen.

Zu meinem Unglücke drückte ich ein wenig zu sehr auf den Stahl, denn ein kurzes scharfes Knicken, welches mich aber mehr erschreckte als ein Schuß gethan haben würde, verkündete mir, daß *die Klinge gesprungen war!*

NEUNUNDFÜNFZIGSTES KAPITEL. DIE ZERSPRUNGENE
KLINGE.

Ja, die Klinge war durchgebrochen und blieb zwischen dem Holze stecken.

Das Heft behielt ich in der Hand, und als ich mit dem Daumen über das obere Ende fuhr, bemerkte ich, daß sie dicht am Ende der Feder abgesprungen war, so daß nicht einmal der zehnte Theil eines Zolles davon in dem Hefte zurückblieb.

Den Kummer, welchen dieser Unfall mir verursachte, kann ich nicht beschreiben. Ich erkannte ihn sofort als ein Unglück der schwersten Art, was konnte ich ohne das Messer thun?

Ohne das Messer war ich so zu sagen unbewaffnet und hilflos. Ich konnte mit meinem Tunnel nun nicht weiter, ich mußte das Unternehmen, auf welches ich so große Hoffnungen gebaut, aufgebaut, aufgeben, mit anderen Worten, ich mußte mich in das furchtbare Schicksal ergeben, welches mir nun abermals in's Gesicht stierte.

Es lag etwas Grauenhaftes in dieser Umwandlung meiner Gemüthsstimmung. Sie war außerordentlich peinlich.

Eben die Plötzlichkeit der Veränderung machte den Schlag um so härter.

Nur einen Augenblick vorher war ich erfüllt von Vertrauen, denn mein Unternehmen gewann guten Fortgang und der theilweise Erfolg ermuthigte mich zu weiteren

Anstrengungen. Dieses unerwartete Unglück aber unterbrach Alles und schleuderte mich wieder zurück in den schwarzen Abgrund der Verzweiflung.

Eine lange Weile blieb ich schwankend und unentschlossen. Ich konnte mich nicht entschließen, Etwas zu thun. Was konnte ich auch thun? Meine Arbeit konnte ich doch nicht fortsetzen, denn ich hatte ja kein Werkzeug, womit ich hätte arbeiten können.

Meine Gedanken schienen sich zu verwirren. Mehrmals fuhr ich mit meinem Daumen das Heft meines Messers entlang, bis er auf dem kurzen Stumpfe der abgebrochenen Klinge ruhte, oder vielmehr auf dem Halse, denn die Klinge war vollständig fort.

Ich that dies auf gewissermaßen mechanische Weise, um mich zu überzeugen, daß sie wirklich abgebrochen sei, denn das Unglück war ein so plötzliches gewesen, daß ich kaum an die Wirklichkeit desselben glauben konnte.

Es hatte in der That meine Sinne ganz verwirrt und in diesem Zustande blieben sie mehrere Minuten.

Als der erste Schreck vorüber war, kehrte jedoch meine Selbstbeherrschung langsam und allmählig zurück. Von der traurigen Wirklichkeit endlich überzeugt und das Schlimmste kennend, begann ich zu überlegen, ob nicht vielleicht sich noch der zerbrochenen Waffe anfangen ließe.

Die Worte eines großen Dichters, die ich in der Schule gehört: »Der Mensch thut immer noch besser, wenn er

sich seiner zerbrochenen Waffen bedient, als seiner bloßen Hände,« fiel mir ein, eine Mahnung, die in diesem wahren Ausspruche lag, verfehlte auch auf mich ihre Wirkung nicht.

Das Heft hielt ich in meiner Hand, die Klinge aber stak noch in der Ecke der Kiste, wo sie abgebrochen war.

Ich zog sie heraus und fuhr mit dem Finger darüber hinweg. Sie war noch ganz und so viel von der Klinge wie vorher, aber welchen Gebrauch konnte ich davon machen, wenn, sie nicht mit dem Hefte ein Ganzes bildete?

Ich faßte sie an dem dicken Ende und versuchte, ob ich noch damit schneiden könnte.

Es gereichte mir zu einer gewissen Befriedigung, zu finden, daß ich dies wirklich noch konnte, – ein wenig. Die Klinge war eine ziemlich lange und dies war ein Glücksumstand. Dadurch, daß ich um das dicke Ende einen Lumpen wickelte, konnte ich sie immer noch nutzbar machen, obschon natürlich das Schneiden damit eine langsame und mühsame Operation sein mußte.

Vom Wiedereinsetzen der Klinge in das Heft konnte keine Rede sein. Allerdings dachte ich Anfangs daran, aber ich stieß bald auf eine Schwierigkeit, die nicht zu überwinden war, und diese war die Beseitigung der Feder.

Hätte ich diese aus dem Wege schaffen können, so würde das Heft mir immer noch als Griff gedient haben. Ich hätte mit leichter Mühe das abgebrochene Ende der Klinge zwischen die Schaalen stecken und, da ich vollauf guten Bindfaden hatte, festbinden können. Ich hatte aber

Nichts, womit ich die Niete hätte herausziehen können, und die Feder widerstand allen meinen Bemühungen, sie loszumachen.

Das Heft war mir daher von keinem größeren Nutzen als ein gewöhnliches Stück Holz, ja nicht einmal so viel, denn eben fiel mir ein, daß ein Stück Holz meinem Zwecke viel besser entsprochen haben würde. Aus einem passenden Stücke Holz konnte ich mir eine Art Griff machen, welcher dazu diente, die Klinge festzuhalten, so daß ich immer noch damit schneiden konnte.

Die Ermuthigung, welche dieser Gedanke mir gab, rüttelte mich sofort wieder zu neuer Thätigkeit auf und ich begann nachzudenken, wie ich zu der zerbrochenen Klinge ein neues Heft machen konnte.

Die Nothwendigkeit schärfte meine Erfindungsgabe. Es dauerte nicht lange, so hatte ich mir die geeignete Methode ausgedacht, und eben so kurze Zeit brauchte ich zur Ausführung derselben, denn ehe noch eine Stunde verging, hatte ich ein Messer mit einem vollständigen Griffe in der Hand.

Es war allerdings nur ein plumper, aber ich war überzeugt, daß er meinem Zwecke beinahe eben so gut entsprechen würde als der, welchen ich verloren, und dieser Glaube gab mir mein Vertrauen und meine Heiterkeit zurück.

Das neue Heft hatte ich auf folgende Weise gefertigt.

Nachdem ich mir ein Stück Holz von einem der dicken Breter verschafft, schnitzte ich es zu der geeigneten Form

und Größe. Dies konnte ich mit der Klinge thun, die, ob schon ohne Griff, doch zu einer leichten Arbeit wie diese ganz gut diente. Hierauf machte ich in das obere Ende des Holzes eine Spalte von zwei Zoll Länge und in diese Spalte schob ich das zerbrochene Ende der Klinge.

Mein nächster Gedanke war, sie nun fest mit einer Schnur zu umwickeln, aber ich bemerkte sofort, daß dies nicht gehen würde.

Die Schnur wäre durch den Druck der Klinge gedehnt und diese dann bald locker geworden.

Wenn die scharfe Seite der Klinge, während sie rückwärts und vorwärts bewegt ward, den Bindfaden nur berührte, so zerschnitt sie ihn augenblicklich und dann fiel die Klinge heraus, vielleicht unter die Kisten hinein und ging verloren.

Ein solcher Unfall wäre für meine Aussichten sehr verhängnißvoll gewesen und ich durfte es womöglich nicht darauf ankommen lassen.

Was konnte ich aber finden, was die Klinge auf sicherere Weise in der Spalte befestigt hätte?

Hätte ich ein paar Ellen Draht bekommen können, so wäre mir geholfen gewesen, aber es gab keinen Draht in meiner Nähe.

»Wie?« dachte ich, »keinen Draht in meiner Nähe? Ist nicht das Piano da? Hat es nicht Saiten? Und sind diese nicht Draht?«

Abermals ward das Piano der Gegenstand meiner Aufmerksamkeit, und wenn ich in diesem Augenblicke in das

Innere desselben hätte gelangen können, so würde ich es ganz gewiß einer seiner Saiten beraubt haben.

Aber wie sollte dazu gelangen? Dies war eine Schwierigkeit, an die nicht gedacht hatte, die sich mir aber schon im nächsten Augenblicke drängte.

Natürlich, mit meinem Messer in seinem gegenwärtigen Zustande mir den Weg in das Piano zu bahnen, wäre eine reine Unmöglichkeit gewesen, und ich sah mich genöthigt, den Gedanken aufzugeben.

Gleichzeitig aber fiel mir ein anderes Auskunftsmittel ein; ich dachte an die eisernen Reifen, von welchen eine Menge in meiner Nähe lagen. Ein Stück von diesen mußte meinem Zwecke eben so gut entsprechen als Draht.

Es war dünn und biegsam, und wenn ich es ein paar Mal am Halse der Klinge um das Heft wand, so ward die letztere dadurch bewunderungswürdig gut an ihrer Stelle festgehalten und konnte dann weder rückwärts noch vorwärts rutschen. Eine fest um das Ganze gewundene Schnur hinderte dann den Reifen, locker zu werden, und auf diese Weise bekam ich einen vollständigen Griff.

Gedacht, gethan.

Das Stück Reifen ward sofort gesucht und gefunden. Es ward sauber um den Hals der Klinge und des Heftes gewunden und nachdem ich es mit starker Schnur festgebunden, fand ich mich abermals im Besitze des Messers.

Die Klinge war natürlich viel kürzer als vorher, aber ich glaubte, sie würde immer noch lang genug sein, um durch die dicken Breter zu schneiden, auf die ich stoßen konnte, und mit diesem Glauben gab ich mich zufrieden.

Die verschiedenen Operationen, die ich so eben auseinander gesetzt, mußten mich wenigstens zwanzig Stunden beschäftigt haben. Ich war erschöpft und müde und würde noch viel früher Ruhe gesucht haben, aber nach dem Zerbrechen der Klinge konnte ich an keine Ruhe denken.

Es würde mir auch Nichts genützt haben, einschlafen zu wollen, denn mein Unglück würde mich wach gehalten haben.

Das neue Messer hatte jedoch mein Vertrauen wieder hergestellt und ich konnte nun nicht länger dem Wunsche widerstehen, der Ruhe zu genießen, deren ich an Geist und Körper so sehr bedurfte.

Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß der Hunger mich zwang, abermals zu meiner elenden Speisekammer Zuflucht zu nehmen; aber so seltsam es auch dem Leser scheinen mag, ja so seltsam es mir jetzt selbst erscheint, – meine Kost machte mir keinerlei Beschwerde, sondern ich verzehrte im Gegentheile mein Rattensouper mit so viel Appetit und Lust, wie mir dies jetzt vielleicht mit dem ausgewähltesten Gerichte kaum möglich wäre.

SECHSZIGSTES KAPITEL. EIN DREIECKIGES GEMACH.

Ich verbrachte die Nacht, oder ich sollte vielmehr sagen, die Stunden der Ruhe in meinem alten Zimmer hinter dem Wasserfasse.

Ob es Tag oder Nacht war, wußte ich nicht mehr, kümmerte mich auch nicht darum.

Bei der gegenwärtigen Gelegenheit schlief ich gut und erwachte erfrischt und gestärkt. Meine neue Kost trug ohne Zweifel zu dieser Wirkung bei; denn wie widerlich sie auch meinem leckeren Gaumen sein mochte, so war sie doch für einen ausgehungerten Magen ganz gut.

Ich frühstückte sofort nach dem Erwachen und dann kroch ich wieder zurück in meine Gallerie und stieg in die leere Kiste, wo ich schon beinahe einen ganzen Tag und eine ganze Nacht zugebracht hatte.

Als ich wieder in denselben Platz hineinkletterte, konnte ich nicht umhin zu bedenken, wie wenig ich während der letzten vierundzwanzig Stunden vorwärts gekommen war; dennoch flößte ein geheimer Gedanke mir die Hoffnung ein, daß ich bei dieser Gelegenheit glücklicher sein würde.

Meine Absicht war, das Werk, welches durch das Zerbrechen meines Messers unterbrochen fortzusetzen.

Ehe dieser Unfall mich betraf, hatte ich bemerkt, daß das Bret nicht sehr fest angenagelt war. Mit einem geeigneten Werkzeuge konnte es ziemlich leicht losgesprengt werden, ich glaubte, ein tüchtiges Stück Holz würde dazu hinreichend sein.

Ich hütete mich jetzt sorgfältig, mit der Klinge meines Messers wieder allzuvoreilige Experimente zu machen. Ich schätzte den Werth dieser kostbaren Waffe jetzt höher als je, denn ich war vollkommen überzeugt, daß ich von ihrem Aushalten abhing.

»Wenn ich nur ein Stück hartes Holz hätte!« dachte ich.

Ich besann mich, daß ich, als ich mir den Eingang in das Branntweinfäß gebahnt, große Stücke von den eichenen Dauben heruntergeschnitten hatte. Vielleicht verrichtete eines von diesen den Dienst?

Mit diesem Gedanken eilte ich nach dem kleinen Gemache zurück, wo sie, wie ich wußte, lagen.

Nachdem ich einige Stücken Tuch weggenommen; sie, und nachdem ich unter den Spänen herumgetastet, setzte ich mich in den Besitz eines Stückes, welches schien, als ob meinem Zwecke entsprechen würde.

Nach der Kiste zurückgekehrt, schnitzte ich sogar ein kleines Brecheisen, wenn man ein Holz so nennen kann, indem ich ihm mit meinem Messer ein beilförmiges Ende gab. Das dünne Ende schob ich dann unter die Planke und trieb es so weit hinein als ich konnte, indem ich mit einem schweren Bretstücke darauf schlug.

Bald saß es, dann faßte ich es am Ende, that damit einen Ruck abwärts und hatte die Freude, die Nägel krachen zu hören, als sie aus dem Holze herausgezwängt wurden.

Nun nahmen meine Finger die Stelle des kleinen Hebels ein und das Bret ward aus dem Boden der Kiste herausgewunden.

Das zunächst daranstoßende ließ sich noch leichter losmachen, und die beiden letzten ließen mir eine Oeffnung, die groß genug war, um den Inhalt herauszuschaffen, mochte er bestehen worin er wollte.

Es waren längliche Packete, wie Stücken Tuch oder Leinwand geformt, aber sie waren leichter und fühlten sich elastischer an als eines von beiden.

Noch mehr, sie konnten leicht werden und ohne daß es möglich war, sie von ihrer Hülle zu befreien.

Ich war nicht neugierig, zu wissen, worin sie eigentlich bestanden, denn daß sie nichts Eßbares waren, wußte ich, und vielleicht wüßte ich es auf den heutigen Tag noch nicht, wenn ich nicht beim Herausziehen eines, welches fester eingekeilt war als die übrigen, die Hülle abgerissen hätte, und als ich mit den Fingern zwischen den Falten des weichen, leichten Stoffes hinfuhr, errieth ich an der glatten, seidenen Fläche, daß ich es mit dem feinsten Sammet zu thun hatte.

Die Kiste war bald ausgeräumt und sorgfältig in dem bequemsten Raum hinter mir aufgespeichert, und nun stieg ich mit freudigem Herzen in den freigemachten Raum hinein. Wieder der Freiheit um eine Station näher!

Ich hatte nicht ganz zwei Stunden gebraucht, um diesen großen Fortschritt zu machen. Ein solcher Erfolg bedeutete noch ferneres Glück. Der Tag fing sich gut an und ich beschloß, keine Minute Zeit zu versäumen, da das Schicksal mir einmal so günstig zu sein schien.

Nachdem ich hinunter gegangen war, um mich durch einen tüchtigen Trunk Wasser zu erfrischen, kehrte ich nach dem ehemaligen Sammtbehältnisse zurück und begann nun eine neue Reihe von Nachforschungen.

Wie bei der Tuchkiste sah ich, daß das Ende dieser, welches ebenfalls an das Pianoforte stieß, leicht hinausgestoßen werden konnte, und ohne erst weiter nachzusehen, machte ich wieder von meinem Absatze Gebrauch und begann meinen alten Wirbel zu schlagen.

Diesmal kam ich nicht so schnell zu Ende. Es fehlte mir an Raum, denn die Sammetkiste war viel kleiner als die, welche das Tuch enthielt, aber endlich erreichte ich meinen Zweck doch und die Breter flogen hinaus, eines nach dem andern, und fielen in die Zwischenräume zwischen den Kisten und Ballen hinab.

Ich richtete mich nun auf meine Kniee empor und bog mich vorwärts über, um eine neue Recognoscirung anzustellen.

Ich erwartete oder fürchtete vielmehr, die große mauernähnliche Pianokiste den ganzen Raum, den ich geöffnet, schließen zu sehen.

Die kolossale Kiste stand auch allerdings da, denn ich legte sofort die Hand darauf, aber ich konnte kaum einen Freudenschrei unterdrücken, als ich fand, daß sie sich kaum quer über die Hälfte der Oeffnung erstreckte.

Was mich noch ferner erfreute, war der Umstand, daß ich, indem ich um den Rand herumtastete, bemerkte, daß der Oeffnung in dem Theile, in welchen die Pianokiste sich nicht erstreckte, gegenüber ein großer Raum gänzlich leer war, ein Raum, der fast groß genug war, um noch eine Kiste Sammet in sich zu fassen.

Dies war eine sehr freudige Ueberraschung und ich gewahrte sofort den Vortheil, der mir daraus erwuchs. Ich

fand auf diese Weise einen Theil meine Tunnels schon fertig.

Als den Arm über das Ende der Kiste hinaus und aufwärts streckte, lernte ich eine neue Freude kennen.

Ich bemerkte nämlich, daß der leere Raum zehn bis zwölf Zoll höher reichte als das obere Ende der Kiste, das heißt bis an das obere Ende der Pianokiste selbst.

In derselben Distanz reichte er auch nach unten bis auf den Platz hinab, wo meine Kniee ruheten. Hier bemerkte ich, daß er in einem scharfen Winkel ausging, denn hatte schon wahrgenommen, daß dieses kleine Gemach nicht von *viereckiger* Form war, sondern von der Form eines Dreiecks, dessen Spitze nach unten gekehrt war.

Die Ursache hiervon war die eigenthümliche Construction der Pianokiste, welche einem großen Parallelepipetum glich, von welchem die eine Ecke weggesägt worden.

Sie stand auf ihrem breiteren Ende, und an der Stelle, wo jene Ecke hätte sein sollen, war eben der Raum frei.

Aller Wahrscheinlichkeit nach machte die dreieckige Form dieses Raumes ihn unpassend zur Aufnahme irgend eines anderen Waarencollo und deßhalb war er frei geblieben.

»Um so besser für mich,« dachte ich, während ich meine Arme ausstreckte und mich darüber hinunterbog, in der Absicht, den Raum noch genauer zu erforschen.

EINUNDSECHSZIGSTES KAPITEL. EINE
HUTMACHER-KISTE.

Diese Aufgabe beschäftigte mich nicht lange. Ich bemerkte bald, daß der Hintergrund des leeren Raumes von einer großen Kiste begrenzt ward, und daß eine ähnliche die rechte Seite einschloß. Die linke Seite war die schräge Kante der Kiste selbst, ungefähr zwanzig Zoll oder zwei Fuß breit.

Ich kümmerte mich aber sehr wenig um hinten, links oder rechts. Die Decke des kleinen Gemachs war es, was für mich das größte Interesse hatte, denn in dieser Richtung beabsichtigte ich womöglich meinen Tunnel weiter fortzusetzen.

Ich wußte, daß ich in horizontaler Richtung nun weit genug war, denn der Hauptvorthail, den ich durch die Entdeckung des leeren Raums gewonnen, bestand darin, daß er mich so weit aufwärts brachte als die Pianokiste stark war – ungefähr zwei Fuß, wie ich gesagt habe, abgesehen von dem freien Raume darüber.

Deßhalb wünschte ich weder nach der rechten noch nach der linken Seite weiter vorwärts zu arbeiten, wenn ich nicht durch ein Hinderniß dazu getrieben ward.

Aufwärts war das Echo meiner Gedanken.

»*Excelsior! Excelsior!*«

Noch zwei oder drei Stationen – vielleicht weniger, wenn kein Hinderniß dazwischen kam, und ich war vielleicht frei!

Das Herz pochte mir vor Freuden, als diese Aussicht an meinem innern Auge vorüberging.

Ich war nicht frei von banger Besorgniß, als ich die Hand nach der Decke meines leeren Gemachs emporhob. Meine Finger zitterten, als sie Etwas berührten, was, wie ich wohl wußte, Leinwand war, und fuhren unwillkürlich davon zurück.

O barmherziger Himmel! Wieder dieses verhaßte Fabrikat! Ein Ballen Leinwand!

Ich war dessen jedoch noch nicht ganz gewiß. Ich entsann mich des Irrthums, den ich in dieser Hinsicht schon begangen. Ich mußte die Sache näher untersuchen.

Ich ballte die Faust und schlug damit derb auf den Boden des Collo.

Ha! Es war ein angenehmer Ton, welcher dem Schlage antwortete. Es war nicht ein Ballen Leinwand, sondern eine Kiste wie viele andere, zwei oder drei Mal mit grober Packleinwand überzogen.

Tuch es konnte auch nicht sein, denn anstatt des dumpfen Tones, den die Tuchkisten zurückgaben, wenn man daran schlug, gab die hier fragliche einen hohlen Ton von sich, gerade als ob sie leer wäre.

Dies schien mir sehr seltsam zu sein. Leer konnte sie nicht sein, denn warum wäre sie sonst hier gewesen? Und wenn sie nicht leer war, was enthielt sie dann?

Ich hämmerte mit dem Hefte meines Messers daran – immer noch derselbe hohle Ton.

»Gut,« dachte ich. »Wenn sie leer ist, um so besser; ist sie jedoch nicht leer, so ist ganz gewiß Etwas von leichter

Beschaffenheit darin – Etwas, was sich leicht beseitigen läßt. Gut.«

Nachdem ich diese Betrachtung angestellt, beschloß ich, keine Zeit weiter mit Muthmaßungen zu verlieren, sondern mich von dem Inhalte dieser neuen Kiste dadurch zu überzeugen, daß ich mir den Weg hineinbahrte, und binnen wenigen Augenblicken hatte ich die Leinwand aufgetrennt, welche den Boden der Kiste schützte.

Ich fand die Stellung, in der sie stand, unbequem. Der dreieckige Raum, der nach unten spitz zulief, hinderte mich, ordentlich auf meinen Füßen zu stehen, doch half ich diesem Uebelstande bald ab, indem ich den Winkel mit einigen Stücken Tuch und Sammt ausfüllte, die mir nahe zur Hand lagen.

Nun fuhr ich in meiner Arbeit auf bequemere Weise fort.

Ich brauche nicht die Art und Weise zu beschreiben, auf welche ich den Boden der Kiste durchbrach. Ich machte es eben so wie bei den andern und mit demselben Erfolge. Ich brauchte nur einen einzigen Querschnitt zu machen, und meine mit ihrem neuen Hefte versehene Klinge hielt sich dabei wunderbar. Dann riß ich die getrennten Breiter heraus.

Ich war nicht wenig überrascht, als ich in das Innere gelangte und den Inhalt der Kiste ermittelte.

Es dauerte einige Zeit, ehe ich ihn durch das Gefühl erkennen konnte; als es mir aber gelungen war, einen Theil von dem Ganzen loszumachen, und als ich meine Finger

über die Umrisse hingleiten ließ, erkannte ich endlich, was es war – es waren *Damenhüte*!

Ja, Damenhüte, und Nichts als Dies; alle, wie es schien, fertig mit Federn, Blumen und Bändern aufgeputzt.

Hätte ich damals eine genauere Kenntniß von den Trachten der Peruvianer besessen, so würde ich vielleicht noch mehr überrascht gewesen sein, einen so sonderbarem Artikel auf ihrer Einfuhrliste zu finden. Ich würde gewußt haben, daß ein Hut auf dem Kopfe einer schönen Peruvianerin niemals zu sehen ist. Damals aber wußte ich hiervon noch Nichts und wunderte mich blos, daß ein solcher Artikel in der Ladung eines großen Schiffes mit vorkommen konnte.

Später ward mir die Sache klar gemacht, und zwar auf folgende Weise:

In vielen südamerikanischen Städten wohnen Engländerinnen und Französinnen – die Frauen und Schwestern hier etablierter englischer und französischer Kaufleute sowohl als verschiedener Beamten – und diese Damen halten, obschon in so weiter Ferne von ihrem Vaterlande, hartnäckig an den londoner und pariser Moden fest, trotz des Spottes, mit welchem ein so abgeschmackter Kopfputz von ihren schönen Schwestern des spanischen Amerika betrachtet wird.

Für diese Ausländerinnen war also diese Kiste mit den Damenhüten bestimmt gewesen.

Es thut mir leid, hinzuzufügen, daß für diese Saison ihre Erwartungen getäuscht werden mußten. Die Hüte hätten sie niemals erreichen können, oder wenn dies der

Fall gewesen wäre, so wäre es doch in einem Zustande geschehen, der sie zu jedem Zwecke des Schmuckes untauglich gemacht hätte.

Meine Hand war eine unbarmherzige, denn als sie einmal in die Kiste hinein war, hielt sie in ihrem Werke der Zerstörung nicht eher inne als bis diese sämtlichen schönen Hüte zusammengeknautscht und in weniger als dem zehnten Theile des werthvollen Raumes untergebracht waren, den sie bis jetzt eingenommen.

Ohne Zweifel ward später manche Verwünschung auf mein unglückliches Haupt geschleudert, und die einzige Entschuldigung, die ich vorbringen konnte, ist, die einfache Wahrheit zu sprechen – nämlich, daß es für mich eine Frage war, bei der es sich um Leben und Tod handelte, und die Hüte mußten deßhalb dem Verderben anheimfallen.

Wahrscheinlich ward dies da, wo man den Hüten mit Sehnsucht entgegensah, durchaus nicht mit Befriedigung aufgenommen.

Ich hörte niemals, ob dies der Fall war oder nicht. Ich weiß blos, daß ich später – aber lange nachher – in den Stand gesetzt ward, mein eigenes Gewissen in dieser Angelegenheit dadurch zu befriedigen, daß ich den von der transatlantischen Putzmacherin in Anspruch genommenen Schaden bezahlte.

ZWEIUNDSECHSZIGSTES KAPITEL. ICH ERSTICKE
BEINAHE.

Nachdem ich die Hüte beseitigt hatte, war mein Nächstes, in die leere Kiste hinaufzuklettern und womöglich den Deckel oder einen Theil davon zu entfernen.

Erst jedoch versuchte ich zu ermitteln, was oben darauf war, und zu diesem Zwecke befolgte ich eine Prozedur, die mir schon mehr als einmal gute Dienste geleistet, indem ich nämlich durch die Ritzen hindurch mit der Klinge meines Messers recognoscirte.

Unglücklicher Weise war dies jetzt kürzer und zu diesem Zwecke nicht mehr so tauglich wie früher – aber dennoch war es lang genug, um durch ein zolldickes Bret und zwei Zoll darüber hinauszureichen, und dies setzte mich ohne Zweifel in den Stand, zu bestimmen, ob das nächste Hinderniß, auf welches ich stoßen mußte, ein hartes oder ein weiches wäre.

Sobald ich einmal in der Hutkiste war, fuhr ich mit der Klinge durch den Deckel. Das oben darüber befindliche Collo bestand aus etwas Weichem und Nachgiebigem. Ich besann mich, daß ein Leinwandüberzug vorhanden war, aber ich stieß die Klinge bis an das Heft hinein und immer noch traf sie auf Nichts was wie Holz gewesen wäre oder Aehnlichkeit mit den Bretern einer Kiste gehabt hätte.

Eben so gewiß aber war auch, daß es keine Leinwand war, denn die Klinge fuhr so ungehindert hinein wie in

eine Masse Butter – und dies wäre nicht der Fall gewesen, wenn das Collo in einem Leinwandballen bestanden hätte.

Sobald ich einmal wußte, daß dies nicht sein konnte, war mein Gemüth beruhigt.

Lieber wollte ich mit jedem andern Gegenstande zu thun haben, nur nicht mit diesem.

Ich probirte an mehreren Stellen – an dem ganzen Deckel herum und überall konnte ich meine Klinge bis an das Heft und zwar mit ganz geringer Kraftanstrengung hineinstoßen.

Ganz gewiß bestand das Collo aus einer Substanz, mit der ich bis jetzt noch Nichts zu thun gehabt – aber *was* es für eine war, davon konnte ich mir keine Idee machen.

Indessen, sie fühlte sich nicht an, als ob sie meinem weiteren Vordringen ein sehr ernstes Hinderniß in den Weg legen wollte, und in dieser angenehmen Voraussetzung begann ich sie zu unterminiren, indem ich ein Bret aus dem Deckel nahm, auf dem sie lag.

Dieser erforderte natürlich die langweilige und mühsame Procedur eines Querschnitts mit meinem Messer – eine Arbeit, die mehr von meiner Zeit absorbirte und mir mehr Anstrengung verursachte als alle Uebrige zusammen genommen.

Aber es war unbedingt nothwendig, denn es gab keinen andern Weg, auf welchem ich durch den Deckel der Kiste hindurch konnte. Auf jeder ruhte das schwere Gewicht der oben darauf liegenden Colli, und eines der Bretter abzusprengen, so lange diese Wucht darauf lastete,

war unmöglich. Nur dadurch, daß ich sie in der Quere durchschnitt, konnten sie entfernt werden.

Der Deckel der Hutkiste war, wie sich ergab, nicht sehr schwierig zu durchschneiden. Er war von dünnem Bret und nach ungefähr drei Viertelstunden hatte ich das Mittelstück der drei – denn es waren gerade drei Breter zu dem Deckel – entzweigeschnitten.

Die durchschnittenen Stücke ließen sich mit leichter Mühe abwärts biegen und entfernen.

Hierauf ward eine Stelle des Leinwandüberzuges durchgetrennt und ich konnte nun die Hand an das unbekannte Collo legen, welches oben darauf ruhte.

Ich erkannte den Gegenstand sofort. Ich war oft genug in der Scheune meines Onkels beschäftigt gewesen, um zu wissen, wie ein Sack sich anfühlte.

Es war also ein *Sack*.

Er war mit Etwas gefüllt. Womit aber? Mit Weizen, oder Gerste, oder Hafer?

Nein, Körner waren es nicht, sondern etwas Weicheres und Feineres.

War es ein Sack Mehl?

Das mußte ich bald ermitteln. Meine Klinge fuhr in den Sack hinein und bewirkte einen Schnitt, der groß genug war, daß ich mit der Faust hindurch konnte.

Ich brauchte aber nicht erst mit der Hand hineinzufahren, denn als ich sie auf das auf diese Weise gemachte Loch hielt, fühlte ich eine weiche Substanz herausströmen, mit welcher meine flache Hand sich augenblicklich

füllte, und als meine Finger sich darüber schlossen, fühlte mich überzeugt, daß ich eine Faust voll Mehl hatte.

Meine Hand fuhr damit sofort nach den Lippen, und durch Kosten des herrlichen Staubes überzeugte ich mich, daß meine Vermuthung richtig war.

Es war wirklich ein Sack Mehl!

Dies war eine freudenvolle Entdeckung. Hier war Speise und genug, um mich auf Monate zu versorgen!

Nun schwebte ich nicht mehr in Gefahr, zu verhungern – nun brauchte ich keine Ratte mehr zu verzehren.

Nein, von Mehl und Wasser konnte ich leben wie ein König. Was that es, daß es roh war? Es war süß und schmackhaft und zuträglich.

»Der Himmel sei gepriesen! Nun bin ich nicht mehr in Gefahr!«

Ungefähr ein solcher Ausruf entschlüpfte mir, als ich zur vollen Würdigung der Wichtigkeit meiner neuen Entdeckung gelangte. Ich hatte jetzt mehrere Stunden hinter einander gearbeitet und bedurfte abermals der Ruhe. Auch war ich hungrig und konnte nicht dem Wunsche widerstehen, von diesem neuen Artikel meiner Küche einen großartigen Schmaus zu halten.

Ich füllte mir daher die Taschen mit Mehl und schickte mich an, auf meinen alten Platz hinter dem Wasserfasse zurückzukehren.

Ich gebrauchte die Vorsicht, die Wunde, die ich in dem Mehlsack gemacht, wieder zu verbinden, indem ich ein Stück losgeschnittene Leinwand in das Loch stopfte, und dann begann, abwärts zu steigen.

Die Ratten mit Sack und Allem wurden in den ersten besten Winkel geschoben, denn hoffte, daß die Nothwendigkeit mich niemals zwingen würde, sie wieder hervorzuziehen, und dann, nachdem ich mir eine tüchtige Quantität Mehlteig eingerührt, hielt ich ein so leckeres Mahl, als ob ich den köstlichsten Pudding geschmaus't hätte, der jemals bereitet worden.

Einige Stunden guter Schlaf erfrischten mich wieder, und als ich erwachte, aß ich wieder eine Portion Mehlteig und begann sodann abermals nach meiner nun bedeutend erweiterten Gallerie hinaufzusteigen.

Als ich durch das zweite Stockwerk Kisten kletterte, war ich überrascht, rings um mich herum auf allen Seiten eine weiche staubartige Substanz zu fühlen, die über die Breter überall gestreut war, wo dieselben horizontal lagen.

Als ich aber in den dreieckigen Raum neben der Pianokiste kam, fand ich, daß die untere Hälfte des Raumes mit demselben Staube ausgefüllt war, so daß ich, als ich darauf trat, bis an die Knöchel hineinsank.

Ueberdies bemerkte ich, daß ein Regen von dieser selben weichen Substanz mir auf Kopf und Schultern herabfiel, und als ich unversehens mein Gesicht aufwärts wendete, kam sie mir in Mund und Augen, so daß ich auf die heftigste Weise niesen und husten mußte.

Einen Augenblick lang war mir zu Muthe, als ob ich in Gefahr wäre, zu ersticken, und mein erster Impuls war, schnell den Rückzug anzutreten und mich wieder hinter das Wasserfaß zu retiriren.

Ich brauchte jedoch nicht so weit zu gehen, denn als ich bis an die alte Zwiebackkiste kam, bemerkte ich, daß mich hier der Staub nicht mehr erreichte. Ich konnte mir diese eigenthümliche Erscheinung sehr bald erklären. Es war das Mehl, welches auf diese Weise herabströmte. Die Bewegung des Schiffes hatte den Leinwandlumpen, womit ich das Loch verstopft, herausgeschüttelt und das Mehl entwich.

Ohne Zweifel war dies die Ursache dieser Vergeudung.

Sofort bedachte ich, daß auf diese Weise das ganze Mehl verloren gehen könne, und ich dann gezwungen sein würde, zu der Rattenkost zurückzukehren. Deßhalb war es nothwendig, nach dem Sacke hinaufzusteigen und der weiteren Verwüstung sofort Einhalt zu thun.

Trotz einiger Befürchtungen, die ich in Bezug auf das Ersticken hatte, sah ich ein, daß durchaus Etwas geschehen müsse, und indem ich Mund und Augen schloß, kletterte ich, so schnell ich konnte, wieder nach der leeren Hutkiste.

Ich fühlte Mehl auf allen Seiten liegen, während ich hinaufstieg, aber es war mir, als wenn es nicht mehr herabregnete.

Dies war auch in der That der Fall, denn als ich die Hutkiste erreichte, fand ich, daß aufgehört hatte, aus dem Sacke zu laufen, und zwar aus dem einfachen Grunde – weil es vollständig heraus war. Der Sack war leer!

Vielleicht würde ich dies als ein größeres Unglück betrachtet haben, wenn ich nicht gesehen hätte, daß das Mehl ja nicht ganz verloren war. Allerdings war viel

durch die Spalten hindurch und auf den untersten Boden des Schiffsraumes hinabgefallen, aber eine große Quantität – so viel als ich brauchen konnte – war auf den Tuchstücken liegen geblieben, die ich auf den Boden der dreieckigen Höhle gelegt, so wie auch an den anderen Stellen, wo ich dazu gelangen konnte, so oft ich dessen brauchte.

Darauf kam indessen wenig an, denn einen Augenblick später hatte ich eine Entdeckung gemacht, die alle Gedanken an das Mehl mir aus dem Kopfe trieb und jede Berechnung in Beziehung auf meine künftige Verproviantirung, an Speise sowohl wie an Wasser, zu einem Gegenstande von sehr geringfügiger Bedeutung machte.

Ich hatte meine Hand aufwärts gestreckt, um zu ermitteln, ob der Sack ganz leer sei. Es schien so. Warum sollte ich ihn daher nicht durch die Oeffnung ziehen, um ihn aus dem Wege zu schaffen? Es war kein Grund vorhanden, warum ich dies nicht sollte, und ich zerrte ihn daher sofort herunter und warf ihn hinter mich.

Dann hob ich meinen Kopf durch den oberen Theil der Kiste in den Raum hinaus, wo der Sack gestanden hatte.

Barmherziger Himmel! Was sah ich? *Licht! Licht! Licht!*

DREIUNDSECHSZIGSTES KAPITEL. LICHT UND LEBEN!

Ja, meine Augen wurden wieder durch himmlisches Licht erfreut, welches mein Herz mit vollständiger Wonne erfüllte.

Ich wäre nicht im Stande, das Glück zu schildern, welches ich fühlte. Jede Furcht verließ mich mit einem Male.

Ich hatte nicht mehr die mindeste Besorgniß. Ich war gerettet.

Das Licht, welches ich sah, war nur ein sehr schwacher Strahl, der durch einen Ritz zwischen zwei Bretern zu dringen schien. Er zeigte sich über mir, nicht gerade senkrecht über mir, sondern vielmehr in einer schrägen Linie, und anscheinend ungefähr acht oder zehn Fuß entfernt.

Ich wußte, daß durch das Deck hindurch dieses Licht nicht kommen konnte. Zwischen der Planke des Deckes eines Schiffes giebt es keine offenen Zwischenräume. Es mußte durch die Luke kommen, und sehr wahrscheinlich kam der Lichtstrahl, den ich sah, durch die Fallthür oder Luke, an einer Stelle, wo das getheerte Tuch, welches den Ueberzug derselben bildete, abgerissen oder durchlöchert war.

Während ich diesen dünnen Strahl betrachtete, der wie ein Meteor über mir leuchtete, hielt ich ihn für den lieblichsten Gegenstand, den ich jemals gesehen.

Kein Stern am blauen Himmel war mir jemals halb so glänzend oder schön erschienen.

Er glich dem Auge eines guten Engels, welcher auf mich herablächelte und mich in der Welt des Lebens wieder willkommen hieß.

Ich blieb nicht lange in meiner Positur innerhalb der Hutkiste. Ich glaubte dem Ende meiner Arbeit und dem Ziele meiner Hoffnungen nahe zu stehen und hatte keine Lust, an der Schwelle der Befreiung zu zaudern.

Je näher ich dem Ziele kam, desto mehr lag mir daran, es zu erreichen, und ohne das mindeste Zögern begann ich daher sofort, die in den Deckel der Kiste gemachte Oeffnung zu erweitern.

Die Thatsache, daß ich das Licht gesehen, überzeugte mich von einer wichtigen Wahrheit, nämlich, daß ich die *oberste* Schicht der Ladung erreicht hatte.

Da das Licht sich in einer schrägen Richtung zeigte, so konnten sich keine Kisten oder andern Colli zwischen ihm und meinen Augen befinden, und demzufolge war der Raum leer. Diese Leere konnte bloß *oberhalb* der Ladung statthaben.

Die Sache ward jedoch sehr bald vollständig entschieden. Ich brauchte nicht ganz zwanzig Minuten, um ein Loch auszuweiten, welches groß genug für mich war, um hindurchkriechen zu können, und mir kaum die Mühe nehmend, es weit genug zu machen, quetschte ich mich hindurch und kletterte oben aus der Kiste hinaus.

Ich hob meine Arme über den Kopf und streckte sie rund um mich her.

Nur nach hinten konnte ich Etwas bemerken – einige noch höher aufgethürmte Kisten, Ballen und Säcke – nach vorn aber war Nichts als leere Luft.

Ich blieb einige Minuten lang auf dem Deckel der Kiste an der Stelle sitzen, wo ich hinausgeklettert war, und ließ die Beine nach außen hinabhängen. Ich hütete mich wohl, herunterzusteigen, um nicht etwa in eine tiefe Höhle zu fallen. Ich blieb sitzen und betrachtete den

schönen Strahl, der jetzt meinem Gesichte noch näher leuchtete.

Allmählig gewöhnten meine Augen sich an das Licht, und obschon die Ritze, wie schon gesagt, nur einen dünnen Strahl einließ, so begann ich doch, die Gestalten der in der Nähe befindlichen Gegenstände zu unterscheiden.

Ich erkannte bald, daß der leere Raum sich nicht weit erstreckte, war eine kleine Grube, von unregelmäßiger, runder Form, eine Art Amphitheater, von allen Seiten durch die ungeheueren Waarenballen eingeschlossen die ringsumher aufgethürmt waren.

Es war in der That ein Raum, der unter der Luke übrig geblieben, nachdem die ganze Ladung untergebracht war, und eine Anzahl Tonnen und Säcke lagen darin umher, welche Lebensmittel zu enthalten schienen – ohne Zweifel Proviant für die Schiffsmannschaft – der hierher gebracht war, um, wenn er gebraucht ward, leicht zugänglich zu sein.

Auf der einen Seite des kleinen Amphitheaters war ich aus meiner Gallerie herausgekommen, und ohne Zweifel befand ich mich gerade unter dem Rande der Luke.

Ich brauchte nur noch ein paar Schritte vorwärts zu gehen, an die Breter über meinem Kopfe zu pochen und die Mannschaft zu meinem Beistande herbeizurufen.

Obschon aber nur ein einziger Schlag und ein einziger Ruf nöthig waren, um meine Befreiung herbeizuführen, so dauerte es doch lange, ehe ich den nöthigen Muth zusammenraffen konnte, um diesen Schlag zu thun, oder diesen Ruf auszustoßen.

Ich brauche nicht erst zu sagen, worin die Gründe meines Zögerns bestanden. Man denke nur an das, was hinter mir war – an den Schaden, den ich der Ladung zugefügt – einen Schaden, der sich vielleicht auf mehrere Hundert Pfund Sterling belief – man denke sich, daß ich völlig außer Stande war, dafür auch nur den mindesten Ersatz durch Bezahlung oder auf andere Weise zu leisten – man denke sich das, und man wird begreifen, warum ich so lange unschlüssig auf dem Rande der Hutkiste sitzen blieb.

Eine furchtbare Bangigkeit hatte sich meiner bemächtigt. Ich fürchtete die Entwicklung dieses dunklen Drama's, und kein Wunder, daß ich zögerte, es zu Ende zu bringen.

Wie konnte ich jemals dem Zorne des Capitains und der brutalen Wuth jenes grimmigen Steuermannes gegenüberreten? Wie konnte ich ihre Blicke, ihre Worte, ihre Flüche, und höchstwahrscheinlich die Thätlichkeiten ertragen, die ich von ihnen zu erwarten hatte? Am Ende – warfen sie mich gar in das Meer!

Ein Schauer des Entsetzens durchrieselte mich, als ich an die Wahrscheinlichkeit eines solchen Schicksals dachte.

Eine plötzliche Veränderung war in meiner Gemüthsstimmung vorgegangen. Nur einen Augenblick vorher hatte jener blinkende Strahl mein Herz mit Freude erfüllt, und jetzt, während ich dasaß und ihn betrachtete, pochte es vor Furcht und Angst.

VIERUNDSECHSZIGSTES KAPITEL. EINE ERSTAUNTE
SCHIFFSMANNSCHAFT.

Ich versuchte, mich auf ein Mittel zu besinnen, durch welches ich in den Stand gesetzt werden könnte, den durch mich angerichteten Schaden zu ersetzen, aber meine Betrachtungen waren eben so vergeblich als bitter.

Ich besaß Nichts auf der weiten Welt, Nichts als meine alte Uhr, und diese – ha! ha! ha! – damit hätte ich kaum die Kiste Zwieback bezahlen können!

Allerdings besaß ich noch Etwas, und ich besitze es noch, denn ich habe es bis diese Stunde aufbewahrt, Etwas, was ich weit höher schätzte als meine Uhr, weit höher als tausend Uhren, aber dieses Etwas, obschon es von mir so hoch geschätzt ward, würde von Andern auf kaum sechs Pence taxirt worden sein.

Der Leser erräth, wovon ich spreche – ich meine *mein* gutes altes Messer.

Mein Onkel that natürlich jedenfalls Nichts in der Sache. Er hatte an mir weiter kein Interesse als daß er mir ein Obdach gab, und dies war keine Sache der freien Wahl vielmehr als der Verantwortlichkeit. Er war in keinerlei Weise verbunden, den von mir angerichteten Schaden zu ersetzen, und ich dachte auch keinen Augenblick lang daran, daß mir von dieser Seite in dieser Beziehung Hilfe kommen könne.

Ein einziger Gedanke war es, der mir eine schwache Hoffnung bot, ein einziger Ausweg, der einiger Maßen vernünftig zu sein schien. Es war dieser:

Ich konnte mich auf eine lange Zeit in den Dienst des Capitains verdingen. Ich konnte ihm als Schiffs- oder Kajütenjunge, oder als sonst Etwas dienen, und auf diese Weise meine Schuld abarbeiten.

Wenn er mich zu diesem Zwecke annahm – und was konnte er sonst weiter thun, ausgenommen, wenn er mich nicht wirklich über Bord warf? – dann konnte Alles noch gut werden.

Dieser Gedanke ermuthigte wieder, und ich beschloß, sobald ich den Capitain zu Gesicht bekäme, ihm diesen Vorschlag zu machen.

Gerade in diesem Augenblicke hörte ich ein lautes stampfendes Getöse über mir. Es glich den schweren Fußtritten von Männern, welche auf dem Deck hin- und herliefen.

Dieses Getöse ließ sich auf beiden Seiten der Luke und rings herum auf dem ganzen Deck vernehmen.

Dann hörte ich Stimmen, menschliche Stimmen. O wie angenehm waren sie meinem Ohre!

Zuerst hörte kurze Worte und Redensarten, dann aber stimmten Alle zusammen einen Gesang oder Chor an.

So rauh derselbe auch sein mochte, so hatte ich doch während meines ganzen Lebens niemals Klänge gehört, die mir so musikalisch oder harmonisch erschienen wären wie dieser Arbeitsgesang der Matrosen.

Er erfüllte mich mit Vertrauen und Muth.

Ich konnte meine Gefangenschaft nicht länger ertragen, und in dem Augenblicke, wo der Chorgesang zu Ende war, sprang ich vorwärts unter die Luke und pochte mit dem hölzernen Griffe meines Messers laut an die Planken über meinem Kopfe.

Ich horchte. Mein Pochen war gehört worden. Die Stimmen oben sprachen durcheinander und ich konnte Ausrufungen der Ueberraschung unterscheiden; obschon aber das Reden fort dauerte und selbst eine größere Anzahl von Stimmen sich dabei zu betheiligen schienen, so ward doch kein Versuch gemacht, die Fallthür der Treppe aufzuheben.

Ich wiederholte mein Pochen lauter als vorher, und fügte den Ruf meiner Stimme hinzu. Aber ich bemerkte selbst, daß meine Stimme schwach und matt war wie die eines Kindes, und ich zweifelte, ob sie gehört worden sein konnte.

Wieder hörte ich eine Menge lauter Ausrufungen, welche Ueberraschung verriethen, und aus der Menge Stimmen nahm ich ab, daß die ganze Mannschaft sich um die Luke versammelt hatte.

Ich pochte zum dritten Male, um die Sache gewiß zu machen, und dann trat ich ein wenig auf die Seite, in banger, schweigender Erwartung.

Es dauerte nicht lange, so hörte ich ein Gescharr auf der Fallthür der Luke. Es war die getheerte Leinwanddecke, welche man davon hinwegnahm, und sobald dieselbe entfernt war, bemerkte ich, daß durch mehrere Ritzen zwischen den Fugen der Planken Licht zu mir hereindrang.

Im nächsten Augenblick aber öffnete sich der Himmel plötzlich über mir und der Strom von Licht, welcher auf mein Gesicht herabfluthete, machte mich vollkommen blind.

Ja, er that noch mehr – er war die Ursache, daß ich ohnmächtig ward und rückwärts gegen die Kiste zurücksank.

Ich verlor das Bewußtsein nicht mit einem Schlage, sondern allmählig, mit einem seltsamen Gefühl, welches alle meine Sinne verwirrte.

So wie die Lukenthür aufgehoben ward, bemerkte ich einen Kreis von rauhen Köpfen, menschlichen Köpfen und Gesichtern, am Rande der Oeffnung herum, und ich bemerkte auch, daß alle mit dem Ausdruck des äußersten Schreckens plötzlich zurückfuhren.

Zugleich hörte ich allerlei Worte und Ausrufe, welche dasselbe verriethen; aber das Geschrei erstarb allmählig in meinen Ohren, und das Licht verdüsterte und verdunkelte sich vor meinen Augen, während ich in einen Zustand von Bewußtlosigkeit verfiel, der eben so vollständig war als ob ich todt gewesen wäre.

Natürlich war ich bloß ohnmächtig geworden. Ich war unempfindlich gegen das, was um mich her vorging. Ich

sah nicht die rauhen Köpfe, als sie über dem Rande der Luke wieder zum Vorschein kamen und mich wieder mit Blicken des Entsetzens betrachteten. Ich sah nicht, wie endlich Einer von ihnen Muth faßte und auf die oberste Schicht der Ladung herabsprang, während ein zweiter und dritter ihm folgte, bis mehrere neben mir standen und sich über mich neigten und eine Masse von Muthmaßungen und anderen dergleichen Redensarten durch einander hören ließen.

Ich fühlte sie auch nicht, als sie mich behutsam in ihren Armen emporhoben und mir theilnehmend an den Puls fühlten, und ihre riesigen rauhen Hände auf mein Herz legten, um zu sehen, ob das Leben noch darin schlüege.

Eben so wenig fühlte ich den großen Matrosen, der mich aufhob und an seine Brust gedrückt hielt, bis er, nachdem eine kurze Leiter herbei gebracht und in die Luke hineingestellt worden, mich aus dem Raume hinauftrug und mich sorgfältig auf das Quarterdeck legte.

Ich hörte Nichts, ich sah Nichts, ich fühlte Nichts, bis eine Erschütterung, als wenn mir kaltes Wasser in das Gesicht geschüttet würde, mich abermals aus meiner Erstarrung aufrüttelte und mir sagte, daß ich noch lebte.

FÜNFUNDSECHSZIGSTES KAPITEL. DIE ENTWICKELUNG.

Als ich wieder zur Besinnung kam, sah ich, daß ich auf dem Deck lag. Eine Menge war um mich versammelt, und ich mochte schauen in welcher Richtung wollte, so ruheten meine Augen auf Gesichtern.

Es waren rauhe Gesichter, aber auf keinem derselben bemerkte ich einen unfreundlichen Ausdruck. Im Gegentheil bemerkte ich Blicke des Mitleides und Worte der Theilnahme.

Es waren die Matrosen; die ganze Schiffsmannschaft war um mich versammelt.

Einer neigte sich über mein Gesicht, flößte mir Wasser ein und kühlte meine Schläfe mit einem nassen Tuche.

Ich kannte diesen Mann auf den ersten Blick – es war Waters – derselbe, der mich von dem Schiffe an's Land getragen und mir das kostbare Messer geschenkt hatte. Er hatte damals nicht geahnt, welche große Dienste mir leisten sollte und seitdem auch wirklich geleistet hatte.

»Waters,« sagte ich, »kennt Ihr mich noch?«

Er stutzte bei diesen Worten und gab seine Ueberraschung nach Seemannsart zu erkennen.

»Soll mir der Sturm das Takelwerk zerreißen!« rief er; »soll mir der Sturm das Takelwerk zerreißen, wenn dies nicht das kleine Splitzeisen ist, welches im Hafen bei uns an Bord kam.«

»Der Knabe, der mitsegeln wollte!« riefen Mehrere wie aus Einem Munde.

»Ganz derselbe, ohne Frage.«

»Ja,« antwortete ich, »so ist es, ich bin es.«

Abermals folgte eine Salve von Ausrufungen des Erstaunens, und dann trat augenblickliches Schweigen ein.

»Wo ist der Capitain?« fragte ich. »Waters, wollt Ihr mich zu dem Capitain bringen?«

»Du wünschst den Capitain zu sprechen, mein Junge, hier ist er,« antwortete der breitschulterige Matrose in freundlichem Tone, streckte dann den Arm aus und machte eine Oeffnung in dem Kreise, der mich umgab.

Ich blickte durch diese Oeffnung. Ich sah denselben wohlgebildeten Mann, in dem ich früher den Capitain's erkannte. Er war nur wenige Zolle entfernt und stand vor der Thür seiner Kajüte.

Ich sah ihm in's Gesicht. Der Ausdruck desselben war streng, aber dennoch flößte er mir keine Furcht ein. Ich glaubte, es sei ein Blick, der milder nicht werden könnte.

Ich wußte einen Augenblick lang nicht, welches Verfahren ich einschlagen sollte, dann aber raffte meine ganze Energie zusammen, erhob mich auf meine Füße, taumelte vorwärts und kniete vor ihm nieder.

»O, Sir!« rief ich, »können sie mir wohl vergeben?«

Dies oder etwas Aehnliches sagte ich. Weiter war ich keines Wortes mächtig.

Ich sah ihm nicht mehr in's Gesicht. Ich heftete meine Augen auf das Deck und erwartete seine Antwort.

»Na, mein Junge, steh' auf!« sagte eine Stimme in gutigem Tone; »steh' auf und komm' mit mir in die Kajüte.«

Eine Hand legte sich auf die meine, ich ward auf meine Füße emporgerichtet und davongeführt.

Der Mann, der neben mir herging und mich führte, während ich entlang taumelte, war der Capitain selbst.

Dies sah nicht aus, als wenn man mich den Haifischen vorwerfen wollte. War es möglich, daß die Sache einen so glimpflichen Ausgang nahm?

Als ich in die Kajüte trat, sah ich meinen Schatten in einem Spiegel. Ich würde mich nicht wiedererkannt haben. Mein ganzer Körper war so weiß, als wenn er mit Kalk übertüncht worden wäre; aber besann mich auf das Mehl.

Nur mein Gesicht war zu sehen, und dieses war fast eben so weiß als alles Uebrige – weiß, abgezehrt und knochig wie das eines Skeletts.

Ich sah, daß Angst, Entbehrung und magere Kost in meinem Fleische eine arge Verwüstung angerichtet hatten.

Der Capitain setzte mich auf ein Sopha, rief seinen Steward und befahl diesem, mir ein Glas Portwein einzuschenken. Er sprach kein Wort, bis ich es getrunken hatte, dann wendete er sich zu mir mit einem Blicke, in welchem ich Nichts von Härte oder Strenge lesen konnte, und sagte:

»Nun, mein Junge, erzähle mir die ganze Geschichte.«

Es war eine lange Geschichte, aber ich erzählte sie von Anfang bis zu Ende. Ich verschwieg Nicht, weder von den Beweggründen, welche mich bestimmt hatten, von daheim fortzulaufen, noch auch das Mindeste von dem ungeheueren Schaden, den ich der Ladung zugefügt.

Dies jedoch war ihm schon bekannt, da schon längst die halbe Mannschaft meine Schlupfwinkel hinter dem Wasserfasse gesucht und Alles ermittelt hatte.

Als ich mit meiner Erzählung fertig war, schloß ich mit dem Vorschlage, den ich mir vorgenommen ihm zu machen, und erwartete dann mit bangem Herzen seine Antwort.

Meine Angst war bald vorüber.

»Wackerer Junge!« rief er, indem er aufstand und nach der Thür ging. »Du wünschst Seemann zu werden? Du *verdienst* ein Seemann zu werden, und bei dem Andenken an Deinen braven Vater, den ich zufällig recht wohl gekannt habe, verspreche ich Dir: Du *sollst* ein Seemann werden!

»Heda! Waters!« rief er, indem er den Matrosen, der draußen wartete, herbeirief, »nimm diesen kleinen Burschen mit, takle ihn von Frischem, und sobald er kräftig genug ist, sieh' zu, daß er gehörig im Tauwerk unterrichtet wird.«

Und Waters sah wirklich zu, daß ich eine richtige Kenntniß des Tauwerks – dieses ersten Elements der Seefahrtskunde – erlangte, und auf die geeignetste Weise.

Noch lange Jahre nachher war er unter demselben menschenfreundlichen Capitain mein Schiffskamerad, bis ich selbst nicht mehr Schiffsjunge, sondern Matrose war, und als solcher in die Register des »Inca« eingezeichnet ward.

Dabei aber blieb ich nicht stehen.

»*Excelsior!*« war mein Wahlspruch, und von dem guten Capitain unterstützt, ward ich bald darauf dritter Steueremann und später zweiter, noch später erster und zuletzt Capitain.

Im Laufe der Zeit ward ich auch, was besser als Alles ist, Capitain meines eigenen Schiffes.

Dies war das höchste Ziel meines Ehrgeizes, denn nun konnte ich gehen und kommen wie mir beliebte, und den großen Ocean nach jeder Richtung durchpflügen und mit jedem Welttheile Handel treiben.

Eine meiner allerersten und glücklichsten Reisen, – ich meine mit meinem eigenen Schiffe – war nach Peru, und ich entsinne mich recht wohl, daß ich auch eine Kiste Hüte für die in Callao und Lima wohnenden Engländerinnen und Französinnen mitnahm. *Diese Hüte kamen aber wohlbehalten an.*

Die zerknautschten Hüte waren längst bezahlt, eben so der verschüttete Branntwein und der an dem Tuche und Sammet angerichtete Schaden.

Im Ganzen genommen belief er sich nicht auf eine gar zu große Summe, und die Eigenthümer, welche sämmtlich menschenfreundliche Leute waren, nahmen die Umstände in Anbetracht und verfuhrten nachsichtig gegen den Capitain, welcher wiederum mir die Sache so leicht als möglich machte. Binnen wenigen Jahren hatte ich Alles abgemacht, oder, wie wir Seeleute sagen, »die Raaen gebraßt.«

Ich habe nun blos noch zu erwähnen, daß ich, nachdem ich lange Jahre die Meere beschifft und durch glückliche Handelspeculationen und Sparsamkeit soviel erworben, als ich zu meinem Unterhalt brauchte, der Wellen und des Sturmes überdrüssig geworden war und

mich nach einem ruhigeren und stilleren Leben auf dem Lande zu sehnen begann.

Diese Sehnsucht ward mit jedem Jahre stärker, bis ich endlich, nicht im Stande, ihr länger zu widerstehen, ihrem Einflusse nachzugeben und irgendwo an der Küste vor Anker zu gehen beschloß.

Zu diesem Zwecke verkaufte ich mein Schiff und meine Vorräthe und kehrte wieder in dieses Dorf zurück, wo ich, wie ich zu Anfange meiner Geschichte gesagt habe, geboren bin und auch mein Leben zu beschließen gedenke.

Somit sage ich Allen ein freundliches Lebewohl!